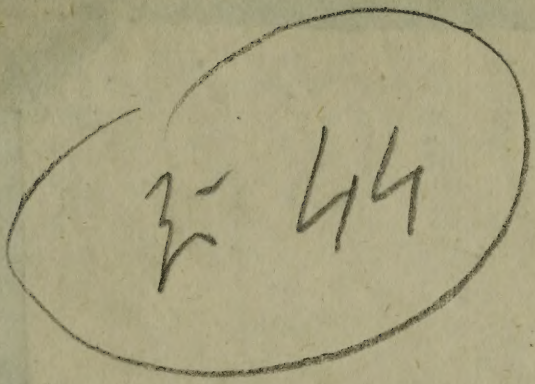

३-44

1.
3063

Handbibliothek für Offiziere,

oder:

Populaire Kriegslehre

für

Eingeweihte und Laien.

Bearbeitet und herausgegeben

von

einer Gesellschaft preußischer Offiziere, unter Leitung der Redaktion der Zeitschrift für Kunst, Wissenschaft und Geschichte des Krieges.

Erster Band.

Geschichte des Kriegswesens.

Berlin, 1838.

Verlag von Friedrich August Herbig.

Geschichte

des

Kriegswesens.

BIBLIOTHEK
DES T. & A. MILITÄR-COMITÉ

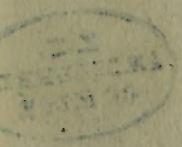
K. K.
ARTILLERIE
COMITÉ

Vierte Abtheilung.

Geschichte der Entwickelung des Kriegswesens im 17ten Jahrhundert.

Berlin, 1838.
Verlag von Friedrich August Herbig.

BIBLIOTHEK
DES I. & K. MILITÄR-COMITÉ



Vorwort.

Die Geschichte der Entwickelung der Kriegskunst im 17ten Jahrhundert hat nach und nach ein Volumen gewonnen, das weder in dem ursprünglichen Plane, noch in dem Willen des Verfassers lag. Wer mehr als Dilettant in der Literatur ist, wird sich dieß erklären können. Das 17te Jahrhundert ist das der Revolution für die Kriegskunst — am Ende desselben ist diese vollbracht —; fast ein halbes Jahrhundert geht dann hin, ohne daß wesentliche Veränderungen in der Kunst, die Armeen aufzubringen, zu verpflegen und zu schaaren stattfinden. Nur der Geist der Kriegführung ändert sich, während die Armeen selbst fast unverändert bleiben. Was die neuere Zeit gebar, hatte häufig in der nächsten Vergangenheit seine Keime, oder beschränkte sich oft auch nur auf

Reproduction längst dagewesener Dinge. Das 17te Jahrhundert ist für das Studium der Kriegsgeschichte in so fern von höchster Wichtigkeit, als es dem Forscher Gelegenheit bietet, sich nach allen Seiten hin über die Kriegführung der verschiedensten Völker zu orientiren. Schweden, Russen, Dänen, Polen, Osmanen, Deutsche, Franzosen, Spanier, Portugiesen und Italiener kommen fast nicht vom Kriegsschauplatze — kein Jahr des Jahrhunderts ohne blutige Kämpfe *).

Daß wir nur bei einzelnen Andeutungen, hin und wieder mit längeren Betrachtungen durchflochten, stehen bleiben konnten, versteht sich von selbst. Nur wo es einzelne Momente betraf, machten wir eine Ausnahme und stellten das Bessere, was darüber sonst schon bekannt geworden, zusammen. — Bei Beschreibung der Schlachten wurden vorzugsweise die Kunslerschen Schlachtpläne, doch nicht ohne Vergleichung mit den vorhandenen Originalplänen, benutzt. Wo Schlachtpläne ganz abgingen,

---

*) Man vergleiche hierüber die chronologisch-synchronistische Uebersicht und Andeutungen für die Kriegsgeschichte vom General Rödlich. 3te Abtheilung.

wurden sie durch andere zweckmäßige Hülfsmittel ersetzt. —

Daß Verfasser bei seinen Untersuchungen häufig zu ganz anderen Resultaten gelangte, wie manche andere Militair-Schriftsteller, dürfte vielleicht weniger in seiner Art und Weise, die Sachen anzuschauen, als in der Benutzung neuerdings bekannt gewordener Hülfsmittel liegen. Wo jedoch Ersteres der Fall war, glaubt er seine Veranlassung dazu auch hinlänglich dargethan zu haben. Wie viel übrigens noch in Bezug auf den behandelten Gegenstand zu thun bleibt, kann Niemand besser würdigen, als der Verfasser selbst. Das Vorhandene nur nothdürftig an einen bestimmten Anfangspunkt zu knüpfen, ist oft mit unendlichen Schwierigkeiten verbunden — Veränderungen, die häufig nur ein roher Empirismus ins Leben gerufen, wissenschaftlich zu begründen, ist nicht selten rein unmöglich —; hierzu kommt endlich die oft unabsichtliche Verdrehung einer Menge von Thatsachen von sonst glaubwürdigen Augenzeugen. Daher denn auch die oft nicht zu lösenden Widersprüche, so scharf man das Messer der Kritik auch immer anlegen mag. —

Uebrigens wäre es ein großes Verdienst, wenn sich Jemand dazu bereitwillig finden ließe,

Spezialgeschichten der einzelnen Kriege des 17ten Jahrhunderts zu schreiben. Sie würden in vielen Beziehungen höchst interessant und unbedingt lehrreicher seyn, als die Geschichte der neueren und meisten großen Kriege, in denen zuletzt nur immer der Feldherr reflectirt, während alle Nebenpersonen in ihm aufgehen oder um ihn ganz verschwinden. Jene Kämpfe bieten eine Quelle der Belehrung und kriegerischen Bildung dar, wie fast keiner der neueren Kriege. Dort zählte der Einzelne noch immer, während hier nur die Massen noch wiegen und deren Lenker.

Kritiker bitten wir, weniger an Tadel des Ganzen, als an Verständigung über das Einzelne zu denken.

Berlin, im Juni 1838.

v. Brandt,
Königl. Preuß. Major.

Inhalt.

I. Der dreißigjährige Krieg.

Frühere Militair-Organisation der Schweden. S. 2 — 6. Gustav Wasa's Regierung. S. 6 ff. Karl's IX. Reformen. S. 11 ff. Zustand des schwedischen Kriegswesens unter Karl IX. und Erich XIV. S. 14 ff. Gustav Adolph's durchgreifende Heeres-Organisation. S. 32. Die Aushebung. S. 33 ff. Die Formation der Truppen. S. 38 ff. Kavallerie. S. 38 ff. Die Infanterie. S. 40 ff. Die Landmiliz. S. 41 ff. Bemerkenswerthe Neuerungen. S. 44 ff. Die Artillerie. S. 46 ff. Die ledernen Kanonen. S. 46 ff. Das Hamilton'sche Geschütz. S. 47 ff. Die Feldverschanzungskunst. S. 49 ff. Das Pontonier-Corps. S. 51. Die Belagerungskunst. S. 51 ff. Das Kriegs-Collegium. S. 53. Löhnungsverhältnisse. S. 54. Taktische Formen. S. 56 ff. Die sogenannte Brigade. S. 61 ff. Die Kavallerietaktik. S. 65 ff. Die deutschen Heere dieser

Zeit. S. 68 ff. Deren Stärke. S. 68. Bewaffnung. S. 69. Sold. S. 71. Kleidung. S. 72. Disziplin. S. 73. Belohnungen. S. 79. Feldzeichen. S. 79. Taktische Verhältnisse. S. 79. Artillerie. S. 85. Märsche. S. 87. Cantonirungen. S. 89. Herzog Georg's von Braunschweig-Lüneburg Kriegsetat. S. 91 ff. Einiges über Dänemarks Kriegsverfassung. S. 99. Ueber Sachsens und anderer deutscher Staaten Kriegsstaat. S. 101 ff. Die Franzosen dieser Periode. S. 102 ff. Militair-Budget. S. 102 ff. Ausrüstung und Bewaffnung unter Ludwig XIII. S. 106 ff. Schlachtordnung der Franzosen. S. 110 ff. Schlacht auf dem weißen Berge. S. 112 ff. Zur Sittengeschichte der deutschen Heere jener Zeit. S. 128. Betrachtungen über die Schlacht auf dem weißen Berge. S. 131. Zur Charakteristik der Heerführer der Protestanten. S. 138. Schlacht bei Wimpfen. S. 141 ff. Betrachtungen über diese Schlacht. S. 146 ff. Was der Schlacht bei Lutter am Barenberge voranging. S. 150 ff. Kavalleriegefecht bei Calenberg. S. 151 ff. Schlacht bei Lutter am Barenberge. S. 154 ff. Betrachtungen darüber. S. 167. Gustav Adolph erscheint auf dem Kriegsschauplatze. S. 173. Allgemeine Betrachtungen. S. 174 ff. Erste Operationen Gustav Adolph's in Pommern. S. 176 ff. Magdeburg fällt. S. 179. Angriff auf das Lager von Werben. S. 179. Die nächsten Tage vor der Schlacht von Breitenfeld. S. 183 ff. Die Schlacht von Breitenfeld selbst. S. 185 ff. Rückblicke auf die Ereignisse vor der Schlacht. S. 198 ff. Beurtheilung der Schlacht selbst. S. 203 ff. Der

König entschließt sich zum Zuge gegen den Main und Rhein. S. 208 ff. Sonstige Vorgänge auf dem Kriegsschauplatze. S. 214 ff. Operationen des Königs am Main und Rhein. S. 218 ff. Wallenstein tritt wieder auf. S. 223. Lech-Uebergang. S. 225. Biographische Notizen über Tilly. S. 227. Des Königs Operationen nach dem Lech-Uebergange. S. 230 ff. Das Lager bei Nürnberg. S. 233 ff. Aufhebung des Lagers. S. 238 ff. Wallenstein zieht nach Sachsen. S. 239. Der König folgt ihm. S. 240 ff. Schlacht bei Lützen. S. 242 ff. Betrachtungen über die Operationen vor der Schlacht und über dieselbe. S. 260 ff. Ueber die Verdienste Gustav Adolph's um die Kriegskunst. S. 270 ff. Geist der Kriegführung nach des Königs Tode. S. 280. Schlacht bei Nördlingen. S. 282 ff. Betrachtungen über die Schlacht. S. 298 ff. Folgen der Schlacht für die Disziplin der protestantischen Heere. S. 307 ff. Schlacht bei Wittstock. S. 312 ff. Betrachtungen darüber. S. 316 ff. Folgen der Schlacht. S. 320. Banner's Tod. S. 322. Kriegsräthe beim schwedischen Heere. S. 323. Guébriant's Armee. S. 324 ff. Marsch auf Duttlingen. S. 327. Ueberfall der französischen Armee. S. 328 f. Betrachtungen darüber. S. 338. Schlacht bei Allerheim. S. 342. Betrachtungen über diese Schlacht. S. 350. Schlacht bei Jankau und die ihr vorangehenden Operationen. S. 355 ff. Beurtheilung dieser Schlacht. S. 375 ff. Betrachtungen über den Stand der Kriegskunst während des 30jährigen Krieges. S. 383 ff. Permanente und Passa-

gen-Befestigung. S. 494 ff. Ueber die Militair-Literatur dieser Periode. S. 408 ff.

II. Der slavische Norden.
Die Moscowiter. S. 413 ff. Organisationsverhältnisse. S. 413. Taktische Notizen. S. 423 ff. — Die Polen. S. 429. Erste Spuren eines regelmäßig besoldeten Heeres bei denselben. S. 431 ff. Die Kavallerie. S. 432. Stiftung des Fußvolks durch Stephan Bathory. S. 437. Soldverhältniß. S. 440 ff. Die Schlacht von Warschau. S. 443 ff. Betrachtungen über diese Schlacht. S. 459. Schlacht bei Wien. S. 468 ff. Ansichten über diese Schlacht. S. 480 ff.

III. Die Türken. Allmähliger Verfall ihrer militairischen Institutionen. S. 487 ff.
Die Janitscharen. S. 489. Die Artillerie. S. 499. Das Bombardier-Corps. S. 501. Die Reiterei. S. 503. Ueber die taktischen Verhältnisse bei ihnen. S. 510. Schlacht bei St. Gotthard. S. 512 ff. Betrachtungen über diese Schlacht. S. 522. Die Schlacht bei Zenta. S. 524. Ansichten über diese Schlacht sowohl, als über die Türkenkriege überhaupt. S. 530.

IV. Die Deutschen und Franzosen bei Ablauf des 17ten Jahrhunderts. (S. 534 im Texte steht irrthümlich: des 18ten Jahrhunderts).
Aufbringung der Heere. S. 535 ff. Ueber die

leichten Truppen dieser Zeit. S. 539. Taktische Formen bei der Infanterie. S. 540. Bewaffnung in den drei letzten Dezennien des Jahrhunderts S. 543 ff. Fahnen. S. 550. Sold und Verpflegung bei den Deutschen und Franzosen. S. 553 ff. Das Proviantfuhrwesen bei den Deutschen. S. 558. Die Kavallerie dieser Periode. S. 561. Die Artillerie. S. 566. Die Organisation der Franzosen. S. 625. Bewaffnung ihrer Infanterie. S. 626. Deren Bekleidung. S. 630. Aufstellung der Infanterie. S. 633 ff. Organisation der Kavallerie. S. 636 ff. Die Artillerie. S. 639 ff. Angriff und Vertheidigung fester Plätze. S. 646 ff. Veränderungen, welche Vauban darin bewirkte. S. 649. Allent's Urtheil über Vauban und Coehorn. S. 649 ff. Allgemeine, von Vauban zusammengestellte Regeln über die Vertheidigung fester Plätze. S. 652 ff. Chamilly in Grave. S. 652. Ueber den Minenkrieg in dieser Periode. S. 652. Formation des Mineur-Corps. S. 654. Stiftung der Sapeurs. S. 654. Von den Linien. S. 655. Das Pontonierwesen. S. 656 ff. Von dem Schlachtensystem dieser Periode. S. 657. Die Disziplin der französischen Armee. S. 658. Die Schlacht in den Dünen. S. 661. Türenne's Vorbereitungen zur Schlacht. S. 663. Don Juan d'Austria's Maßregeln. S. 665. Beurtheilung der Schlacht. S. 669 ff. Die Schlacht bei Neerwinden. S. 672. Einleitung zur Schlacht. S. 673. Ursachen der ersten Echecs der Franzosen. S. 674. Endliche Entscheidung der Schlacht zum Vortheile derselben. S. 674. Resultate der Schlacht. S.

675. Vergleichung dieser Schlacht mit den Kämpfen der früheren Periode. S. 675. Das Benehmen des französischen Heerführers in derselben. Ueber Wilhelm von Oranien's Maßregeln vor und während der Schlacht. S. 677. Schlußbemerkung. S. 678.

I.

Der dreißigjährige Krieg.

Bevor wir uns selbst zur nähern Schilderung des blutigsten Krieges wenden, der je das deutsche Vaterland zerfleischt hat, müssen wir noch einen Blick auf die Kriegsverfassung der Völker werfen, welche daran besonders Theil nahmen. — Wir beginnen hier am besten mit den Schweden, welche, bis dahin nur historisch in Deutschland bekannt, plötzlich als die entschlossensten, kühnsten, und zugleich auch geübtesten Gegner, dem mächtigsten Fürsten der Christenheit entgegen traten, der politischen Welt eine andere Gestalt gaben, und welche wir zugleich von hier ab, über ein halbes Jahrhundert hinaus, als die Heber und Träger der bessern militärischen Institutionen und einer Disziplin, wie man sie seit der Römer Zeit nicht in den europäischen Heeren gesehen, betrachten dürfen.

Schweden hat sich von jeher guter organischer militairischer Institutionen zu erfreuen gehabt, die nur hin und wieder, wie damals überall, durch die den Regenten gegenüberstehenden Kräfte para-

lysirt wurden. Ohne bei dem Kriegswesen einer längst verklungenen Zeit zu verweilen, das in den meisten Beziehungen, dem der alten Germanen ganz ähnlich war, wollen wir unsere Aufmerksamkeit nur den Hauptperioden, welche den Keim zu neuen Umwandlungen enthielten, zuwenden.

Die früher allgemeinen Aufgebote, welche durch den Botenstock (Budkafle) zusammenberufen wurden, erhielten zuerst unter Karl VIII. Form und Gestaltung. Er verordnete, daß nur der 8te Mann von den Bürgern, Bauern, Bergleuten und Einliegern zum Kampfe erschiene, und verpflichtete sie, mit Schild, Panzer, Helm, Spieß und Bogen und Armbrust, welche beide besonders viel gebraucht wurden, bei bevorstehenden Kriegen gerüstet zu seyn. Schwere und große Lanzen scheinen in dieser Zeit seltener gewesen zu seyn, und waren, wo wir sie finden, mit Wolfs- und Fuchsschwänzen verziert; ebenso waren lange, grade oder gekrümmte Degen rar; häufiger finden sich breite Schwerter, eiserne Streithämmer und Dolche. — Die Kavallerie enthielt noch die Blüthe des Heeres. Wie überall, so waren auch hier Roß und Reiter gepanzert und scheinen nur sehr wenig in der Rüstung und Bewaffnung von den Rittern anderer Völker verschieden gewesen zu seyn. — Aermere Stämme erschienen als Leichtbewaffnete, hatten Panzer von Seehundsfellen oder Elentshäuten, Helme von Horn oder Leder, und führten leichte fichtene Speere, und auch wohl Schlingen, welche

sie den Gegnern um den Hals warfen und so vom Pferde zu ziehen suchten. — Große Aufmerksamkeit scheint man schon damals der Artillerie, für die man bereits i. J. 1431 Büchsenmeister und Büchsengießer hatte, zugewandt zu haben. In den Festungen hatte man kleine und größere Mörser, die man, der Jahreszeit gemäß, auf Wagen oder Schlitten fortschaffte. Murberg, dem wir die schätzbarsten Nachrichten über das schwedische Kriegswesen verdanken, erwähnt sogar einer Art reitender Artillerie, welche dazu diente, die Angriffe der Knechte vorzubereiten. — Was die Ordnung beim Kampfe betrifft, so scheint diese weniger geregelt gewesen zu seyn, wie bei den Deutschen, und sich mehr auf zerstreute Gefechte, in denen der Einzelne seine Tapferkeit und Gewandtheit geltend machen konnte, beschränkt zu haben. Wahrscheinlich daß diese ihrem natürlichen Muthe eben so sehr wie der Natur des Landes entsprachen. — Winter und Sommer machten in ihrer Kriegsführung keinen Unterschied. Als ein merkwürdiger Beleg für die Taktik jener Zeit gilt eine Verordnung König Karl Knutson's, die er zu seinem Zuge gegen die Dänen 1452 erließ. — Die Schlittschuhläufer (Skidlaeufer), in ihren Fahnen den heiligen Georg in voller Rüstung, eröffnen den Zug; ihnen folgen die Bogenschützen, den heiligen Olof und Erich im Banner; ihnen unmittelbar schließt sich der König an, von 150 Trabanten zu Roß begleitet; in seiner Nähe be-

fand sich das Geschütz, 20 Bärrabyssor. In dem Kriegsbanner, welcher zugleich die Hauptfahne des Heeres war, und dem zunächst 23 Glieder als Bedeckung vorangingen, prangte die Mutter Gottes — das Gros des Heers folgte dieser Fahne —; ein Rückhalt von einigen hundert Rittern beschloß den Marsch des Heers, von dem wir selbst die Stärke weiter nicht angeführt finden. — Sehr unbeholfen scheint man noch bei Belagerung fester Plätze gewesen zu seyn. Meistens waren es glühende Kugeln und Brandpfeile, welche zum Zwecke führen sollten. Oefters nahte man sich den Mauern der Städte und Schlösser mit sogenannten Velten*), d. h. mit Maschinen, welche aus Buschwerk, dürrem Holz zusammengesetzt und tüchtig in Pech getränkt waren, zündete diese bei günstigem Winde an und suchte dadurch Feuer in dem belagerten Orte zu verbreiten, und ihn so zur Uebergabe zu zwingen. Die Kunst der Vertheidiger erschöpfte sich natürlich darin, jene Krisis so lange wie möglich abzuwenden — die Belagerungskunst und Vertheidigung also in ihrer rohsten Form. — In dem zunächst folgenden Jahrhundert nahm jedoch sowohl die Kriegsverfassung als auch die Heerbildung hier ein ganz anderes Gepräge an. Dieß wird besonders durch Gustav Wasa's besseres Steuersystem, das von einer guten Heerorganisa-

*) Entweder von Wälzen, oder dem Isländischen Vel, List.

tion immer unzertrennlich ist, durch die Besteuerung nämlich nach Tonnenland, und durch Festsetzung des Roßdienstes nach bestimmter Rente, sowohl von Erbgütern als Lehen, bewirkt. Früher war derselbe nach Willen und Bequemen geleistet worden. Wie überall, besonders in England *), das Vermögen zum Maßstab der Leistungen für den Kriegsdienst diente, so nun jetzt auch in Schweden. 1526 ward zu Stockholm festgesetzt, daß für jede 400 Mark jährlichen Einkommens 6 gute Knechte zu Pferde nicht sowohl für einen ausbrechenden Krieg gestellt, als jeden Augenblick zur Musterung und zum Marsche bereit seyn sollten, eine Verordnung, welche jedoch eben so wenig Beifall als Befolgung scheint gefunden zu haben; wenigstens hörte die Klage des Königs, daß der Roßdienst mangelhaft geschehe, nie auf. Auch wurden jene Verordnungen im Jahre 1559 dahin abgeändert, daß der Edelmann für jede 100 Mark Einkünfte von seinem Kronlehne, und für jede 150 Mark von seinen Famliengütern einen völlig gerüsteten Knecht und ein Pferd stellen sollte. Um hierbei ganz sicher zu gehen, waren die Produkte nach einem bestimmten Anschlage angenommen worden. Doch auch diese Anordnung mußte viele Widersprüche finden, wie dieß überall der Fall seyn wird, wo die coerzitive Macht der Könige so viele Rücksichten zu nehmen hatte, so viel Einschränkungen fand. — Ritter in

*) Man vergl. S. 306 ff. 2te Abth. I. Bds.

dem Sinne, wie wir sie bei den abendländischen Völkern gefunden, bestanden zwar um diese Zeit noch in Schweden, doch waren sie als Corporation betrachtet, schon sehr von dem frühern Urbilde derselben gewichen, und dieß in dem Maße und dem Verhältniß, wie die Regierungen stärker wurden. Die wohlgebornen Männer und gestrengen Ritter (wälbyrdige män och stränge riddare), der Titel für die Ritterschaft, blieb die einzige Reliquie dieser adligen Innung, welche wir in allen germanischen und romanischen Staaten blühen gesehen.

Die Regierung Gustav Wasa's ist überhaupt von der größten Wichtigkeit für die Ausbildung des schwedischen Kriegswesens gewesen (1520—1560). Wenn früher der Adel und die Stände bestimmten, wie viel Mann zu des Königs Diensten bereit seyn sollten, und nicht selten die Satzungen, welche kurz vorher die allgemeine Zustimmung erhalten hatten, ganz unbeachtet ließen, oder doch nur theilweise erfüllten, so dachte dieser Fürst bald daran, sich ein Heer zu schaffen, das ihn unabhängig von seinen Ständen machte. Er fing daher allmählig an, die Kriegsverfassung, welche bereits im Abendlande die allgemeinen Aufgebote verdrängt hatte, auch in Schweden einzuführen, und sich so sowohl einen Kern für die fernere Ausbildung seines Heeres, als auch eine Art Wache zu bilden, der er seine Person mit Sicherheit anvertrauen, und deren er sich im Nothfalle

selbst gegen seine mächtige Aristokratie bedienen konnte. Er nahm zu dem Ende deutsche Landsknechte in Sold, welchen sich sogar deutsche Fürsten zugesellten. Der Rheingraf Joh. v. Solms und der Herzog Franz v. Sachsen verschmähten es nicht, gegen angemessene Jahrgelder darin zu dienen. Diese Fremdlinge brachten alle Tugenden und Laster der deutschen Soldateske mit nach diesem Lande. Tapfer, treu, gehorsam und gefügig, solange der Sold nicht ausblieb, wurden sie rebellische und meuterische Untergebene, sobald der Kriegsherr den mit ihnen eingegangenen Verpflichtungen nicht nachkommen konnte. — Im Jahre 1535 war die Löhnung eines deutschen Knechts $2\frac{1}{2}$ Thlr., also jährlich etwa 30 Thlr. nach unserm Gelde. Hiervon jedoch sollten sie nicht allein ihren Unterhalt, sondern auch die Anschaffung ihrer Waffen bestreiten. Letztere wurden ihnen nur im Nothfall aus Königl. Zeughäusern geliefert. Weit niedriger im Solde standen die einheimischen Truppen. 1555 erhielt z. B. ein Hauptmann über die Soldaten monatlich $2\frac{1}{2}$ Thlr.; der Befehlsmann oder Lieutenant 1 Thlr. 12 Gr., der Gemeine aber nur 1 Thlr. nach unserm Gelde. Besser waren die Reiter, welche Schießgewehre führten, mit Sold versehen. Sie erhielten 2 Thaler nach heutiger Wehrung, hatten jedoch dafür die Verpflichtung, sich gleich den deutschen Söldnern mit Waffen, Fourage, Schießbedarf und Kleidung selbst zu versehen. Der geringe Unterschied zwischen der

Offizier- und Soldaten-Löhnung läßt Schwedens neuesten Historiker annehmen, daß die Offiziere vermuthlich mehrere Auswege gehabt, ihre Einkünfte zu vermehren, was aus mehreren Königl. Verordnungen hervorgehen soll *). Als König Gustav Wasa starb, hatte er 12,934 Mann Fußvolk, 1379 Reiter, 549 Mann zu Fuß und 200 Mann deutsche Truppen, wobei jedoch der lehnspflichtige Adel nicht mitgerechnet war. Die fremden Truppen waren in Schlössern und Burgen untergebracht; die einheimischen, welche darin nicht Platz fanden, stationirten in den Afwelsgärdar — eingerichtete Höfe — wo sie und ihre Pferde mit allem Erforderlichen versehen wurden. Viele der militärischen Anordnungen des Königs sprachen für die größte Weisheit. Bemerkenswerth sind die Heerstraßen, welche er nach der damaligen dänischen Grenze anlegen ließ. Sie waren an verschiedenen Stellen mit Festungen versehen, in deren Schutz sich das Heer und die Aufgebote sammeln konnten — im Norden Europa's das erste Beispiel strategischer Straßen.

Die Armee selbst war in Fahnen von 400 M. getheilt. An der Spitze des Heeres standen Feldobersten, größtentheils Herren von hohem Herkommen, und darum auch ohne jede Besoldung. Die Truppen wurden fleißig geübt, jede Waffe mit der ihrem Gebrauch entsprechenden Eigenthümlichkeit.

---

*) Geschichte Schwedens v. E. G. Geijer. II. S. 226.

Besonders sollen die Schützen gut geübt worden seyn. Bei den Uebungen selbst vertraten Signale mit hörnernen Pfeifen das Kommando. Für den ersten Angriff ward der Gebrauch der Fernwaffen empfohlen; so wie man sich jedoch dem Feinde nahte, sollte mit der blanken Waffe gefochten werden. Vor der Schlacht wurden starke Getränke vertheilt, um den Soldaten anzufeuern und ihn zu begeistern. — Die Waffen der einzelnen Soldaten bestanden in Schutz- und Trutzwaffen. Erstere waren bei allen schweren Truppen theilweise von Metall, und häufig stark gearbeitet, um den Soldaten bei Zeiten an Beschwerden zu gewöhnen. Oefters jedoch waren solche auch aus Fellen gefertigt. Bogen und Armbrust waren noch ein Hauptbestandtheil der Bewaffnung — der Schild, meistens von Holz, erhielt sich gleichfalls in Credit. Gustav Wasa ließ solche auf seinen Zügen gegen die Russen in großer Menge anfertigen, um sie an die weniger gut mit Gewehren versehenen Soldaten vertheilen zu lassen. Das Feuergewehr spielte gleichfalls schon eine Rolle; doch erlaubte die heimische Armuth nicht, hierin gleichen Schritt mit den abendländischen Völkern zu halten. — Besser war es mit dem Geschütze bestellt, das entweder aus Kupfer oder Eisen angefertigt war. Gustav ließ solches so einfach wie möglich, ohne alle Schnörkeleien gießen. Die Arkliimester führten die Aufsicht über die Geschütze; jede Festung hatte den ihrigen. Ein Feldarkliimester stand an der Spitze

des gesammten Feldgeschützes. Ihm waren zugleich die Bogenschützen untergeordnet, wie wir dieß auch bei andern Völkern gesehen. Ein Oberarkliimeister stand endlich an der Spitze der gesammten Arklii und hatte zugleich für die vollständige Ausrüstung und Bewaffnung des Heeres zu sorgen. — Das Ingenieurwesen leiteten fast nur deutsche Offiziere. Der König hatte für die verschiedenen Provinzen feste Plätze anlegen lassen, die sowohl als Sammelplätze seiner Truppen, als auch als Vorrathshäuser dienen sollten. Diese Festungen waren jedoch alle so eingerichtet, daß sie nur kleine Besatzungen erforderten — nur wenn sie die Bestimmung hatten, den Feind durch Ausfälle zu beunruhigen, waren sie in einem großen Maßstabe angelegt. Eine besondere Art von Landesvertheidigung suchte der König in den Verhauen, welche er z. B. an der finnischen Grenze anlegen ließ, und die er selbst ersonnen. Sie bildeten ein wahres Labyrinth, dessen Eingänge sorgfältig mit Strauch verdeckt und an den Seiten mit Kanonen besetzt waren. Drang der Feind in dergleichen Verhaue ein, so sollte ihm der Rückzug durch gefällte Bäume versperrt werden, und die an den Seiten embüskirten Schweden schnell auf ihn eindringen. Dergleichen Verhaue sollten mehrere hintereinander liegen und gleichsam ein ganzes System bilden. Dabei sollte die Gegend, durch welche der Feind — die Russen — ziehen könnte, durchaus verlassen und wo möglich ganz verwüstet und von

Vorräthen jeder Art entblößt seyn. Die Wege nach der dänischen Grenze, deren wir bereits gedachten, standen unter der strengsten Controlle, und wurden fleißig von darauf stationirten Soldaten patrouillirt. — Auch die Verpflegung, Bekleidung und Krankenpflege hatte der König geordnet, doch haben wir nicht Materialien genug, um darüber Mittheilungen machen zu können.

Den größten Schwung aber nahm die Kriegsverfassung unter Karl IX. Viele der guten Institutionen Gustav Wasa's waren im Laufe der Zeit untergegangen oder doch ausgeartet. Auch war unter den unruhigen Regierungen Erichs, Johanns und Siegmunds wenig oder nichts zur Aufrechterhaltung der alten Verordnungen geschehen. So hatte z. B. Johann in den ersten 10 Jahren seiner Regierung nicht eine einzige Heerschau gehalten. Besonders war der Naturaldienst, d. h. der Dienst, welchen der Adel in Person, oder die Städte und Dörfer durch zu stellende Mannschaften zu leisten hatten, fast zur Nullität herabgesunken. Der früheren Anordnung, den Personaldienst durch Geld abzulösen, ward nur selten nachgekommen. Selbst die Leute, welche sich bei den Fahnen eingefunden, verließen diese oft wieder ohne jede Anzeige. Auch die reichsten und vornehmsten Gutsbesitzer erlaubten sich die unwürdigsten Kunstgriffe bei Gestellungen von Leuten und Pferden, schickten zu den Musterungen z. B. gute Pferde, welche sie später durch schlechte

Klepper ersetzten. — Die coerzitiven Maßregeln, welche der Regierung zu Gebote standen, diesem Unwesen zu steuern, reichten dazu nur selten hin. Daher auch die vielen Unfälle, welche Schweden in seinen Kämpfen mit Rußland und Polen trafen. —

Stellen wir zusammen, was sich seit Gustav's Tode in der Kriegsverfassung herausbildete, so wird folgendes besonders der Erwähnung werth seyn. Wir bleiben natürlich nur bei dem stehen, was von allgemeinem Interesse ist. — Die Kavallerie bildet auch jetzt noch 2 Arten; in der einen dienten die von den Lehnsbesitzern gestellten Leute, in der andern die vom Könige unterhaltene Mannschaft. Jeder Edelmann, Ritter oder Knappe nämlich sollte, nach König Karls IX. Verordnungen, bei den jährlichen Heerschauen mit seinem wackern Roß selbst erscheinen, in voller Rüstung, so an „Leib als Bein", fertig auf eigene Kosten seinem Könige in den Krieg zu folgen bis an die Landmarken und 14 Tage darüber. Bei langen Unternehmungen, über die Grenzen des Reichs hinaus, trat sie gleich der Königl. Reiterei in des Königs Sold. — Doch kam der Adel seinen Verpflichtungen so schlecht nach, daß der schwedische nur zwei, höchstens drei, der finnländische nur eine Fahne ausmachte. Besser stand es mit der 2ten Art der Königl. Reiterei, die in Schlössern und Königl. Häusern stationirt, oder auch bei den Landleuten gegen Abrechnung von den Auflagen untergebracht war.

Die Blüthe derselben bildete die Hoffahne oder Leibwache zu Pferde und die Hengstreiter (Trabanten zu Pferde), wozu man die tüchtigsten jungen Leute wählte, welche man auf Kosten der Krone beritten machte. — Um jedoch in den steten Kriegen mit Polen und Rußland eine hinreichende Reiterei zu haben, ließ der König noch Reiter von den einzelnen Provinzen stellen, denen man eine gewisse Summe Geldes im Frieden für das Pferd vergütete (10 Thlr.), und die im Kriege ordentlich besoldet wurden. Deren Befehl sollte nur tüchtigen und erfahrenen Kriegsleuten anvertraut werden. Dann gestattete er allen, welche Lust und Vermögen dazu hatten, in der Kavallerie zu dienen, verlangte von den Statthaltern in Liefland, aus ihren Mitteln Reiter zu stellen, gebot den Schloß-, Kron- und Häradsvögten, ja den Förstern, mit ihren Leuten zu Pferde zu erscheinen. Endlich mußten einzelne Corporationen, wie z. B, die Bergleute, ganze Geschwader stellen, und dann nahm man noch aus der Infanterie die tüchtigsten Leute und formirte aus ihnen Kavallerie. Den Roßdienst für Lehngüter von der Krone leisteten alle ohne Ausnahme, ohne Unterschied des Standes — selbst Vögte, Bezirksrichter und Webel waren dazu verpflichtet. Der Schrecken jedoch, welchen die russischen und polnischen leichten Reiter in den schwedischen Reihen verbreiteten, war so groß, daß selbst diese Mittel nicht ausreichten, eine hinlängliche Kavallerie gegen diese Erbfeinde aufzubringen. Als

1607 an der dänischen Grenze Reiterei geworben ward, mußte König Karl versprechen, diese nur im äußersten Nothfall in Liesland zu gebrauchen. — Die Reiter trugen entweder einen Küraß, oder auch wohl eine weniger vollständige Rüstung (Draktyg), führten eine Tartsche und eine 18 bis 21 Fuß lange Lanze, Glave, mit einer zwei- oder dreifachen Spitze. Die Schützen zu Pferde waren weniger schwer gerüstet. Alle diese Gegenstände waren meistens aus Eisen oder Stahl, auch wohl aus Kupfer, schlechter oder besser gearbeitet und schwarz oder blank. Ueber die Bewaffnung der Dragoner, deren im letzten Regierungsjahre Karls Erwähnung geschieht, ist weiter nichts bekannt. — Sie bestanden auch nur aus einer Escadron. — Unter Erich XIV. hatte eine Fahne Reiter die Stärke von 300 Mann ohne den Stab. Diese ward wieder in fünf Quartiere, jedes zu 60 Mann, und jedes derselben wieder in vier Rotten, jede zu 15 Mann getheilt. Sie standen unter den Befehlen der Ritt-, Quartier- und Rottmeister. Im Gefecht bildeten 4 Quartiere das Gros der Fahne und standen nebeneinander; das 5te bildete den verlorenen Haufen, focht en debandade und ward zur Avant- und Arriergarde und zu Seitenpatrouillen benutzt. Bei Rangirung der Fahne sollte darauf gesehen werden, daß die Verwandten und Freunde beisammen blieben und, nach Art der Germanen, nebeneinander kämpften. Sie wurden in ihren Bewegungen durch den Rittmeister ge-

übt, welchem besonders zur Pflicht gemacht war, auf gutes Schießen zu halten. Einer der Quartiermeister, welcher durch das Loos bestimmt ward, führte die Fahne gegen den Feind; die andern schlossen hinten, um überall die Ordnung zu erhalten und nöthigenfalls die Fliehenden niederzustechen. — Unter König Johann jedoch ward hierin viel abgeändert. Die schweren Rüstungen wurden immer seltener, weil die leichten polnischen und russischen Reiter ihre Gegner unendlich an Schnelligkeit übertrafen. Statt nun in einer bessern und zweckmäßigern Bewaffnung und in einer guten taktischen Formation Auskunftsmittel gegen die thätigen und nie rastenden Feinde zu suchen, verfiel man auf die schlechtesten Mittel: man schuf nämlich die ganze Reiterei zu Hakenschützen um, während ein Theil der leichten Reiterei noch den Bogen beibehielt — wahrscheinlich eine Nachahmung dessen, wie wir es um diese Zeit bei den abendländischen Völkern gesehen. Die Bestrafung dieses Mißgriffes blieb auch nicht aus und offenbarte sich in den fast fortwährenden Niederlagen der Schweden gegen ihre Nachbarvölker.

Das Fußvolk ward eben so wie die Reiterei aufgebracht und auch eingetheilt. Die Leute dazu wurden im Lande ausgeschrieben, und sollten 20 Bauern einen tüchtigen und ausgerüsteten Knecht stellen. Doch nahmen diese Stellungen öfters so zu, daß von 10 Mann 2 Knechte gestellt wurden, von denen einer zur Reserve (Vargerning) dienen

sollte. Man nahm hierzu eine Zeitlang gern unansässige, oder doch solche Leute, welche keine Steuern bezahlten. Traf die Wahl ansässige Bauern, so blieben deren Höfe von Steuern frei. Der Ausfall, der hierdurch in den Finanzen entstand, bewog jedoch König Johann zu befehlen, nur ledige Bursche auszuheben. Die Bauern der Edelleute und geistlichen Güter waren ähnlichen Aushebungen unterworfen, und wirkte der König Mißbräuchen, welche sich hier öfters herausstellten, kräftig entgegen. Die Blüthe der Infanterie bildete gleichfalls eine Fahne Trabanten und Hofknechte, welche den König immer umgaben, ihn überall hinbegleiteten, und die von jeder Landschaft zu des Königs Dienst nach einem gewissen Verhältniß gestellt wurden. Sie erhielten außer ihrem Solde auch noch freien Unterhalt.

Das Fußvolk selbst war in seiner Ausbildung nicht hinter der Kavallerie zurückgeblieben. Es trug größtentheils Rüstungen von Stahl, Eisen oder Kupfer. Seine Bewaffnung bestand aus Büchsen, Haken, Musketen mit Lunten oder Rodschlössern, welche jedoch schon unter Karl IX. in Steinschlösser mit einer Art Regendeckel verwandelt wurden. Doch blieben, der heimischen Armuth wegen, auch Bogen von Horn oder Stahl noch lange in Anwendung. Als eine merkwürdige Waffe verdient die Hellebarde mit einem Rohr Erwähnung. Hauptwaffe mit war der Spieß. — Schwerter, Degen und Säbel waren von verschiedener Größe und wurden

willkührlich gebraucht. Es mußte jeder für seine Ausrüstung und Bewaffnung sorgen — nur im Nothfall verabreichte der Staat aus seinen Arsenälen der Armee Waffen. Diese standen unter der Aufsicht eigener Beamten, die Harnische unter der des Rüstmeisters, die Waffen — Wehren — unter der des Artilleriemeisters. Fast alle Waffen wurden im Inlande — zu Stockholm, Nyköping, Orebro ꝛc. — angefertigt, wobei die Regierung keine Kosten scheute, solche zu verbessern und zu vervollkommnen.

Das Fußvolk dieser Periode war in Fähnlein nach Art der Kavallerie eingetheilt. Ein Fähnlein betrug 500 Mann, ohne daß dieß jedoch ein für allemal als Norm gegolten. Jedem Fähnlein war eine Anzahl verlorener Knechte zugetheilt, um Dienstleistungen der leichten Infanterie zu genügen. An der Spitze des Fähnleins stand ein Hauptmann, der einen Lieutnant, einen Fähndrich, mehrere Quartiermeister, Oberrottmeister und Unteroffiziere unter seinem Befehl hatte. Das Fähnlein hatte mehrere Tambours, aber nur einen Pfeifer. Die Fahne desselben war von Taffent und durch die Farbe unterschieden. Zum Stabe gehörten Feldprediger, Feldscheerer und Profoß. In der Schlacht schaarte man gern die Gleichbewaffneten zusammen, eine Anordnung, die der verschiedenartigen Bewaffnung wegen, welche sich oft nach jedem Gefecht änderte, großen Schwierigkeiten unterworfen war. Die größte Sorge bei allen taktischen An-

ordnungen scheint besonders die gewesen zu seyn, den Einbruch der feindlichen Kavallerie abzuhalten. Und wenn wir sehen, wie fast in jedem Gefecht das Fußvolk von ihr verlassen wird, daß Karl jene selbst den Hasen verglich, so wird man dieß sehr natürlich finden. Die Mittel, deren man sich dazu bediente, waren sehr mannigfaltig. So stellte man im Winter kleine Geschütze und Schlitten zwischen die Glieder und erschwerte den Zugang zu diesen durch Wagen und kleine Verhaue. Graf Nassau, in der Schule des Auslandes gebildet, wollte den Gebrauch der langen Spieße wieder gehoben wissen, und widersetzte sich dem vermehrten Gebrauch des Feuergewehrs. Gyllenhjelm verfiel auf ein Auskunftsmittel, das wir bereits bei den englischen Archers kennen gelernt, und wollte, daß jeder Soldat einen spitzigen Pfahl mit in die Schlacht nehme, den er, wenn die Kavallerie sich nahte, vor sich in die Erde pferchen sollte; dadurch sollte eine Art Gehege entstehen, hinter welchem man sowohl Geschütz als auch die Leute selbst aufstellen wollte *). Doch die Kavallerie ward dadurch nicht besser — auch fand die Wiedereinführung der Spieße so viel Widerstand, daß König Karl die Sache zuletzt fallen ließ. Ueber die Tiefe, in welcher die Infanterie focht, läßt sich nichts Bestimmtes angeben; doch ist Rühs der Meinung, daß sie im Anfang des 16.

*) Man vergl. 1. Bd. 2. Abth. S. 314.

Jahrhunderts nur 2 Mann tief gestanden *), eine Meinung, welche jedoch manchem Zweifel unterworfen seyn dürfte, und welche sich allein aus einem gründlichen Studium der Geschichte der Schlachten jener Zeit, wozu in Deutschland aber die Mittel fehlen, herausstellen lassen dürfte. Wahrscheinlich entschied die Localität über einzelne taktische Anordnungen, wie wir dieß denn schon bei allen andern Heeren finden.

Die Artillerie erfreute sich in Schweden, besonders aber unter Karl IX., einer besondern Aufmerksamkeit. Sie ward in grobes Geschütz, oder Mauerbrecher, und in Feldgeschütz getheilt. Zu dem ersten gehörten die verschiedenen Arten von Carthaunen und Nothschlangen; zu dem andern die Feldschlangen in mannigfachen Abstufungen, wie Falkonetten, Falkunen, Stückhaken und Haubitzen (?), welche besonders beim Stürmen gebraucht worden seyn sollen. Sie waren theils aus Kupfer, theils aus Eisen — mit deren Kaliber aber hatte es dieselbe Bewandtniß wie in Deutschland. Es fehlte ihnen auch nicht an abenteuerlichen Namen. So hießen ein Paar Streubüchsen, welche noch unter Gustav I. gegossen waren, der Teufel und seine Mutter. Karl IX. führte eine Art leichten eisernen Geschützes ein, das er in England hatte gießen lassen (Göttlingar). Ueberhaupt that er viel für ein besseres Gießen der Geschütze. — Er ließ an

*) Gesch. Schwedens IV. S. 127.

vielen Orten Stückgießereien einrichten, zog geschickte Gießer ins Land und unterließ nichts, dieser Waffe den größtmöglichen Grad von Vollkommenheit zu geben. Im Jahre 1594 zählte Schweden 1432 kupferne und 2027 eiserne Kanonen von allen Kalibern, eine Zahl, welche von weniger gut unterrichteten Reisenden damals auf 8000 vergrößert ward. Die Artillerie stand unter einem Feldartilleriemeister. — Große Sorgfalt wandte man auf die Anfertigung des Pulvers, von dem eine große Menge verbraucht ward, indem man beim Feuern auf jedes Pfund Kugelgewicht auch ein Pfund Pulver gebrauchte; ein Verbrauch, der für das Land um so bedeutender ward, da es seinen Salpeter aus dem entfernten Deutschland, oder aus einem Lande, mit dem es in steten Kriegen war, aus Rußland, beziehen mußte.

Ein eigenes Heer im Heere bildeten die fremden Söldner. Anfangs bestanden sie nur aus Deutschen. Den meuterischen Sinn aber, den diese öfters beim Ausbleiben des Soldes ꝛc. an den Tag legten, bewog Erich, 6 Fähnlein Fußvolk und 2 Geschwader in Schottland werben zu lassen. Johann fügte hierzu Engländer, und Karl Niederländer und Franzosen. Letztere durch allerhand Hoffnungen nach dem fernen Lande getrieben, bildeten ein eigenes Regiment. Sie hatten den Ruf braver, aber petulanter Leute, die überdieß manche Anforderungen für sich in Anspruch nahmen, welchen weder der König noch das Land genügen konnten.

Der größere Theil der Söldner überhaupt taugte wahrscheinlich nicht viel, und gleichzeitige Historiker nennen sie wahre Teufel, die weder Gott noch Menschen fürchteten, die vor keiner Gewaltthätigkeit zurückbebten, und die Eingebornen kaum so gut als Hunde achteten. Wir können uns jeder Schilderung derselben überheben, wenn wir dem Leser unsere Darstellung der Söldnerbanden des Abendlandes ins Gedächtniß zurückrufen, von denen sie in Bezug auf Organisation, Taktik und Disziplin treue Copien waren. Schweden klagte noch darüber, daß sie in entscheidenden Momenten oft zum Feinde übergingen und diesem ihre Dienste anboten. Oft geriethen diese Banden auch wohl unter sich in Streit. So lieferten sich einst die schottischen und liefländischen Söldner in Liefland ein förmliches Treffen, bei dem selbst Artillerie gebraucht ward. Ueber 1500 Schotten blieben auf dem Platze — was von ihnen nicht umkam, entfloh zu den Russen. Merkwürdig ist es, daß die schottischen Reiter ruhig zusahen, wie ihre Landsleute niedergemacht wurden (1573).

Den Oberbefehl über die gesammte Kriegsmacht führte der Reichsmarschall, dem jedoch der König im Kriege öfters einen Substituten gab, der eben so gut ein Eingeborner als ein Ausländer seyn konnte *). Dieser hieß dann Feldoberster, Gene-

*) Das Recht, den Reichsmarschall oder Heerführer aus dem Heere selbst zu wählen, das Karl IX.

raloberſter oder auch Feldherr. Waren dieß Ausländer, ſo ſtipulirten ſie ſich eigene Bedingungen, die mitunter ganz eigener Art waren. So hatte ſich z. B. der Graf von Naſſau eine Tafel für 30 Perſonen, Futter für 24 Pferde, und monatlich 2545 Thaler Beſoldung ausbedungen. Im Frieden ward ihm ſogar ein eigenes Schloß eingeräumt, in dem eine Leibwache von 300 Mann zu Fuß und 120 Reitern den Dienſt bei ihm that. Dem Oberbefehlshaber ſtand öfters noch ein Kriegsrath von mehreren höheren Offizieren zur Seite. — An der Spitze des Fußvolks ſtand der Oberſte, auch der Knechte Oberſter genannt; an der der Kavallerie der Feldmarſchall.

Uebrigens ſollten die Truppen fleißig geübt werden; es waren ſogar Belohnungen für die ausgeſetzt, welche ſich darin vorzugsweiſe auszeichnen würden. Das Syſtem ſelbſt, wonach die Uebungen abgehalten wurden, ſcheint ganz dem der übrigen europäiſchen Truppen, beſonders aber dem der Franzoſen und Niederländer nachgebildet worden zu ſeyn. Die große Menge Offiziere, die aus jenen Heeren in ſchwediſche Dienſte traten, verpflanzten gleichſam die Kriegskunſt derſelben nach

---

den Ständen angeboten, war von ihnen nicht angenommen worden, weil vom König die Aufhebung des Roßdienſtes gegen eine allgemeine gleiche Beſteuerung der adligen Güter nicht angenommen worden war.

Schweden, und wahrscheinlich behauptet Professor Rühs in seiner Geschichte Schwedens nicht mit Unrecht, daß Gustav Adolph aus deren Umgang eine Menge Dinge lernte, die ihm später nicht verloren waren. — Auch die Musterungen der Truppen waren nach Art der andern Heere gehalten. Sie fanden im ganzen Lande an einem Tage vor eigends dazu ernannten Musterherren statt. Im Frieden ward die Löhnung in halbjährigen Terminen, im Kriege aber monatlich ausgezahlt. Erstere betrug 1561 für einen Reiter, nach Beschaffenheit seiner mehr oder weniger vollständigen Rüstung, 30—70 Mark. Wer ganz ohne Rüstung kam, erhielt nur 8—10 Mark. Die Hoffahne stand in einer etwas höheren Besoldung. So erhielten die Unteroffiziere bei der Garde 36, die der andern Regimenter dagegen nur 5—6 Mark. Die Verpflegung war hierbei ganz frei. Sie fand entweder in den Schlössern, wo die Truppen standen, statt, oder aber die Truppen wurden bei den Bauern ernährt, wofür diese einen Nachlaß in den Steuern erhielten. Wo beides nicht stattfinden konnte, wurden den Soldaten Lebensmittel in hinreichender Menge verabreicht. Berechnet man Alles nach dem heutigen Werthe der Dinge, so dürfte sich ein gemeiner Soldat leicht so gut, wie ein im hohen Solde stehender Unteroffizier unserer jetzigen Heere

---

*) 10 Mark betragen ungefähr 2½ Thaler nach heutiger Währung.

befunden, also circa 6—8 Thaler monatlich gehabt haben. Wo die Verpflegung ausfiel, trat ein höherer Sold ein, der jedoch mit der größern oder mindern Güte der Rüstung bei jedem Grade in genauem Verhältniß stand. So erhielt ein Kavallerist 12—26 Mark, und ein Soldat vom Fußvolk 3—12 monatlich. Die Truppen bezahlten dann die Lebensmittel nach einer Taxe, die jedoch für die deutschen Knechte, des höheren Soldes wegen, immer doppelt so hoch stand, als bei den Schweden. König Karl bewirkte jedoch auch in diesem so wichtigen Zweige sehr vortheilhafte Veränderungen. Er führte für den Miethsoldaten ein bestimmtes Handgeld ein, und warf für den Mann, nach Beschaffenheit der Wichtigkeit des Zuges, eine bestimmte Löhnung von 12—16 Mark aus. Die Lebensmittel wurden dabei zu einem billigen Normal-Preise angenommen. Das gesammte Löhnungswesen ward einer bestimmten Commission untergeordnet, und die Bekleidung der Truppen zugleich von der Krone vindizirt. Selbst Offiziere durften auf Bekleidung Anspruch machen. Ein Rittmeister empfing jährlich ein seidenes Kleid, dessen Werth auf 45 Thaler berechnet war. Die Leibtruppen waren gleichmäßig gekleidet, wie denn überhaupt Karl IX. anfing die Truppen zu uniformiren. Die Truppen mußten zugleich das Haar abschneiden. In Winterfeldzügen erhielten die Truppen Pelze. Um sich einander zu erkennen, bediente man sich verschiedener Feldzeichen, welche

aber

bald in Federbüschen, Eichhorn- oder Fuchsschwänzen, oft auch nur in Streifen farbigen Tuches bestanden. — Für die Frauen und Kinder der Leute, welche in's Feld rückten, oder den Tod für's Vaterland starben, ward angemessen gesorgt, — sie erhielten entweder den freien Besitz gewisser Ländereien, oder aber einen jährlichen Unterhalt an Getreide. —

Im Festungsbau selbst scheint man in dieser Periode noch keine sonderliche Fortschritte gemacht zu haben. Gewöhnlich wurden sie im Viereck angelegt, und zwar mit Rondeln an den Ecken und einzelnen Thürmen auf den Mauern, die dann bei fortschreitender Entwickelung in Bastions umgestaltet wurden. Mauern und Bastions erhielten Brustwehren, und wurden mit Gräben versehen, die man nicht selten palissadirte. Mit den Außenwerken war es jedoch weniger gut bestellt. Man bediente sich hierbei besonders des Holzbaues, wobei man die Wände durch große eiserne Klammern verankerte, und den hohlen Raum dann mit Erde ausfüllte. Oefters wurden kleine Plätze ganz in dieser Art gebaut. Im Winter begoß man dann die Wände mit Wasser, um sie einerseits gegen Feuer, dann aber auch gegen Ersteigung zu sichern. Karl IX. rief jedoch ausländische Ingenieure in sein Land, unter deren Leitung dann die Sache einen höhern Schwung nahm. Calmar, als die Hauptgrenzfestung, galt für den besten und stärksten Platz des Reiches. Die Festungen dienten als Niederlagsdepots aller

für den Krieg nöthigen Gegenstände. Ein Artilleriemeister hatte die Artillerie und Wehren, d. h. Waffen unter sich; ein eigener Rüstmeister beaufsichtigte die Harnische. Ebenso bildeten sie die Depots für die Munition, für die Bomben (Springkugeln), Sturmkränze, Handkugeln, Feuerstücke ꝛc. — Die Festungen wurden meistens gut vertheidigt, wenn sonst nicht Verrätherei dabei in's Spiel kam. Wenn wir auch keiner Maßregeln erwähnt finden, welche der Kunst einen besondern Glanz verleihen, so blieb doch selten die Hauptsache vernachlässigt. Die Bresche ward mit größter Entschlossenheit vertheidigt; es wurden Abschnitte gemacht, Fußangeln gestreut, und endlich ward besonders die Moralität der Garnison in der gehörigen Anspannung gehalten. Sie mußte es noch eigends beschwören, den Angriff und besonders einen Sturm nicht scheuen zu wollen. Sehr häufig nahm die Bürgerschaft mit Theil an der Vertheidigung, weil sie gewöhnlich die ganze Härte des Siegers empfand, im Fall die Stadt genommen ward. — Wenn Ueberredungen, Anerbietungen u. s. f. nach der ersten Aufforderung eine Kapitulation zu Stande kommen ließen, erfreute sich die Garnison immer der Großmuth des Siegers — ihr blieben gewöhnlich, als Preis ihres Kleinmuths, Waffen Gepäck u. s. f.

Mit den Vertheidigungsmitteln standen auch die Angriffsmittel in Verhältniß. Ward die Aufforderung nicht angenommen, so fing man die Eingrabungen an, wozu man im feindlichen Lande immer die Bauern zusammentrieb. Dabei wurden

zugleich die Unterhandlungen fortgesetzt, und die Forderungen selbst ermäßigt oder gesteigert, je nachdem Glück oder Unglück den einen der beiden Theile begleitete. — Obwohl der Minenkrieg den Schweden nicht unbekannt war *), so finden wir denselben doch weniger angewandt, und meistens suchte man durch Breschlegung den Sturm vorzubereiten und sich so des Ortes zu bemächtigen. Einer ausdrücklichen Bestimmung König Erichs gemäß, sollten beim Sturm immer die Deutschen vorangehen — eine Verordnung, die wahrscheinlich eben so sehr darauf hinzweckte, die Schweden zu schonen, als von der anerkannten Tapferkeit der Ersteren den größtmöglichsten Nutzen zu ziehen. Gewöhnlich ward die Bresche muthvoll vertheidigt; oft fand man noch Abschnitte zu überwinden. Beim Sturm gingen Freiwillige vorauf, mit den nöthigen Utensilien versehen — ihnen folgte dann in mehreren Haufen das Gros, von den versuchtesten Offizieren geführt. Ein eigends ausgewählter höherer Offizier leitete das ganze Unternehmen. In Feindes Land wurden auch wohl die Landesbewohner den Stürmenden vorangetrieben. Drang man ein, so empfanden Garnison und Bürgerschaft in gleichem Maße die Rache und Strenge des Siegers. — Mord, Brand, Plünderung, und was sich sonst Abscheuliches und Unmenschliches Ereignissen dieser

*) Man erinnere sich z. B. des sogenannten Wiborgschen Krachens.

Art zuzugesellen pflegt, waren unzertrennliche Gefährten des Sieges, der leider nur zu oft das Gepräge einer Barbarei annahm, die sonst schon dem Volke fremd war.

Was sich an Schiffbrücken, Luft- oder Lederschläuchen, welche von den Soldaten zum Uebersetzen der Ströme benutzt wurden, Ammutionswagen u. s. f. vorfand *), stand unter Obhut der Artillerie, — grade wie dieß in Deutschland der Fall war. — Ein eigenes Corps bildeten die Schneeschuhläufer (Skidlöpore), wenn man in nördlichen Regionen kämpfte. Man nahm sie größtentheils aus Finnland. Sie dienten als leichte Truppen und scheinen nicht selten vortreffliche Dienste geleistet zu haben. Karl zog sie für einen Winterfeldzug allen andern Truppen vor, und wir finden

---

*) Am Kur und Rion (Araxes und Phasis) bedienen sich heute noch die Bewohner aufgeblasener Büffelhäute, um überzusetzen und kleinere Lasten überzuschiffen. Fünf Schläuche reichen hin, um eine Art kleiner Fähre zu Stande zu bringen, die einen Menschen und eine mäßige Last trägt. — Eichwald erzählt uns in seiner Reise nach dem Caucasus, daß er so wiederholentlich über den Kur und Araxes gesetzt. Paskewitsch ging mit seiner Infanterie zur Schlacht, welche der Einnahme von Abbas Abad voranging, ebenfalls über den Araxes auf einer Brücke, die in der Eile aus mit Luft angefüllten Ochsenhäuten angefertigt war.

sogar, daß Graf Mansfeld einst 1000 Schneeschuhläufer verlangt habe, welche aufzubringen auch wirklich Anstalten getroffen wurden.

Die Soldaten lagerten während des Krieges gewöhnlich in Hütten von Strauchwerk und Rasen, welche dem Bedürfniß gemäß, bald leichter, bald stärker gebaut waren. Die Läger wurden immer zweckmäßig gewählt. Ueber deren Emplazement entschied der commandirende General. Die Technik selbst leiteten die Lagermeister. Die Form der Lager war quadratisch; das Ganze war mit einem Graben umgeben, an den Ecken mit Verschanzungen, oft auch wohl mit Blockhäusern versehen; an jeder Seite befand sich ein Thor. Im Nothfalle umgab wahrscheinlich ein Wall das Lager in seiner ganzen Ausdehnung. — Diese ganze Anordnung war offenbar von den Römern entnommen, aus deren Kriegskunst wir später überhaupt viel Anklänge finden. — Der Dienst im Lager ward mit Strenge gehandhabt. Als Hauptsache schien dabei neben den herkömmlichen Sicherheitsmaßregeln die Ansicht vorzuwalten, jede Gemeinschaft mit dem Feinde zu unterbrechen. Die Wachen wachten daher mit der größten Strenge darauf, jeden Fremden vom Lager entfernt zu halten. Der Dienst ward sonst ganz so wie in den deutschen Lägern betrieben. Für den Verkehr mit allen, nicht zum Lager gehörigen Personen, war der Sudlerplatz bestimmt, eine Benennung, welche der Leser schon aus dem Soldatenwesen der Deutschen kennt, und der wie-

derum unter einem besondern Pristaff stand, eine Benennung, die vielleicht von den slavischen Stämmen, mit denen die Schweden im steten Kriege begriffen, entlehnt war.

Für Gewaltthätigkeit jeder Art gegen Bewohner, so wie für militairische Vergehen, bestanden eigene Kriegsgerichte. Sie waren nach Art der deutschen Militairgerichte organisirt und zählten 12 oder 24 Beisitzer, welche aus der Zahl der Unteroffiziere und Gemeinen gewählt waren. Sie traten auf Ansuchen der Profoße zusammen, deren jede Fahne einen hatte, und die wiederum unter einem Generalprofoß (General-Reichsprofoß) standen. Früher waren die gemeinen Soldaten allein Richter in ihren Angelegenheiten. Sie untersuchten bei Streitigkeiten mit Bürgern den Stand der Sache und sprachen Recht, oder mußten im Unterlassungsfalle für den Schaden, welchen die Bürger etwa erlitten, aufkommen. — Die Kriegsgerichte waren übrigens immer sehr strenge. Offiziere, welche sich vielleicht einer nicht motivirten Uebergabe eines Platzes schuldig gemacht, wurden mit dem Tode bestraft. Feigheit und Ungehorsam gegen gegebene Dienstbefehle wurden durch einen öffentlichen Aufzug gerügt, indem die Thäter gezwungen wurden, unter dem Hohngelächter der Menge auf eine schimpfliche Art ihren Einzug in Stockholm zu halten. Die Form der Kriegsgerichte sowohl als deren Geist hatte viel mit denen der Deutschen gemein. — Beim Marsch der Truppen

herrschte eine große Ordnung. Der Troßmeister sorgte für die Wahl der Wege und für deren Aufräumung. Eine Avantgarde öffnete den Zug — Seitendetachements sicherten die Flanke. In angemessener Entfernung folgte das Gros, den Verhältnissen gemäß geordnet. Die Arriergarde schloß den Zug. — Für den Troß bestimmten zweckmäßige Verordnungen die Details. Den Reitern waren auf je 10 Mann zwei, der Infanterie aber auf eben diese Zahl ein Packpferd auf dem Marsche gutgethan — eine Anordnung, die der Zustand der Länder, in denen man oft kriegte, angemessen erscheinen ließ. Was nicht unbedingt zum Heere selbst gehörte, sollte durchaus nicht geduldet werden. — Trotz dieser anscheinend sehr guten Anordnungen wurden die meisten Heerzüge der Schweden nicht selten von den größten Barbareien begleitet. In den dänischen Kriegen ward den Armeen sogar eine rücksichtslose Barbarei zur Pflicht gemacht. Um dieser recht gründlich nachzukommen, begleiteten eigene Brandmeister das Heer*). Zwar finden wir, daß König Johann die Schonung der Wehrlosen ausdrücklich befahl, doch dürfte die verwilderte Soldateske hierauf nur selten Rücksicht genommen haben. Gewöhnlich mußten die Gefangenen die ganze Härte und Strenge der Sieger empfinden; häufig wurden sie gezwungen, Dienste

*) Man vergl. I. 2. S. 423, wo wir der Verbrenner bei den Schweizern gedachten.

zu nehmen; oft wurden sie in das Innere des Landes abgeführt, um sich dort durch die härteste Arbeit in Bergwerken ꝛc. den Lebensunterhalt zu erwerben — nur die Furcht vor Repressalien ließ hierin öfters Rücksichten gelten, welche die Menschlichkeit umsonst gefordert haben dürfte.

Dieß die flüchtige Uebersicht von dem Kriegswesen der Schweden vor Gustav Adolph. Wir sehen, daß überall ein guter Grund gelegt war, und daß es nur einer starken Hand und eines ordnenden Geistes bedurfte, um aus solchen vorhandenen Elementen bald ein Heer hervorgehen zu sehen, das sich nicht allein mit den, lange Zeit für unüberwindlich gehaltenen Banden des Kaisers messen konnte, sondern diese noch übertraf. Unter Gustavs Hand bildete sich Schweden zu einer militairischen Monarchie vollends aus, unter welchem Gesichtspunkte es von seinen größten Staatsmännern betrachtet wurde, — und was Axel Oxenstierna 1636 im Rathe sagte: daß Schweden nicht lange ohne Krieg seyn könne, daß an den ewigen Kämpfen angeblich weniger die Könige und tollen Köpfe, als situs regni et loci schuld gewesen, offenbarte sich bald in einer langen Reihe blutiger Kriege, welche das Land erschöpften, und es endlich in die Grenzen zurückwarfen, aus denen es unter einigen seiner Regenten wie ein brausender Strom hervorgebrochen war.

Vor allen Dingen dachte Gustav Adolph daran, tüchtige Offiziere in's Land zu ziehen. Meh-

rere berühmte Offiziere jener Zeit erhielten von ihm Wartegeld, um im Fall der Noth sogleich über sie disponiren zu können. — Zugleich behielt er sich ein für allemal die Ernennungen aller Offiziere vor. Dabei beschränkte er die Zahl der frühern Offiziere so viel wie möglich. So gab es 1623 nur 3 Generale im ganzen schwedischen Heere — eine gute Einrichtung, die jedoch nicht lange Bestand hatte und mit dem deutschen Kriege gänzlich in Vergessenheit gerieth. — Die Ergänzung des Heeres ward vom Könige gleichfalls modifizirt. Die frühere Ausschreibung ward jedoch hierbei beibehalten, nur kräftiger gehandhabt, und fand bald nach Zahl der Höfe (hemman), bald nach Kopfzahl (mantal), meistens jedoch nach der letztern Art statt. Geijer theilt uns einen Auszug aus einer königl. Vollmacht für die Aushebungs-Commission aus dem Jahre 1627 mit. Ihr gemäß wurden die Bauern bezirksweise von der Kanzel zusammenberufen, mit der Ermahnung, sich männiglich einzustellen: Geistliche, Hofdiener, Offiziere, Gemeine, Matrosen, Vögte, Arrendatoren (die Verwalter der Domänen), Schreiber, Webel und Gerichtsdiener. Den Pfarrern lag darauf ob, ein Verzeichniß aller Mannsleute über funfzehn Jahre zu entwerfen, für dessen Richtigkeit sie persönlich verantwortlich blieben. Die Bezirksvorsteher und Vögte fungirten dabei als Aufseher. Kam nun der Ausschreibungstag, so lasen die Commissäre zuerst ihre Vollmacht vor, und fragten, ob

alle da seyen. Hierauf und nachdem sich die 12 Bauern, welche im Bezirksgericht saßen (Naemnd), niedergelassen, theilten sie die Gemeinen in Rotten ein, zehn Steuer- und Kronbauern und zehn steuerfreie oder Adelsbauern in jeder Rotte. Im Rottenschreiben ging es nicht nach Zahl der Höfe (hemman), sondern der Köpfe (mantal). Beim Ausheben sollte besonders darauf gesehen werden, daß der, welcher in jeder Rolle für den Dienst bestimmt ward, frisch und gesund, stark von Gliedern, und so viel zu ersehen, auch muthig sey, von 18 bis 30 Jahren und darüber. Hierbei sollten die Knechte vor den Bauern, doch so, daß der Sohn von Eltern, die schon einen Sohn im Dienste, oder auch wohl gegen den Feind verloren hätten, gewählt werden. Auch sollten die Besitzer mehrerer oder größerer Höfe berücksichtigt werden. Bei Formirung der Rotten selbst wurden sowohl Anwesende als Abwesende gezählt. Wer sich versteckt hielt, ward als Landstreicher eingeschrieben; wußten etwa der Pfarrer, Webel oder der Nämnd darum, so wurden auch diese gebüßt. Miethwerbung (Stellvertretung) durfte weder durch Offiziere noch durch die Commissäre erlaubt werden, sondern ward nur durch die Musterherren genehmigt. Doch hörte solche später ganz auf. Von der Ausschreibung blieb nur das einzelne Hof- und Dienstgesinde des Adels, nebst den nöthigen Leuten der Geistlichkeit in den Städten und auf dem Lande, frei *). In

*) Der Adel nämlich, als ohnehin zum Kriegsdienst

Berg- und Salpeterwerken, in Gewehrfabriken und Schiffswerften sollte jedoch nur das überflüssige Volk der Aushebung unterworfen bleiben. Neubauern sollten soviel als thunlich berücksichtigt werden. Landstreicher zählten nicht in der Rolle, sondern wurden für sich ausgehoben. — Ehrlos Erklärte, Mörder, Todtschläger, Ehebrecher, überhaupt offenkundige Verbrecher wurden nicht eingestellt. Ebenso sollten auch die Matrosen für den Schiffsdienst ausgehoben werden. — Den Bezirksvorstehern und Vögten waren im Allgemeinen die Rechte des Einzelnen anempfohlen. Der Nämn, dessen Abwesenheit dies ganze Verfahren ungesetzlich machte, sollte demselben das Ansehn einer durchaus gesetzlichen und auch volksthümlichen Verrichtung geben. Nichtsdestoweniger fielen öfters Unordnungen und Widersetzlichkeiten vor, die jedoch jedesmal streng bestraft wurden. So finden sich Beispiele, daß einzelne Militärs eigenmächtige Aushebungen unternahmen (Diebesstücke, wie sie in den Beschwerden darüber genannt werden), und dabei unerlaubte Miethswerbungen begünstigten, wofür jedoch die Thäter mit dem Tode bestraft wurden.

Wir sehen hieraus, daß der König bemüht war, ein gutes Ersatzsystem zu erhalten, was für die Organisation eines Heeres unbedingt das Unerläß-

---

mit seinem Gefolge verpflichtet, war von dieser Aushebung frei.

lichste ist. Die Anordnungen dazu können als die ersten für diesen so wichtigen Zweig in der neuern Kriegsgeschichte gelten. Wenn auch die Aushebungsgesetze anderer Staaten ihnen nicht nachgebildet sind, so hat doch das, was hierin in allen andern Ländern geschehen, genügend bewiesen, wie lange und wie weit ihnen Schweden hierin voran gewesen. Die schwedische Einrichtung zur Aushebung der Nationalmiliz war eine nach den Landschaften vertheilte, an der Grundscholle haftende Verpflichtung, das Heer zu stellen und zu erhalten. Gustav Adolph führte die Anordnung Karl's IX., welcher Wohnhof und Lohn für die Reiterei anordnete, und dem ausgehobenen Soldaten ein Achtel Hufe frei von allen willkührlichen Auflagen, und dabei noch einen Thaler Rente von irgend einem andern Hofe überließ, noch weiter, mit einigen Abweichungen jedoch aus. Ober- und Unteroffiziere aller Regimenter, sogar die Feldprieſter derselben (4 auf ein Regiment), die Regimentsschreiber, Gerichtswebel, Gerichtsschreiber, Barbiere (Feldscherer) und Profoße erhielten Hof und Lohn zugetheilt — eine Anordnung, welche unter Karl XI. später die höchste Ausdehnung erhielt und sich, wenngleich etwas nüanziert, mit allen ihren Mißbräuchen und Vortheilen erhalten hat. Axel Oxenstierna nennt diese Einrichtung neu in Europa, den Schweden eigen, und rechnet Schweden mit zu den Ländern, wo der Soldat Grundeigenthum haben müsse, um Unterhalt und Harnisch

zu haben. Er nennt sie als eine der vorzüglichsten Einrichtungen Gustav Adolphs, welche andere Nationen vergebens bemüht gewesen nachzuahmen.

Um jedoch dem geld- und menschenarmen Lande zu Hülfe zu kommen, und es bei den ewigen Kriegen nicht gänzlich zu erschöpfen, blieb auch die Werbung fremder Kriegsvölker unter Gustav im Gange; ein vortreffliches Auskunftsmittel für das Menschen- und Geld-Capital des Landes, indem ein Deutscher nur ein Viertel dessen kostete, was ein Schwede kam. Und wo auch hätte Schweden am Ende seine Leute hernehmen sollen? Als König Gustav in den großen preußischen Krieg verwickelt war, gab die Aushebung nach der Kopfzahl (mantal) über das ganze Reich einmal 15,000 Mann, dann 12,000 Mann. Endlich aber, als Jeder Zeit bekam, auf Unterschleif zu denken, nur 6—7000 Mann; eine Zahl, die unmöglich hinreichen konnte, das Heer zu ergänzen. Wahrscheinlich würden die Stände sich dazu verstanden haben, die Kriegssteuer (Landtogsgärd) ein für allemal zu bewilligen, wenn sie der Ueberzeugung hätten seyn dürfen, dadurch jeder persönlichen Dienstleistung überhoben, dieß Geld gut angewendet und sich endlich auch der Willkühr der Regierenden entzogen zu sehen.

Wenden wir uns endlich zu den verschiedenen Arten von Truppen, so finden wir, daß die Reiterei auch jetzt noch den ersten Rang in der Militär-Hierarchie behauptete. Sie sollte durch

den Rüstungsdienst aufgebracht werden. Aber wir wissen bereits, wie sich dieß herausstellte. Oefters sank diese adlige Reiterei zu einer wahren Erbärmlichkeit herab. So befanden sich z. B. während des Krieges von 1612 gegen die Dänen nur acht Personen vom Adel mit dem Könige *). Hier also traten nun die vom Könige gestifteten Landreiter in deren Stelle. Sie waren gewöhnlich in jeder Landschaft in 3 Fahnen oder Compagnien, jede zu 125 Mann getheilt; die finnländische Reiterei bildete allein 12 Comp.; die gesammte einheimische Kavallerie aber 3500 Mann. Die Reiter erhielten ihren Hof zum Wohnplatz, und genossen

*) Und doch waren früher manche schwedische Edelleute mit 6—700 Rossen im Felde erschienen, wie dieß von den Sture's, Brahes, Roos u. a. erzählt wird. Geijer III. S. 14. Doch war an dieser Nichtbefolgung der Befehle auch der gesunkene Wohlstand des Adels schuld. — Schon König Johann III. hatte 1573 erklärt, daß jeder Edelmann, der nicht vermöge zu Roß zu dienen, wenigstens für Sold dienen müsse. Karl hatte in seinem Gefolge eine Menge Adlige, welche um Sold und zu Fuß dienten. 1622 mochten 2 höchstens 3 Adlige sich vereinen, ein Roß zu halten. — 1626 schrieb der König dem Statthalter von Esthland, daß die Edelleute, welche nicht reich genug seyen, für ihre eignen Güter zu reiten, in seiner Leib-Compagnie dienen könnten — es wäre dieß ein Hofdienst, den er begehre und kein Aufwärterdienst. Alles Beweise, wie sehr der Adel verarmt war.

auch noch sonst, wie wir gesehen, eine Rente. Derselbe Fall war mit den Offizieren, wofür sie aber auch mit einer angemessenen Anzahl berittener Leute erscheinen mußten. Jeder Reiter mußte mit Sattel und Zeug, einem schußfreien Brust-Harnisch und 2 guten Säbeln versehen seyn. Die verschiedenen Kriege des Königs riefen bei der schwedischen Kavallerie allmählig mannigfache Veränderungen hervor. Zuerst wurden die Rüstungen leichter, die Größe der Escadrons vermindert, deren Tiefe bis auf 3 Glieder reduzirt. Dann brachte der König, der sich meistens selbst an der Spitze seiner Reiter befand, sich auch wohl mit den Flankeurs herumschoß, dieser Waffe eine Zuversicht bei, welche man stets als Vorboten des Sieges betrachten kann *). Das Feuern, wie auch das Carracoliren, lange eine Haupteigenschaft der Reiterei, ward sehr beschränkt. Nur das erste Glied sollte im Nothfalle ein Pistol abfeuern, aber dann sofort mit dem Degen in der Faust einbrechen. — Der König hatte die Lanzen bei der Reiterei gänzlich abgeschafft und ihr dagegen leichte Karabiner gegeben, wie er selbst einen führte; seiner leichten Reiterei, welche sich noch der Bogen bediente, verlieh er eine andre Organisation. Er

*) Verfasser schließt dieß aus Le Vassor (hist. de Louis XIII. T. VI., liv. 26. p. 139.) Erzählung, wonach der König einen in Kaiserl. Diensten befindlichen Franzosen mit dem Karabiner verwundet, von diesem dagegen durch einen Pistolenschuß fast getödtet ward.

formte sie zu Dragonern um, die nur im Noth-falle absitzen und zu Fuß fechten sollten. Sie führ-ten Musketen mit Luntenschlössern, wozu die Lunte am Kopfstück des Pferdezaums um einen Haken geschlungen war. Die schwedische Reiterei, welche bis jetzt stets im entschiedensten Nachtheil gegen die Nachbaren gewesen, erlangte unter ihres ritter-lichen Königs Führung sehr bald ein solches Ueber-gewicht über den Feind, daß selbst eine bedeutende Minderzahl nicht anstand, ein Gefecht mit den bis-her so gefürchteten Gegnern anzunehmen. Die ganze Kavallerie des Königs bestand nur aus Küras-sieren und Dragonern. Ueber die taktische Form der Kavallerie selbst werden wir später das Wei-tere ersehen. — Eben so wie die Reiterei, erfreute sich auch die Infanterie einer verbesserten Organi-sation. An sich schon tüchtig, in unzähligen Käm-pfen geübt, bedurfte es hier nur des Ordnens. Die Fahnen und Fähnlein machten den Regimen-tern und Compagnien Platz. Ein Regiment sollte ursprünglich aus 24 Compagnien bestehen, von ei-nem Oberst befehligt werden, und vier Compagnien eine Unterabtheilung bilden, die ein Capitän com-mandirte. — Die Stärke der Compagnie sollte wenigstens 150 Mann betragen. Doch ward sie gemeinhin zu 174 geworben, weil die Hauptleute 24 Passevolanten hatten, für welche sie den Sold sowohl als sonstige Lieferungen einstrichen. Doch wechselte die Stärke der Regimenter zu verschie-denen Zeiten. Die schwed. National-Regimenter

finden wir später nur zu 8 Compagnien à 144 Mann, nämlich 54 Pikeniere und 72 Musketiere. Den Hauptleuten wurden bei diesen nur 18 Passevolanten gutgethan, die sie voll bezahlt erhielten, ihnen jedoch nur $\frac{6}{7}$ der Löhnung geben durften. Diese waren ganz dienstfrei und wurden nur im Nothfall zum Dienst herangezogen. Eine andre Bewandtniß hatte es mit den deutschen und engl. Regimentern bei Gustavs Heere. Diese zählten 10 bis 12 Compagnien, jede zu 150 Mann; — ein Etat jedoch, der nur zu oft wechselte. Wie diese Regimenter aufgebracht wurden, haben wir bereits gesehen. — Etwas ganz Anderes war dieß mit der vom Könige organisirten Landmiliz. Diese ward von den Provinzen gestellt und bestand aus 8 Regimentern zu Pferde und 20 zu Fuß, welche beständig vollzählig gehalten werden mußten. Sie wurden nach den Provinzen genannt, waren aber nicht alle von gleicher Stärke. Sie sollten immer so vollzählig wie möglich in den Waffen geübt werden. Ihre Obersten hatten zugleich die Verbindlichkeit, sich bei allgemeinen Aufgeboten an deren Spitze zu stellen. Das Kriegs-Collegium erhielt von den Obersten jährlich einen Bericht über deren Zustand. — Die geworbenen Regimenter waren uniformirt, und wir finden der blauen, weißen, grünen, rothen und schwarzen gedacht. Doch scheint diese Art von Uniformirung erst kurz vor dem großen deutschen Kriege stattgefunden zu haben. Noch 1621 erließ der König eine Verordnung des Inhalts: „die

Soldaten schaffen sich dienliche Kleider, solche, die einem Kriegsmann anstehen, wobei nicht so sehr auf den Stoff als darauf zu sehen, daß sie vollständig gemacht werden. Die Trabanten des Königs trugen gelbe Schnüre auf ihren Kleidern; der Soldat aber war verpflichtet, sich für das Rottengeld Untergewehr und Kleidung zu kaufen, weil ihm die Krone erst nach Verlauf eines Jahres Kleidung zugestand. Doch ward die Bekleidung nicht selten durch freiwillige Beiträge der Bauerschaft herbeigeschafft. Nichtsdestoweniger heißen im preußischen Kriege die schwedischen Soldaten unansehnliche Bauerknechte wegen ihrer schlichten Bekleidung. 1632 ward noch eine eigene Pelzsteuer ausgeschrieben, um die Soldaten mit Schafpelzen versehen zu können. Der schwedische Soldat in seiner Bauerntracht und seine Offiziere ohne Ordensschmuck, haben Schwedens glänzendste Kriege geführt, sagt Geijer *). Eine Compagnie bestand zur Zeit des deutschen Krieges aus 1 Hauptmann, 1 Lieutenant, 1 Fähnrich, 1 Feldwebel, 1 Sergeant, 1 Rüstmeister, 1 Fourier, 1 Führer, 1 Musterschreiber, 6 Corporalen, 18 Rottmeistern, 3 Tambouren und 144 Gemeinen. Den Stab des Regiments bildete 1 Oberst, 1 Oberst-Lieutenant, der Major, der Regimentsquartiermeister, der Feldprediger, vier Wundärzte, der Regiments-Tambour und 8 Marketender. Der Major comman-

*) III. S. 61.

dirte seine Compagnie selbst, der Oberst aber und Oberst-Lieutenant hatten jeder einen Capitain-Lieutenant. Der Etat eines Regiments von 8 Compagnien war also nur 5 wirkliche Capitains, 2 Capitain-Lieutenants und 6 Lieutenants. Doch fanden auch hier eine Menge Nüanzirungen statt, welche sich nicht alle wiedergeben lassen. — Werfen wir einen Blick auf die Bewaffnung der schwedischen Infanterie, so finden wir, daß das Feuergewehr von Jahr zu Jahr auch in der schwedischen Armee die Oberhand erhielt. Zuerst setzte Gust. Adolph die Piquenire bei seinem Fußvolk von der Hälfte auf ein Drittel herab, denen er zugleich statt der Pike eine Partisane von 11 Fuß Länge gab, oben mit einem Eisen von $4\frac{1}{2}$ Zoll Breite und auf beiden Seiten schneidend. So wenigstens meldet Harte, der Biograph des Königs, obwohl dieß nicht wahrscheinlich scheint, weil es hierdurch den hintern Gliedern unmöglich geworden wäre, zur Vertheidigung der Musketiere, die sich manchmal vor ihnen ordneten, mitzuwirken. Dann ward die Rüstung der Piquenire abgeschafft, und wurden sie selbst, wo es anging, durch Musketiere ersetzt. 1631 errichtete der König schon ganze Musketier-Regimenter, bei denen sich kein Piquenir befinden durfte. Bei den Musketieren selbst führte er 1624 ein Caliber ein, das bis 1811 beibehalten ward, und das eine $2\frac{1}{2}$löthige Kugel wie die alten Arkebusen schoß. Den Radschlössern gab er die Einrichtung, daß sich der Pfanndeckel von selbst wegschob,

wenn der Hahn niedergelegt ward *). Doch war und blieb das Luntenschloß noch allgemein in der Armee, und ein Versuch mit Radschlössern, die Gustav Adolph dem Regimente des Grafen Thurn gab, blieb ganz ohne Nachfolge **). — Die Pinne oder Schweinsfeder, die so lang und stark war als der Schaft eines Webelspießes, vorn eine zwei Spannen lange eiserne Spitze, hinten aber einen Stachel hatte, welche er früher gegen die polnische Reiterei benutzt hatte, und deren die Infanterie sich so bediente, wie die engl. archers ***), wurden im deutschen Kriege wieder abgeschafft und nur dem Heere nachgefahren, um sie bei Verschanzungen und andern Gelegenheiten anzuwenden. — Zu den Neuerungen des Königs gehörten ferner die Einführung der papiernen Patronen für die Infanterie, welche in einer Tasche von gebranntem Leder auf dem Rücken getragen ward, während die Soldaten der andern Mächte fortfuhren, sich der Bandoulire, woran zwölf hölzerne oder blecherne Röhrchen mit der Ladung hingen, zu bedienen. Bis dahin hatte die leichte Kavallerie allein Patrontaschen gehabt. Doch bleibt die genauere Angabe der angegebenen Einführung der

---

*) Meyer Handbuch der Geschichte der Feuer-Waffen-Technik. S. 59.

**) Hoyer I. S. 446.

***) Vergl. Bd. I. 2. Abth. S. 314. dieses Werkes.

Patronen ziemlich unzuverläßig *). Später bahnte sich diese Erfindung zu den andern Armeen den Weg, doch nur langsam. Nichtsdestoweniger scheint dadurch eben kein rascheres Feuern bei der Infanterie sonderlich gefördert worden zu seyn, denn wir finden es vom Soldat suédois als eine Merkwürdigkeit angeführt, daß im Gefecht bei Kinzingen (1636), welches vom Nachmittag bis spät Abends dauerte, auch der langsamste Musketier wenigstens siebenmal gefeuert habe. — Mit diesen Neuerungen hing zugleich die Verminderung der Tiefe bei des Königs Truppen zusammen. Weil der König befunden, sagt Chemnitz, daß in den tiefen Bataillons, wie man sie nach alter Manier gemacht, die voranstehenden den letzten im Fechten hinderlich waren, auch der Canon, wenn er durch die Truppen spielet, großen Schaden unterm Volke thäte, so ließ er seine Infanterie nur sechs Mann hoch stellen. Welche, wenn es an ein Treffen ging, die Glieder doubliren mußten, und also nur drei hoch zu stehen kommen **). — Die Instruction der Leute übrigens war bei den Schweden den Offizieren überlassen. Wo es Zeit und Umstände erlaubten, wurden die Truppen fleißig geübt. In den Lägern bei Werben, Schwedt und Nürnberg wurden sogar neue Evolutionen und Griffe eingeführt.

---

*) Hoyer I. S. 446.

**) Chemnitz, Königl. Schwed. in Deutschland geführten Krieges. I. S. 475.

Während der König von Schweden mit Erfolg daran arbeitete, seiner Kavallerie und Infanterie immer mehr Tüchtigkeit und Beweglichkeit zu geben, richtete er auch ein besonderes Augenmerk auf die Artillerie. Wir sahen bereits, daß von seinen Vorgängern in Bezug auf die Anzahl der Geschütze hier mehr geschehen war, als in irgend einem andern Lande. Der König benutzte bei der Verbesserung sowohl die Erfahrung Anderer, als besonders die, welche er selbst in so reichem Maße gemacht. Ganz vorzüglich scheint dem Könige das Bedürfniß einer größern Beweglichkeit der Geschütze vorgeschwebt zu haben, was sich ihm wahrscheinlich in den Kriegen mit den Polen und Russen aufdrängte. Daher ergriff er eine Erfindung dazu, welche der Freiherr Melchior von Wurmbrand, ein geborner Oestreicher und ehemaliger Kaiserl. Offizier machte, mit Eifer. Wir meinen die sogenannten ledernen Kanonen. Diese bestanden aus einer kupfernen, funfzehn Caliber langen und $\frac{1}{8}$ Caliber starken Röhre, die um die Pulverladung ein wenig stärker ist, und der statt Zündloch eine eingeschraubte eiserne Röhre diente. Hinter dem Boden lag ein Caliber langer metallener Stoß mit der Traube, der mit 6 Schrauben befestigt war. Ueber der Ladung lagen starke eiserne Ringe; am Kopfe ist das Kupfer aufgerollt. Die Röhre wird wiederholt mit Firniß (Mastix) bestrichen, mit Leinen und Stricken bewickelt, dabei die Zapfen angesetzt, dann alles mit Gips aus-

geglichen und mit Leder überzogen *). Schon früher (1624) hatte der König Versuche, die ein Oberst Siegroth, mit verkürzten 6 Pfündern, welche nur 625 Pfd. wogen, vorgeschlagen, machen lassen. Sie sollten besonders auf die Kartätschwirkung berechnet seyn. Sie hatten Kammern, die Pulverladung war in einer dünnen hölzernen Büchse, die Kugel selbst mit Draht daran befestigt. Sie gaben sehr gute Resultate, doch ist nicht bekannt, inwiefern sie selbst eingeführt wurden. Nach mannigfachen Versuchen blieb der König endlich bei einem Feldgeschütz stehen, das Graf Hamilton entweder erfand oder doch verbesserte, und das bei der ganzen Armee eingeführt ward. Es waren dieß eiserne Geschütze von 4' Länge, welche eine vierpfündige Kugel schossen **). Sie hatten eine abgestumpfte conische Kammer und die Ladung betrug $1\frac{1}{4}$ Pfund. Man konnte dreimal damit feuern, ehe ein Musketier im Stande war einmal wieder zu laden. Sie konnten ihrer Leichtigkeit wegen von zweien, ja im Nothfalle auch von einem Pferde gezogen werden. Der König gab dergleichen seiner Infanterie und Kavallerie. Erstere hatte deren per Regiment zweie, und nahm der König eine große Anzahl aus Schweden mit nach Deutschland, um solche den neu zu errichtenden Regimentern

*) Nach Meyer Handbuch der Geschichte der Feuer-Waffen-Technik. S. 60.

**) Nach andern nur 3 Pfd.

zuzutheilen. Dieser Gebrauch ward später, wie wir sehen werden, auch von andern Armeen nachgeahmt. Durch diese Organisation der Artillerie mußte die Anzahl der Geschütze natürlich bedeutend vermehrt werden. Wir finden daher auch in dem ersten Feldzuge des Königs in Deutschland eine Menge Artillerie vereinigt, welche gegen die ärmliche Ausrüstung der Heere früherer Zeit hiermit unendlich abstach. So zählte z. B. der König bei Greifenhagen 80 Geschütze in einer Batterie; bei Frankfurt an der Oder hatte er 200 von verschiedenen Calibers; beim Lechübergang 72 schwere Geschütze; bei Nürnberg aber dreihundert. — Die bedeutende Anzahl der Artillerie, welche der König an und für sich hatte, ward noch durch die im Münchner Zeughause verborgen gewesenen 140 Geschütze, welche den Schweden dort in die Hände fielen, vermehrt. — Schon 1620 hatte der König die Ladeschaufel beim Feldgeschütz verworfen, und mit Kartuschen laden lassen; auch hatte er die bis dahin nur beim Belagerungsgeschütz üblichen Kartätschen beim Feldgeschütz eingeführt. Diese bestanden öfters aus Stücken alten Eisens, gewöhnlicher aber aus Musketenkugeln, und waren bald in hölzernen oder blechernen Büchsen, bald in Beuteln von grober Leinwand, zuweilen auch nur mit Weidenruthen umzogen. — Hierdurch erhielt die Artillerie zu ihrer Beweglichkeit auch noch eine größere Entwickelung ihres Feuers, wodurch sie im gleichen Maße beim Auftreten in Deutschland im-

po-

poniren. — Die Artillerie selbst scheint nur durch commandirte Musketiere statt der frühern Büchsenmeister bedient worden zu sein, was bei den Regimentsstücken, welche fast nur mit Kartätschen schossen, eben keiner großen Schwierigkeit unterworfen gewesen zu seyn scheint. — Uebrigens war Schweden im Stande, sich alle Waffen selbst zu besorgen. Die Musketen wurden in den Dörfern von sogenannten Rohrschmieden verfertigt, wodurch sie zugleich ihre Steuern bezahlten. Den Arbeitslohn erhielten sie in Geld und Naturalien, oft auch in Material. Sie standen unter gewissen Factoren. Jeder Rohrschmied sollte jährlich 52 große Musketen liefern. Auch Harnische und Pikeneisen wurden hier gefertigt. Letztere mußten so seyn, daß sie in die Harnische drangen, insofern sie bezahlt werden sollten. — Die Stückgießereien in Stockholm und Finspån glieferten Kanonen von 48 bis 1 Pfd.; die Pulverfabriken zu Nacka und Wållinge das Pulver. — Für ungewöhnliche und größere Rüstungen ward der fehlende Bedarf an Waffen und Munition aus Lübeck bezogen.

Auch die Feldverschanzungskunst bei den Schweden hatte mit Gustav Adolph einen andern Charakter angenommen. Er ahmte bei Schanzenanlagen vorzugsweise die Niederländer nach, und erklärte sich den langen zusammenhängenden Linien ganz abhold. Seine Verschanzungen bestanden immer nur aus Redouten, welche durch eine Brustwehr zusammenhingen. — Dabei verstand er die Lo-

calität vortrefflich zu benutzen und der Artillerie selbst die größtmögliche Wirkung vorzubereiten. Als bemerkenswerth verdient erwähnt zu werden, daß bei Nürnberg mehrere Schanzen unweit Steinbühl ganz isolirt lagen, und sich in einer gewissen Entfernung wechselseitig vertheidigen mußten *). Sich zu verschanzen war dem Könige unter besondern Verhältnissen zum Bedürfniß geworden. — Etwas das man wohl nachahmen sollte. Als er in Pommern gelandet war, verschanzte er sich stets, wenn er mehr als eine Nacht an einer und derselben Stelle blieb. Hierbei mußte Alles Hand anlegen. Der König war dabei, so oft es anging, zugegen, und verstand die Soldaten bei ihrer Arbeit guten Muths zu erhalten. Oft erheiterte ein Scherz die Soldaten, besonders wenn die Zeiten eben nicht sonderlich waren. Als man bei Greifswald den Soldaten nichts als Wasser und Brod geben konnte, durfte jeder, der 20 Körbe voll Erde herbeigetragen, sich mal satt an Bier trinken — was bald einen allgemeinen Wetteifer und besonders eine sehr frohe Laune erzeugte. — Von der alten Art, sich im Viereck zu legen, was sowohl in Schweden als auch in Deutschland Gebrauch war,

---

*) Man vergleiche den neuesten Plan hierüber in Schuh Rückblick auf die Kriegsereignisse um Nürnberg im Jahre 1632, der diese von Hoyer abweichende Angabe erklären wird.

ging der König gleichfalls ab. Bei Werben campirte er ganz der Localität gemäß, bei Nürnberg in einer, bei Fürth in zwei Linien — eine Neuerung, welche gleichfalls bald Nachahmung fand. Bei dieser Lagerordnung konnten die Regimenter ihr Gepäck stets hinter sich haben, was in vielen Beziehungen wohl eine Erleichterung für die Truppen selbst seyn mochte, im Allgemeinen aber doch eher zu einer Vermehrung als Verminderung desselben beigetragen haben dürfte. Wenigstens fiel so die strengere Kontrolle weg, weil sich nun die Bagage in jeder beliebigen Breite lagern konnte.

Ein Pontonier-Corps in dem Sinne wie wir es uns heute denken, hatte Gustav Adolph nicht. Nichtsdestoweniger führte er Pontons mit sich, welche von seinen Finnländern, die vorzüglich mit der Zimmerarbeit umzugehen wußten, bedient wurden. Seine verschiedenen Stromübergänge, besonders aber das Schlagen der Brücke über den Lech, beweis't genügend, daß, wenngleich jenen Leuten der Name eines Pontonier-Corps abging, sie sich nichtsdestoweniger ganz vortrefflich auf ihre Sache verstanden.

Was die Belagerungskunst anbetrifft, so dürfte dieß wohl ein Zweig der Kriegskunst seyn, in dem die Schweden am wenigsten geleistet haben. Selbst Gustav Adolph konnte hierin nicht seine Meister, die Niederländer, erreichen. In Deutschland wenigstens gab ihm sein Geschick keine Gelegenheit, hierin zu glänzen — was auf andern Kriegs-

theatern geschah, liegt uns zu weit, um hier Erörterungen darüber anzustellen.

Eine glänzende Seite der Armee Gustav Adolphs war deren Disziplin, solange der König lebte — mit seinem Tode jedoch ward solche nur dann beobachtet, wenn die Offiziere im Stande waren, den Obliegenheiten, welche sie in Bezug auf Löhnung und Verpflegung übernommen, regelmäßig nachzukommen. Die in der schwedischen Armee gültigen Kriegsartikel waren ursprünglich 1626 während der Belagerung von Riga entworfen, und nur in der Folge, den Umständen und Verhältnissen gemäß, modifizirt oder verstärkt worden *). Sie können in vieler Beziehung als musterhaft gelten. Sie tragen noch den Charakter einer Zeit, in welcher der Soldat als Ehrenmann, und nicht wie nach dem westph. Frieden, vorweg als ein halber Schelm genommen ward. So konnte z. B. ein Soldat, der von seinem Offizier einer ehrlosen Handlung bezüchtigt war, jenen gesetzlich belangen, um den Beweis zu führen ꝛc. Als der König in Pommern landete, ließ er sie vier Tage nach seiner Ankunft dort bei Trommelschlag bekannt machen, und machte alle Offiziere für deren Befolgung verantwortlich. Als bemerkenswerth

*) Die Zeitschrift für Kunst, Wissenschaft und Geschichte des Krieges hat sie neuerdings, Jahrgang 1835, Heft 7. gegeben — ein dankenswerther Beitrag zur Kriegsgeschichte.

verdient noch angeführt zu werden, daß die Kriegsartikel des Gassenlaufens als einer gesetzlichen Strafe gedenken, und daß sie es verbieten, für Geld diese Partie für einen andern durchzumachen *). Plünderung war nach einem Gefecht, sey es daß man den Feind im Felde oder in seinem Lager geschlagen, erlaubt. — Jedermann konnte nehmen, was er in seinem eignen Quartier fand. Sehr ausführlich sind in den Kriegsartikeln die Kriegsgerichte behandelt, die in Form und Wesen an die Kriegsgerichte der Landsknechte erinnern. Sie wurden mit einer Art Feierlichkeit abgehalten, was gewiß immer dazu beitrug, der Sache mehr Ansehn und wohl auch Gewicht zu geben **). — Eine besondere Einrichtung des Königs, die Ordnung und Einheit in der Armee zu erhalten, war das Kriegs-Collegium, dessen Präsident zugleich auch der des höchsten Kriegsgerichts war. Es war der Reichsmarschall, der zwei Reichsräthe, die entweder noch im Dienste standen, oder doch wenigstens gedient haben mußten, neben sich hatte. Vier, der Militärverordnungen und Gesetze kundige Assessoren waren Beisitzer, und eine Menge Schreiber, Copisten waren für die Führung der Protokolle verantwortlich. Das Kriegs-Collegium leitete Alles was die Truppen betraf, insbesondere deren Ausrüstung, Werbung, die Zusammenziehungen,

*) §. 105.
**) §. 96.

Musterungen und die Verpflegung. Alle Commandeurs waren ihm beim Abtritt von ihren Functionen, von ihrer Dienstführung Rechenschaft schuldig; sonst mußte solche alle 3 Jahr erfolgen. Gegen Fahrlässige ward ein Prozeß vom Reichsfiscal eingeleitet, Thätige wurden belobt. Die Regiments-Commandeure waren dieser Behörde besondere Rechnungslegung von Allem was das Regiment betraf, schuldig. Sie mußten ihre Rapporte, Abgangs- und Zuwachslisten, Berechnung der Gelder ꝛc., kurz Alles mittheilen, was das Regiment betraf. Das Collegium war zugleich die letzte Instanz für alle Militair-Angelegenheiten. — Die Löhnungsverhältnisse anlangend, so waren auch diese sehr geregelt in des Königs Heer. Der König zahlte in Vergleich zu den übrigen Heerschaaren eigentlich einen sehr geringen Sold, aber eben deswegen war er auch im Stande, diesen regelmäßig auszuzahlen, was besonders bei den geworbenen Truppen von der höchsten Wichtigkeit war. Ein Oberst erhielt monatlich 184 Thlr., ein Oberstlieutenant 80, ein Oberstwachtmeister 61; ein Quartiermeister 30; ein Hauptmann 61, der Lieutenant 30, der Fähnrich ebensoviel, der Sergeant 9 Thlr. Führer, Fourier, Musterschreiber und Rüstmeister 7, der Tambour 4, der Korporal 6, der Rottmeister 5, der Unterrottmeister 4, der Musketier oder Piquenier $3\frac{1}{2}$, der Passevelant oder Knecht 3 Thlr. Der Unter-Etat oder Civil-Etat des Regiments, wie es Hoyer nennt, war

in Verhältniß noch schlechter bezahlt. Der Feldprediger erhielt 18 Thlr., der Auditeur 30, der Wundarzt 12, der Schreiber beim Kriegsgericht 18, der Profos 12, der Steckenknecht 3 Thaler, und der Nachrichter endlich 7 Thlr. In Vergleich mit dem Solde bei andern Armeen wird diese Summe allerdings ziemlich mäßig erscheinen, aber die Regelmäßigkeit, mit welcher sie während des Krieges bezahlt wurde, ließ ihn hinlänglich erscheinen und gewährte selbst gegen den höhern Etat bei andern Truppen, welcher indeß nur sehr unregelmäßig vollzogen wurde, sogar Vortheile. Uebrigens ward die Soldaten-Löhnung wo möglich nur am 1., 11. und 21. jeden Monats bezahlt; — auch scheint es als wenn der König hin und wieder unter schwierigen Lagen den monatlichen Sold um $\frac{1}{3}$ erhöht hätte. — Vergleichen wir diesen Sold, so schmal er den Zeitgenossen schien, mit der Wehrung unserer Tage, so dürfte der eines Soldaten täglich an 12 Gr. betragen haben. Und wie hätte der König auch bei seinen geringen Einkünften einen höhern Sold gewähren können? Betrugen diese im Jahre 1620 doch nur 1,280,652 schwedische Thaler, ungefähr 853,768 Speciesthaler. Zwar stiegen solche im Laufe der Regierung des Königs durch Heimfall großer Lehne, doch war dieß im Vergleich zu den stets wachsenden Unkosten nur ein sehr geringer Beitrag. Anleihen im Auslande mußten mit $6\frac{1}{2}$ Prozent, im Inlande sogar mit 10 Prozent verzinset und überdieß noch

Sicherheit gestellt werden. Da ein großer Theil der Krongefälle in Naturalien einlief, oder häufig noch in persönlichen Dienstleistungen abgetragen ward, so war auch bei aller Pünktlichkeit der Contribuenten dennoch oft großer Mangel vorhanden. Es war daher die größte Oeconomie vonnöthen, um nur immer den laufenden Bedürfnissen genügen zu können. Als daher der König blieb, offenbarte sich die größte Noth, die nur zu oft die schwedische Armee an den Abgrund des Verderbens führte, und sie selbst zu Peinigern der Länder machte, zu deren Hülfe sie angeblich herbeigeeilt war. — Die Verpflegung bei dem Heere selbst sollte aus Magazinen geschehen. Wo diese angelegt werden konnten, blieb Alles in einem angemessenen Verhältniß, besonders wenn auch noch der Sold regelmäßig bezahlt ward. Doch traten hierbei nur zu oft Ausnahmen von der Regel ein, die dann, besonders nach dem Tode des Königs, die empörendsten Scenen herbeiführten. Häufig jedoch wurden die Truppen von den Communen verpflegt, was meistens auch nicht ohne Störungen und Beschwerde abging. Der Soldat sollte regelmäßig, wenn Magazinverpflegung stattfand, 2 Pfd. Brod und 1 Pfd. Fleisch erhalten —; Essig, Salz, Licht und Feuer verabreichte der Wirth. Unordnungen jedoch und Geldverlegenheiten führten zu so vielen Ausnahmen von der Regel, daß von einem normalen Zustande hierbei kaum die Rede seyn kann.

Wenden wir uns nach dieser Betrachtung über

die Organisation und Einrichtung des schwedischen Heeres zu der taktischen Ausbildung desselben, so werden wir auch hier eine Menge Gegenstände finden, welche alle Aufmerksamkeit verdienen. Die tiefe Stellung in gevierten Haufen war in dem 30jährigen Kriege nach und nach aufgegeben, wenn wir sie gleich in einigen Hauptschlachten bei den Kaiserlichen noch finden. Gustav Adolph besonders verbannte solche ein für allemal. Er stellte seine Infanterie nur 6 Mann tief, welche in der Schlacht nach vorn dublirten, um so die geringere Tiefe von 3 Mann, und mit ihr zugleich die Möglichkeit eines rascheren Feuers zu erhalten. War man in die Nähe des Feindes gekommen, so rangirte man sich zur Schlacht. Solange man noch im Bereich des feindlichen Geschützes war, bewegte man sich mit geöffneten Gliedern und Rotten, wohl 4—5 Fuß auseinander gezogen. Näherte man sich jedoch dem Feinde so, daß man das Musketenfeuer beginnen konnte, so ging das 1ste Glied der Musketiere 5 Schritt vor, schoß und zog sich dann mit rechts- und linksum hinter die Front, um zu laden, während die nächsten Glieder dieß wiederholten. Daß man hierbei jedoch nicht immer im Avanciren blieb, versteht sich von selbst; man lockerte einander durch das Feuer allmählig auf, bis man zum Einbruch kommen konnte. Näherte sich jedoch Reiterei zum Einhauen, so zogen sich die Musketiere unter den Schutz der Pikeniere zurück, indem sie sich in der Art verban-

den, daß beide Theile von ihren Waffen Gebrauch machen konnten. Wahrscheinlich dublirten sie hierbei ein, oder legten sich auch wohl an die Erde und feuerten im Liegen. Doch ordneten sie sich auch wohl hinter den Pikenieren, indem diese ein Knie auf die Erde stützten und die Pike vorstreckten, wobei dann die Musketiere über sie wegfeuerten. Lagen die Musketiere beim Feuern auf den Knieen, so wechselten sie ihre Plätze knieend. Gegen den Kavallerie-Angriff stemmten die Pikeniere ihre Pike beim rechten Fuß fest gegen die Erde, mit der Linken aber streckten sie dem Feind den Degen entgegen — gegen Fußvolk ließen sie den Spieß in beiden Händen spielen *). — Welches das Feuern gewesen, das Gustav Adolph 1632 im Lager bei Werben eingeführt, läßt sich nicht mit Bestimmtheit angeben; doch wahrscheinlich war es dasselbe, dessen sich noch heut, obgleich etwas modifizirt, einige Armeen bedienen, d. h. das erste Glied kniete beim Feuern nieder, während das zweite und dritte stehend, doch gebückt, ihr Feuer abgaben und dann auf derselben Stelle luden **). Hierdurch fiel das frühere Wechseln der Glieder weg, das Feuer ging regelmäßiger und rascher, und soll daher die Kaiserlichen nicht wenig überrascht haben, als sie den Schweden gegenüber erschienen. Wie wir dieß mit der bereits er-

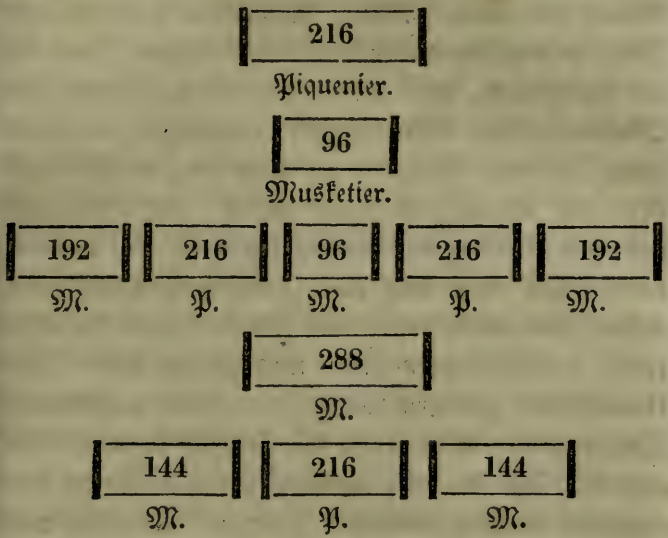
*) Schildknecht Festungsbaukunst S. 3. c. 14.
**) Chemnitz I. S. 475.

wähnten Angabe vom Gefecht bei Kinzingen, wo es als etwas Besonderes angeführt wird, daß selbst die ungeübtern Musketiere 7 mal in etwa 8 Stunden gefeuert hätten, zusammenzureimen haben, ist freilich nicht einzusehen. Uebrigens scheint diese neue Art zu feuern sich sowohl bei den Schweden als auch bei andern Mächten nur nach und nach Eingang verschafft zu haben. — Die ältere Art des Feuerns, welche Gustav Adolph offenbar von den Franzosen entlehnt, kam später nur noch unter der Benennung des Defilee-Feuers vor *). Bei den verschiedenen Gefechtsformationen finden wir die Piquenire meistens in der Mitte und 6 Mann tief; häufig dublirten sie auch ein, besonders wenn es unerläßlich war, eine breitere Front gegen anrükkende Infanterie zu haben. Doch finden wir sie auch zwischen die Musketiere gestellt, besonders wenn man solche zu schwach glaubte, allein der Kavallerie widerstehen zu können — bei andern waren die Regimenter wieder der Art formirt, daß Musketier und Piquenier miteinander alternirten. — Als ein eigenthümliches Element in der Taktik Gustav Adolphs erscheint die Brigade, die anfangs nur als Nothbehelf für das Gefecht ersonnen, später eine bleibend taktische Form in der schwedischen Armee ward. Nachdem der König sie anfangs gegen den Herzog von Savelli (1630) angewendet, ließ er

*) Man vergl. unter andern I. 3. S. 229. der Geschichte des Kriegswesens.

im Lager von Schwedt (ein Jahr später) die Reste einiger sehr geschwächten Regimenter von einerlei Bekleidung unter jener Benennung zusammenstoßen. Sie bildeten so wiederum eine taktische Einheit in einer anderen Form und erleichterten so Uebersicht und Commando. Später scheint jedoch mit dieser Benennung ein andrer Begriff verknüpft worden zu seyn. Wenigstens müssen wir Lord Rea's, eines engl. Obersten in schwedischen Diensten, Ueberlieferungen so verstehen. Er schildert uns 3 Arten von Brigaden. Die erste oder doppelte Brigade soll aus zwei vollzähligen Regimentern oder 2016 Mann, d. h. 864 Piquenieren und 1152 Musketieren bestanden haben. 216 bildeten die Spitze dieser Brigade, und wurden von den beiden Obersten und den fünf Hauptleuten geführt. Hinter dieser Division finden wir 96 Musketiere, die bestimmt waren, zwischen deren Glieder zu treten, um durch ihr Feuer etwanige Kavallerieangriffe mit abwehren zu helfen. Diese wurden ihrerseits wieder durch eine, aus drei Abtheilungen Musketier und zwei Abtheilungen Piquenier formirte Linie unterstützt. Die Musketier-Division in der Mitte sollte wiederum 96 Mann, die beiden auf den Flügeln, aber jede 192 Mann, die Piquenieren dagegen 216 Mann zählen. Ihnen dienten als Reserve 288 Musketiere. Eine Abtheilung von 266 Piquenieren mit 144 Musketieren auf jedem Flügel endlich machten die

letzte Reserve *). Ob diese, wie man sieht etwas abenteuerliche Formation je stattgefunden, läßt sich nicht mit Bestimmtheit angeben. Wahrscheinlich ist sie nur bei Uebungen der Truppen benutzt worden. Wir geben sie unsern Lesern in beistehender Figur. —



Sind die Ueberlieferungen, welche wir durch Galeazzo-Gualdo Priorato von der Schlacht bei Leipzig haben, richtig, so standen die Schweden

*) En général toutes les subdivisions administratives et tactiques étaient des multiples de 6. compris entre les nombres 96 et 288; c'étoit une conséquence de la formation sur 6. rangs que le roi de Suède avoit adoptée. — Rocquencourt cours élémentaire d'art et d'hist. militaires II. p. 395.

dort in einer analogen Form, nur mit dem Unterschiede, daß die Reserve von 288 Musketieren mit den hinter ihr stehenden 3 Abtheilungen wegfiel. Die so ersparte Mannschaft ward zur Verlängerung der Front benutzt. Jede Brigade hätte so 12 Compagnien, in der Stärke von circa 1500 Mann enthalten. Diese Formation ward in der Folge wenigstens vielfach von den schwed. Generalen angewandt, und ihr wollen sie ihre Siege bei Oldendorp und Mittelweyher verdanken. — Eine dritte Art die Brigade zu formiren, welche Lord Rea die Viertels-Brigade nennt, war gleichfalls nur eine Nüance der vorhergehenden, und bestand darin, daß man nur eine Abtheilung Piqueniere stellte, und diese durch vier Abtheilungen Musketiere, je 2 nebeneinander, unterstützen ließ. Der Unterschied zwischen dieser und der angeblichen Stellung der Schweden bei Leipzig bestand also eigentlich nur in dem numerischen Verhältniß der einzelnen activen taktischen Körper. Täuschen wir uns nicht, so war dieß eigentlich nur eine Aufstellung in 2 Treffen, von denen das erste vorzugsweise geeignet war, den Kampf einzuleiten. Das zweite nahm ihn eigentlich auf und entschied ihn auch wohl, wenn sonst grade keine Reserve bei der Hand war. In das erste Treffen konnten, der größern Distanzen wegen, Truppen eingeschaltet werden; man konnte darin Artillerie aufstellen u. s. f. Das zweite Treffen verhinderte endlich ein Ueberrennen des ersten. Doch scheint

diese Anordnung nicht immer befolgt worden zu seyn; wenigstens finden wir häufige Abweichungen davon. — Das ganze Verdienstliche der Taktik Gustav Adolphs giebt Chemnitz in einigen Worten: Das Fußvolk zu stellen, hatte Er eine sonderliche manier inventiret; also daß die Musqvetirer von piqven bedecket, und diese hinwiedervmb von jennen sousteniret wurden. Wie denn auch je ein sqvadron den andern secundirte und jede brigade gleichsamb wie eine kleine bewegliche Festung, ihre courtienen vnd flanqven; deren eines vom andern defendiret und bestrichen ward ꝛc. *). —

Ob die Gefechte bei den Schweden durch Tirailleurs eingeleitet worden, wie wir dieß bei einzelnen Gefechten der deutschen Truppen in Italien und Deutschland gesehen, läßt sich nicht mit Bestimmtheit angeben. Doch scheint dieß wenigstens in keinem bedeutenden Umfange stattgefunden zu haben. — Als eine Neuerung in der Taktik dieser Periode wird von unsern Kriegsschriftstellern gewöhnlich noch bemerkt, daß Gust. Adolph unter seine Reiterei kleine Abtheilungen Infanterie gemischt habe. Wir haben diese Einrichtung schon bei den Deutschen und Franzosen gefunden **). Ob wir sie selbst als einen Fortschritt bezeichnen dürfen, wollen wir dahingestellt seyn lassen. Sie scheinen jedoch dem jedesmaligen Zweck entsprochen zu

*) S. 475.

**) Man vergl. z. B. I. 3. S. 746. dieses Werks.

haben, und in so fern kann man dieß Verfahren nicht tadeln. Gust. Adolph fing mit kleinen Pelotons von 50 M., welche er beim Marsche nach Frankfurt an der Oder zwischen seine Schwadronen stellte, an, und ließ diese dahin instruiren, auf die kaiserlichen Kürassiere zu feuern, wenn diese nach ihrer Gewohnheit heransprengen und ihre Pistolen abfeuern würden. Gegen dieses Beduinen-Manöver mochte solche Anordnung auch wirklich ganz zweckmäßig gewesen seyn. Hätte jedoch Gust. Adolph die Mittel gehabt, sich eine gute leichte Reiterei zu schaffen, so würde er wahrscheinlich einen andern Ausweg dagegen gefunden haben. Die Infanterie sollte ihm hier das seyn, was ihm in seinen frühern Kriegen seine Pinnen oder Schweinsfedern gewesen. Die Sache schien dem Könige von solcher Wichtigkeit, daß er später bei Leipzig und Lützen diese kleinen Pelotons auf 80—360, ja auf 400 verstärkte, und ihnen sogar Feldstücke zutheilen ließ, weil sie bei Leipzig viel von dem Feinde gelitten hatten. Diese Maaßregel ward später von den schwedischen Generalen beibehalten. Wallenstein erneuerte diesen ehemaligen Gebrauch des kaiserl. Heeres gleichfalls bei seiner Armee, so wie auch Türenne diese Taktik Heinrichs IV. hin und wieder in Scene setzte. Sie war auf jeden Fall ein Compliment, das man dem Feuern der Reiterei machte, die darin geschwinder und geschickter gewesen zu seyn scheint, als die Musketiere.

Durch die Einführung einer flächern Ste

lung und durch die Verbesserung des Infanteriegewehrs, was ein rascheres Feuer möglich machte, bekundete der König sich als Reformator der Infanterie-Taktik. Die Einführung der Brigadeaufstellung, wovon der Lord Rea und Alle, welche ihm nachschreiben, so viel hermachen; worin Folard seine Colonnen, und die Neuern das moderne Kriegssystem finden wollen, scheint jedoch nie so stattgefunden zu haben, um daraus ein System herleiten zu können. Auch hört deren Ausbildung erst einer spätern Zeit an. Ueber Beides später ein Mehreres.

Durchgreifender erscheinen fast die Reformen in der Kavallerietaktik. Die Tiefe der Reiter, welche in dieser Periode überall noch 6—8 Pferde betrug, setzte der König ein für allemal auf 3 Pferde herab. Seine Kavallerie durfte nur, wie wir bereits gesehen, im Nothfall feuern; der König gestattete nur den Anlauf in voller Carriere und mit dem Säbel in der Faust. Eine Neuerung der Art konnte natürlich nicht ohne Wirkung bleiben und mußte ihm so lange den Sieg zuwenden, als seine Gegner nicht demselben Systeme huldigten. Die Kavallerie focht mit Intervallen zwischen den Escadrons, die ihrer Front gleich waren, und immer in zwei, auch wohl mehreren Treffen. — Nach Schildknecht waren die Geschwader beim Angriff in 3 abgesonderte Haufen getheilt, entweder in Abtheilungen hintereinander, oder mit geöffneten Gliedern, so daß die vordern sich durch die hintern durchziehen konnten, oder aber schachbrett-

förmig. Sie gingen nun nach einander gliederweise vor, feuerten, und indem sie ihre Pferde rechts und links herumwarfen, setzten sie sich dann durch einen Contremarsch mit rechts- und linksum hinter den Trupp. Die Kürassiere gingen dagegen gradeaus vor. Sollten sie einhauen, so gingen sie in 3 Gliedern mit geöffneten Rotten und aufgeschlossenen Gliedern vor, und verstärkten dann die Gangart, je näher sie dem Feinde kamen. Leichte Reiterei deckte ihnen hierbei die Flanke *). Die Größe der Geschwader oder Schwadronen war sehr verschieden — wir finden sie bis zur Stärke unserer Kavallerie-Regimenter. Oefters scheint man sie auch ohne Intervalle haben angreifen zu lassen, wie dieß z. B. bei Janickau geschah, was Hoyer als ersten Anfang der attaque en muraille bezeichnet. —

Die Inf. Brigaden standen in einer Schlacht in der Mitte des Treffens, nur mit solchen Zwischenräumen, daß sie sich einander decken konnten. Wir finden sie immer in 2 Treffen; hinter jedem Treffen befanden sich einige Reitergeschwader, um entweder zu gelegener Zeit vorbrechen, oder allen feindlichen Kavallerie-Angriffen entgegentreten zu können. Auf den Flügeln stand die Kavallerie — beide Waffen hatten meistens noch eigene Reserven. Auf der ganzen Front des Fußvolks war das Geschütz vertheilt — wo einzelne Localitäten

*) Schildknecht Festungsbaukunst Th. III. c. 14.

es möglich machten, stellte man es batterieweise und zwar so, daß es sein Feuer kreuzen konnte, und der Infanterie beim Vordringen weiter nicht hinderlich war. Zu Gust. Adolphs Zeiten hatte jede Brigade 5 kleine Geschütze, nach Chemnitz „mit weiten Mundlöchern, aus welchen Es mehr mit cartetschen und Schrot als Kugeln auf den Feind gespielet." Die Treffendistanz war sattsam, wie sich die Zeitgenossen ausdrücken, also wahrscheinlich so, daß das 2te Treffen sich außer dem Schuß befand, während das 1ste sich schlug — also einen Musketenschuß oder etwa 300 Schritt. Die Waffen waren überhaupt so vertheilt, daß sich alle sowohl unterstützen, als auch zusammenwirken konnten. — Die Schweden marschirten gewöhnlich nur in 2 Treffen, oder mit Vorhut und Corps de bataille ohne Nachhut. Wahrscheinlich hatte dieß seinen Grund darin, daß sie sich nur in 2 Treffen, aus welchen sie gewöhnlich treffenweise von den Flügeln abbrachen, zur Schlacht formirten.

Was die höhern Anlagen des Königs als Feldherrn betrifft, so ist bis jetzt darüber nur eine Stimme gewesen. Namentlich ist der bekannte Hr. v. Bülow, der Verf. des neuen Kriegssystems, dem wir zugleich eine Geschichte der Feldzüge des Königs verdanken, der entschiedendste Lobredner desselben. Besonders nennt er ihn als denjenigen der neuen Heerführer, dem der Begriff von Basis und Operationslinien zuerst deutlich geworden. Aber

wir werden später hierauf zurückkommen und sehen, ob man in diese Lobeserhebungen so unbedingt einstimmen darf. Auf jeden Fall verdient der König die größte Anerkennung als Mensch, als Held und Heerführer; doch genau untersucht, wird sich in seiner Taktik Vieles herausstellen, worin er mehr als Nachahmer denn als Erfinder dasteht; während ihm unter allen seinen Gegnern keiner als Feldherr an die Seite zu setzen ist.

Nachdem wir die Formation der schwedischen Armee betrachtet, sey es uns erlaubt, die deutschen Heere unseren Untersuchungen zu unterwerfen. Wir fangen hier natürlich mit dem Kaiserl. Heere an. Da die Grundzüge der Organisation dieser Truppen jedoch schon unter Maximilian und Karl V. gelegt waren, und sich in vielen Beziehungen erhalten hatten, so wird nur das für den in Rede stehenden Abschnitt Bezügliche seinen Platz hier finden. — Die Kaiserliche Armee bestand in der Mehrzahl aus Eingebornen, die man theils freiwillig, durch Verabreichung eines Handgeldes von 25 Thlr., oft aber durch Zwang unter den Fahnen vereinte. Es wird nämlich versichert, daß die Wallensteinschen Werber oft einen Strick und Werbegeld auf den Tisch legten, und somit keine andere Wahl ließen, als Soldat zu werden oder sich henken zu lassen. Auch das kaiserl. Fußvolk bestand aus Pikenieren und Musketieren, fast in dem Verhältniß wie bei den Schweden. Erstere trugen Brustharnische, Pickelhauben, eiserne Schienen zur Deckung

des Unterleibes, einen langen Degen und funfzehn bis achtzehn Fuß lange Piken mit eisernen Spitzen. Doch führten auch Einige kürzere Hellebarden, wie wir dieß schon früher bei den deutschen Truppen gefunden. Der Musketier hatte nur seine Muskete, gewöhnlich 5 Fuß lang und so schwer, daß sie ohne Gabel nicht gut benutzt werden konnte, und die er in 95 Tempos ladete *). Dabei führten sie auch eine Pickelhaube und einen kleinen Degen. Die Truppen bildeten, wie einst, Fahnen, Compagnien und Regimenter. Die gewöhnliche Stärke eines Regiments bei ihnen sollte 10 Compagnien zu 300 Mann betragen. Doch diese Stärke konnte ein Regiment natürlich nur beim Beginn eines Krieges haben. Sie mußte mit dem blutigen Verlauf der Campagne freilich sehr schwinden, und es ist daher ganz natürlich, daß wir Regimenter finden, die im Verlaufe blutiger Gefechte ganz aufgelöst waren. So wird z. B. Galla's Regiment im J. 1635 als das stärkste namhaft gemacht, und zählte dennoch in seinen 10 Comp. nur 900 M. Hardek und Merci hatten gar nur 250 Mann. 1640 zählten die Regimenter Matthäi und Boden, als sie Caretto den Spaniern nach Wocha zu Hülfe führte, nur resp. 22 und 97 Mann.

Die kaiserl. schweren Reiter waren noch von Fuß zu Kopf geharnischt. Sie trugen Helme mit Visiren und Halsberge; Lenden, Arme und Hände

*) Oesterreichische milit. Zeitschrift. 1811. S. 520.

schützten Harnische und lederne Handschuhe, meistens mit Blech belegt. Hierzu hatten sie Stiefeln mit übergebogenen Klappen. Der Sattel war hoch, der Reiter saß darauf wie eingeklemmt. Der Zaum war gleichfalls mit metallenen Schuppen belegt. Der Degen war grade und mit einem Handgefäß versehen. Die Ausrüstung vollendeten 2 große Pistolen mit deutschen Schlössern. — Die Karabiniers waren minder schwer gerüstet, führten aber noch einen Karabiner außer den 2 Pistolen. — Noch leichter als diese erschienen die ungeharnischten Dragoner und Croaten, welche letztere ganz ungeharnischt waren und Säbel und Karabiner führten.

Die Besoldung war bei den Kaiserlichen bedeutender als bei den Schweden, weil sie immer mehr aus dem Säckel der deutschen Fürsten, als aus dem des Kaisers selbst floß. Ein Oberst hatte unter Ferdinand II. 835 Fl., ein Hauptmann 180, der Lieutenant 50, der Fähndrich 45. — Die Löhnung des Feldwebels betrug 11 Fl., des Corporals 10, des Piqueniers als Doppelsöldner 9, des Musketiers 6 Fl. — Die Verpflegung finden wir bei den Kaiserlichen weniger regelmäßig wie bei den Schweden. Abzüge vom Tractement, um dafür Brod und andere Lebensmittel herbeizuschaffen, waren zwar nicht unbekannt, doch selten. Man beschränkte sich meistens nur darauf, den Leuten einen wohlfeilen Kauf bei den Sudlern — den Marketendern — zu verschaffen. Der Factor des Regiments sorgte daher dafür, daß es an Marke-

tendern nicht fehle, und taxirte die Waaren, um so die Soldaten nicht der Willkühr und Habgier preiszugeben *). In Winterquartieren pflegte man auf einen Mann 2 Pfd. Brod, 1 Pfd. Fleisch, und für ein Pferd 6 Pfd. Hafer oder 4 Pfund Gerste oder Roggen, 10 Pfd. Heu und ein halbes Bund Stroh zu rechnen. Es richtete sich jedoch alles nach den Umständen — man gab und nahm viel, je nachdem zum geben und nehmen viel war. Als Tilly z. B. im Hannöverschen stand, war folgender der Etat der Besatzung von Blekede:

1	Hauptmann monatlich	150	Thlr.
1	Lieutenant «	50	«
1	Fähndrich «	40	«
1	Feldwebel «	24	«
2	Führer à 14 Thl. «	28	«
1	Unterschreiber «	14	«
1	Feldscheerer «	14	«
1	Gefreiter Corporal	14	«
6	Corporale à 12 Thlr.	72	«
6	« à 10 «	60	«
20	Gefreite à 8 «	160	«
300	Gemeine Knechte, incl. wöchentlich jedem für Fleisch 15 Kr, für Zugemüse 5 Gr. monatlich	258 «	15 Gr.
	Summa monatlich	8847 Thlr.	15 Gr.

*) So übersetzen wir das sergent d'affaire in Mau-

In der Hauptsache war es also noch so wie früher, nur mit den Schattirungen, welche der lange Krieg sowohl als die verschiedenen Heere, mit welchen man sich nach und nach schlug, unmerklich hervorgebracht. — Die Kleidung der kaiserl. Soldaten dieser Periode war fast so wie die der spanischen. Sie trugen kurze Jacken mit weiten Aermeln, und weite Hosen, Mäntel jedoch erst seit Ferdinand III. Ihre Hüte glichen abgestumpften Kegeln, mit schmalen niederhängenden Krempen. Durch Federn, Ketten und über die Schultern gezogene Feldbinden unterschieden sich die Offiziere von den Gemeinen *). Die rothen Beinkleider, welche noch heute die östreich. Generalität trägt, waren ein destinktives Zeichen höherer Führer und stammen aus jener Zeit. Gewöhnlich war der Soldat gehalten für seine Kleidung selbst zu sorgen. Doch kamen ihm häufig die Führer hierbei zu Hülfe, indem sie sich von dem Staate, in welchem sie zufällig hauf'ten, sowohl Tuch, als auch Schuhe und Stiefeln liefern ließen; eine Anordnung, wie wir sie in unsern Tagen wieder aufleben gesehen. An eine Uniformität in der Kleidung war nur dann gedacht, wenn Umstände solche begünstigten oder

---

villon's essai historique pendant la guerre de trente ans. Bronsvic. 1789 — eine Brochüre, die bei mancher Oberflächlichkeit des Brauchbaren Viel enthält.

*) v. Raumer historisches Taschenbuch. 3r Jahrg. 1832. S. 33

oder hervorriefen. Der Recrut lief so lange in seinem Kleide herum, bis er Gelegenheit fand, sich eine, in seinem Corps grade gangbare Bekleidung, zu schaffen. Wie es scheint, hielt man hierbei auf einige Uniformität, denn es wird hier und dort gleichförmig montirter Truppen erwähnt. So wird bei den badischen Truppen eines weißen Regiments, das bei Wimpfen so tapfer focht, gedacht. Durch die rothe Feldbinde, welche Wallenstein seinen Offizieren bei Todesstrafe befahl, führte er ein allgemeines Feldzeichen ein, was bei dieser Armee um so nöthiger war, als sie aus allen Völkern der weitschichtigen Monarchie des Kaisers bestand. Uebrigens scheint in der kaiserl. Armee ein großer Luxus in der Bekleidung geherrscht zu haben, wozu gewissermaßen schon die Nationalkleidung der verschiedenen Stämme aufforderte, während die große Einfachheit des Königs der Schweden seiner Armee, bei seinen Lebzeiten wenigstens, einen gewissen Stempel der Einfachheit aufdrückte.

Die Disziplin des kaiserl. Heeres dieser Periode ist stets sehr viel getadelt worden, und selbst dem Zeugniß katholischer Schriftsteller gemäß, sollen Unordnung, Plünderung, Ungehorsam ꝛc. dort zu Hause gewesen seyn. Und wie hätte von Zucht und Ordnung auch viel die Rede seyn können, wenn wir auf deren Zusammensetzung sehen? Verschuldete Fürsten, Grafen und Herren, aus Deutschland und Welschland zuvörderst, Italien, Hispanien, Frankreich ꝛc. nicht weniger viele tausend Verdorbene

vom Adel, Aventuriere, Freibeuter, verlaufene Pfaffen und Studenten, unschuldige Doctoren, Schreiber, Reiter, Fechter, Bankerottirer, Krämer, unzählig viel ungerathene Söhnlein, Gassenjunker, Vaterverderber, Schnarcher, Federhasen, Leutefresser, Bettelbegierige, trutzige und müßige Gesellen, nicht nur durch Hoffnung der Beute gestärkt, sondern auch ihr Müthchen zu kühlen, und ihre heroischen Herzen sehen zu lassen, strömten den Fahnen von allen Seiten zu *). Nichtsdestoweniger scheinen Khevenhiller, Burgus, Pappus u. a., welche sich als determinirte Lobredner der schwed. Disziplin geriren, zu übertreiben, wenn sie, die Panegyristen der Schweden in diesem Stücke, nur von den Excessen der kaiserl. Armee reden. Sie haben dabei — ob wissentlich, das lassen wir unentschieden — wenigstens gar Manches unerwähnt gelassen, was der Berücksichtigung werth gewesen. Wir rechnen hierher die Berichte von den Excessen der Schweden. Wie wäre es sonst auch möglich gewesen, Pommern bald nach ihrer Landung so barbarisch geplündert zu sehen? Nun waren dem Könige, sagt Chemnitz, je länger je mehr klagen vorgekommen: Sämtlich solte die insolenz bei seiner Soldatesca, sonderlich den Reutern, so gros werden; daß sie auch das Land mit Raub, Plünderung vnd allerhand Gewaltthaten ganz anfüllten, die

*) Menzel Geschichte des 30jährigen Krieges. I. S. 501. nach Berichten der Zeitgenossen.

Salvegvardien ohne Schew violirten, Kirchen vnd Schulen öffentlich spoliirten, und nichts, was bishero am Feinde getadelt worden, unterließen. Solches ging Ihnen über die Massen tieff zu hertzen*). — Daß die Kaiserlichen die Länder ihrer Gegner, oder ihnen doch feindlich gesinnter Fürsten weniger schonten, als die eigenen, versteht sich von selbst. Aber die Schweden schenkten ihnen gewiß auch nichts, nahmen vielleicht nur mit mehr Form. Wenn uns Pappus erzählt, daß die Leute, die von Haus und Hof vertrieben waren und nichts mehr zu verlieren hatten, in das schwedische Lager wie zu Schutzgöttern geflohen, so ist dieß ein starker Tropus, wie ihn auch wohl unsere Historiker, wenn sie von neuern Erscheinungen reden, gebrauchen. Uebrigens muß eine ungeheure Kraft dazu gehört haben, diese rohen Banden zu regieren, die einer schonungslosen Strenge erlagen und ihre Kameraden oft zu Dutzenden hängen sahen, ohne sich zu bessern. Mit Entsetzen liest man, wie ein Feldherr jener Zeit, ein Karl v. Mansfeld, die Disziplin handhabte, und doch mußten seine Wallonen, als sie nach Ungarn zum Türkenzuge marschirten, von Stadt zu Stadt durch bewaffnete Bürger escortirt werden. Sehen wir nicht noch 1605 den commandirenden General der kaiserlichen Heere sammt seiner Umgebung auf türkischen Leichen sitzen und Besuche an-

*) Chemnitz I. S. 128.

nehmen?*) Es war eine rauhe, entsetzliche Zeit. — Die Kaiserlichen, zur Zeit des 30jähr. Krieges, so malt sie uns ein Zeitgenosse — Paul Stockmann, Pastor Senior zu Lützen — sind tüchtige, in Sünden und Lastern ergraute Leute, im Felddienst versuchte Krieger; man sieht es ihnen an, daß sie dabei gewesen. Ihre von Pulver und Sonnenbrand gefärbten Wangen, wovon die meisten mit Narben bezeichnet sind, geben ihnen ein wildes und furchtbares Ansehen. Sie sind abgehärtet und vermögend alle Arten von Strapazen zu ertragen. Es wird sehr für sie gesorgt, und sind Mann und Gaul gar gut gehalten und wohl versehen. Allein ihr Benehmen gegen Bürger und Bauer rechtfertigt keineswegs ihr Aeußeres. Von Gottesfurcht findet man wenig bei ihnen, und ergeben sie sich einem bösen und ruchlosen Leben, denn da ist ein Saufen und Fressen, ein Lügen und Trügen, ein Spielen **), ein Fluchen, ein Prügeln und Balgen, ein Huren und Buben, daß es mich nur Wunder nimmt, wie Gott solche Gräuel und Unheil, solch böses Wesen und Schandthaten noch

*) Hermann Christophus v. Roßwurm v. F. W. Barthold 1837. S. 113. (Leipzig 1838) — es ist derselbe, der, nachdem er im Türkenkriege Generalissimus gewesen, eines angeblichen Meuchelmordes wegen, 1605 gehenkt ward.

**) Die Prime, das modische Soldatenspiel jener Zeit, worin Offiziere oft mehrere Tausende in einer Nacht verspielten.

dulden kann. Am ärgsten trieben es die Spanier, Welschen, Kroaten und Wallonen, welche fast die Schlimmsten unter den Schlimmen übertrafen. — Doch darf man dieserwegen nicht glauben, daß von oben herab die Unordnung und Gesetzlosigkeit grade begünstigt worden. Wir haben im Gegentheil eine Menge Befehle von Wallenstein, worin er unter andern Arnim befiehlt, Offiziere und darunter Obersten zur Verantwortung zu ziehen, diese Herren beim Kopf zu nehmen, wenn sie etwas difficultiren, ihre Namen an den Galgen zu schlagen, ihre Regimenter und Compagnien aufzulösen ꝛc.*). Noch energischer handelte im Nothfall der alte Tilly, welcher einst, als in Linz sechs Soldaten, die gehangen werden sollten, am Galgen entsprangen und sich unter die Kameraden versteckten, sofort neun Andere ergreifen und ohne weiteres aufhängen ließ **). Doch den Bedrückungen im Einzelnen ward dadurch kein Ziel gesetzt. Gustav Adolph war bei seinen Verboten gegen Plünderung in Pommern nicht so streng um einiger leichtfertiger Vögel abscheuliche Proceduren, welche die ganze Armee blamiren, zu hintertreiben; er verspricht nur, sich an den Offizieren zu erholen und von denenselben Rede und Antwort zu fordern. — Am

*) Albrecht von Waldstein ꝛc. von Förster. I. S. 67.

**) Menzel Geschichte des 30jähr. Kriegs in Deutschland. I. 502

strengsten wurde Feigheit bestraft. Offiziere wurden enthauptet, Soldaten gehangen. Das strenge Urtheil über die Truppen, welche ihre Schuldigkeit bei Lützen nicht gethan, ist bekannt. Wallenstein ließ demnach ein Kriegsgericht in Prag niedersetzen, wo er die wahre oder angedichtete Feigheit vieler Offiziere, welche theilweise den angesehensten Familien angehörten, richten ließ. Zwei Oberst-Lieutenants, ein Capitain, ein Rittmeister, vier Lieutenants, ein Fähndrich und zwei Hauptleute von der Artillerie wurden enthauptet, einem Offizier ward der Degen vom Henker zerbrochen, mehrere gemeine Reiter wurden gehenkt, mehr als funfzig Namen abwesender Offiziere wurden als ehrlos an den Galgen geschlagen — eine Strenge, welche ihm die Benennung eines tiranno bei den Welschen erwarb. — Einen großen innern Gehalt erhielt die kaiserl. Armee dadurch, daß sie ohne Rücksicht auf Religion oder Herkommen Jeden annahm, und ihm Mittel und Wege zu den höchsten Stellen öffnete, insofern er nur sonst ein tüchtiger Kriegsmann war. Aldringer, Mercier, Johann v. Werth und eine große Menge anderer ausgezeichneter Männer hatten keinen Titel auf Beförderung, als ihr Verdienst, und brachten es aus der Reihe der Bedienten und Schreiber bis zu den höchsten Stellen in der Armee. — Ein großer Hebel waren ferner die reichen Belohnungen der Offiziere, welche sich auszeichneten. Wallenstein belohnte königlich — er

gab einem Offizier höhern Ranges nie unter 3000 Thlr. Ungeheuer sind die Summen, welche er nach der Schlacht von Lützen verschenkte. Graf Merode erhielt 1000 Species-Ducaten; Marchese de Grana 4094 Gulden, Feldzeugmeister Breuner 12,316, Oberst Kehraus 10,000 Gld. 7 Regimenter erhielten resp. 6 bis 8000 Gld. Er vertheilte so 85,210 Gld. Der Kaiser schenkte einst Verduzo 25,000 Thlr. und eine Hand in sein Wappen, die den östreich. Adler unterstützt. Tilly ließ seinen alten Wallonen ein Legat von 60,000 Thlr. u. s. f.

Als Feldzeichen führten die Kaiserlichen noch wie ehemals große Fahnen, mit den verschiedenartigsten Emblemen. Auf einer derselben sah man einen Wolf dargestellt, mit der Inschrift: „ich dürste nach Beute." Auf einer andern fand man die Planeten Mars und Venus gesteckt, mit der Umschrift: Arte et Marte. Eine Tillysche Standarte führte die Inschrift: pro ecclesia et pro imperio.

Die taktischen Verhältnisse bei den kaiserlichen Truppen dieser Periode zeigen uns ein wunderbares Gemisch von Altem und Neuem. — Man scheint das Neue gekannt zu haben, aber noch nicht im Stande gewesen zu seyn, oder es für nöthig erachtet zu haben, sich vom Alten ganz los zu machen. — Das Exerzieren bei den Kaiserlichen war überall mit einer Menge von Griffen, deren es, wenn wir Wallhausen als Quelle gelten lassen,

allein 99 bedurfte, um ein Gewehr zu laden und abzuschießen. Anfangs formirte man noch tiefe Haufen, wie solche früher im Gange gewesen, und Francheville in seinem tableau militaire, das er der hist. des dernières campagnes et négociations de Gust. Adolphe anhängt, nimmt diese sogar zu 45 Mann Tiefe an, was ihm jedoch Hoyer nicht durchlassen will. Später rangirte man sich jedoch nur 10 Mann tief. Die Breite, welche ein Infanterist im Gliede einnahm, betrug 2 Fß. in der Front und ebensoviel in der Tiefe. Der Abstand der Glieder scheint 3 Fuß gewesen zu seyn. Beim Gefecht aber waren die Reihen der Musketiere gewöhnlich geschlossen, die Glieder jedoch geöffnet; bei den Piquenieren dagegen waren Reihen und Glieder geschlossen. Das Feuern war noch nach der alten Art, das heißt: die Glieder brachen sich in der Mitte, und zogen sich mit Rechts- und Linksum hinter die Front, um wieder zu laden. Sollte das Feuern jedoch geschwinder gehen, so blieben die Reihen geöffnet, und jeder Musketier lief durch die Intervalle seiner und der nächsten Stelle ab. Gewöhnlich waren die Compagnien so geordnet, daß die Piqueniere in der Mitte, die Musketiere aber auf den Flügeln standen. Von den hierdurch entstehenden drei Unterabtheilungen ward die des rechten Flügels vom Hauptmann, die des linken vom Lieutenant, die Piqueniere in der Mitte aber vom Fähn-

drich befehligt *). Die Unteroffiziere schlossen die Compagnie. Waren jedoch die Corps formirt, so standen die Piqueniere regimenterweise in der Mitte und die Musketiere auf den Flügeln. Doch blieben die Regimenter auch wohl compagnieweise formirt, wo dann die Abtheilungen der Musketiere und Piqueniere alternirten. — Die großen taktischen Haufen hießen bei den Deutschen, Spaniern und einigen andern Armeen Terzia's, Battaglia oder Bataillon. Bei den Deutschen waren diese Abtheilungen sehr groß und bestanden oft aus mehreren Tausend Mann. Bei Leipzig standen achttausend Kaiserliche in vier solchen Battaglias oder Terzias, und 10,000 in 6 im 2ten Treffen. — Doch machte sich eine flachere Aufstellung auch hier bald Luft. Wallhausen, der gewiß die Verhältnisse schildert, wie er sie bei seinen Zeitgenossen sah (1616), nimmt die Compagnie zu 300 Mann an, und soll sie nach ihm aus 120 Piquenieren, 160 Musket. und 30 Hellebardieren bestehen. Diese werden vom rechten Flügel ab so aufgestellt:

80 Musketiere in 4 Gliedern,
60 Piqueniere in 5 Gl.,
2 Rotten Hellebardiere zu 5 die Fahne,
60 Piqueniere und
80 Musketiere, wie auf dem rechten Flügel. —

*) Nach Wallhausen hatte der Fähndrich nichts zu thun, sondern nur die Fahne zu tragen. Er

Auf dem Marsche führt der Hauptmann die Compagnie und 10 Rotten der Musketiere vom rechten Flügel, ein Feldwebel führt die 10 andern Rotten, ein zweiter Feldwebel die folgenden 14 Rotten Piqueniere und Hellebardiere, der Fähndrich führt die andere Hälfte derselben; nach ihm kommt der Lieutenant mit 10 Rotten Musketiere, und endlich der dritte Feldwebel mit den letzten 10 Rotten — alles in Reihen; Rotten und Glieder zwei Schritt von einander, damit jeder sich frei nach allen Seiten bewegen könne. Die Fahnen von zwei Compagnien rangirten zusammen und formirten, wenn die Compagnien in Reih und Glied hintereinander standen, zusammen 8 Glieder. Formirte ein Regiment ein volles Quarree, so bekam es den Namen einer Escadron oder eines Geschwaders. Wallhausen giebt zur Formation solcher Quarrees verschiedene Anordnungen, und fügt noch hinzu, daß solche in Ungarn gegen die Türken stets gebraucht worden. Gewöhnlich standen in solchen Vierecken die Piqueniere in der Mitte und die Musketiere 3 M. hoch um das ganze Quarree. Nebenbei fehlte es nicht an taktischen Spielereien, Achtecken, Kreuzen und Zirkeln, also tout comme chez nous, d. h. wie es

---

bildet sich (so will es die Eitelkeit der Menschen) deswegen ein, mehr als der Lieutenant zu seyn. — An einem andern Orte aber führt er die Hälfte der Pikeniere.

vor der Revolution war. Wallhausen fügt noch die Bemerkung hinzu, daß man in Ungarn die ganze Infanterie in ein solches Viereck zusammenpacke, wodurch gewöhnlich nur Unordnung herbeigeführt werde, indem doch immer nur die zwei vordersten Glieder der Musketiere den vollen Gebrauch von ihrer Waffe machen könnten, daß sich dann der Rest unter die Musketiere dränge und hier Unordnung hervorbringe. Die ganze Kriegskunst, bemerkt er, indem er sich tadelnd über diese Form ausspricht, beruht ja allein auf Ordnung und dem Umstand, so viel Leute als möglich zum Feuern zu bringen. — Wenn wir diesen fruchtbaren und allgemein bekannten Schriftsteller als den Repräsentanten einer damals gewiß allgemein bekannten Ansicht betrachten dürfen, so kann man mit Recht behaupten, daß man auch in Deutschland sehr wohl über die Kriegskunst unterrichtet war, daß man aber anstand, sich neueren Formen zu fügen, wie dieß so häufig im Leben geschieht. Uebrigens waren es auch nicht die taktischen Formen, welche später entschieden, wie wir es im Verfolge sehen werden, es waren die hohen Feldherrntalente G. Adolphs, Banners, Torstensons und Bernhards v. Weimar, die über die kaiserl. Führer den Sieg davontrugen, denen dabei noch die Geneigtheit der Völker und Fürsten in vielen Beziehungen zu Hülfe kam.

Die Vehemenz, mit welcher die schwedische Reiterei angriff, brachte die kaiserl. Generale auf

die Idee, auch wieder bei ihrer Armee die Kavallerie mit Infanterie-Pelotons zu untermengen — eine Anordnung, die wir bei ihnen früher, wie bei irgend einem Volke finden. — Wallhausen, den wir, wie bereits gesagt, als den Träger der milit. Institutionen der Deutschen seiner Zeit betrachten müssen, stellt die Kavallerie in 3, 4, 5, 6, 8 und 10 Glieder. Den Lanzirern will er ein für allemal nur 2 Glieder geben. — Nichtsdestoweniger nehmen die milit. Schriftsteller die kaiserl. Kavallerie überall noch sehr tief, d. h. resp. zu 10 und 6 Pferde tief an. In welcher Tiefe sie wirklich gefochten haben mag, läßt sich keineswegs mit Bestimmtheit angeben, aber es ist wenigstens anzunehmen, daß sie den Umständen nach bald in größerer, bald in geringerer Tiefe gekämpft haben wird. Bei Breitenfeld und Lützen und andern Gelegenheiten finden wir sie in großen Massen, Geschwadern, Schwadronen. Doch dürfte diese Reiterei, besonders die leichte, die tiefe Formation, in welcher sie bei Beginn der Schlacht gestanden, während des Kampfes kaum behalten haben. Uebrigens spielte das Feuergewehr bei den kaiserl. Reitern noch lange Zeit hindurch eine Hauptrolle, und wir finden es als eine Merkwürdigkeit angeführt, daß die kaiserl. Reiter bei Rheinfelden die Flucht ergriffen, ohne einen Schuß gethan zu haben. Die Art des Feuerns war bei dem Angriffe der kaiserl. Kavallerie noch ganz dieselbe, wie wir dieß in einer frühern Periode gesehen. Ueberhaupt suchte man sich

hierbei so nahe wie möglich zu kommen, bis man die Pistolen einander an das Haupt halten konnte *). Daß aber Leute wie Pappenheim ꝛc. nicht beim bloßen Feuern werden stehen geblieben seyn, versteht sich von selbst. Man brach gewiß eben so gut mit der blanken Waffe ein, wie die Schweden, benutzte Zeit und Umstände gewiß eben so gut, wie jene. So erwähnt Oberst Dufour in einem Briefe vom 22. Juli 1626 über ein großes Kavalleriegefecht bei Calenberg ausdrücklich, daß man niemals kein Schermetzerei oder Langrohr gebraucht, bis der Feind in die Flucht gejagt **). Wie würde man auch so viel Reiterei bei den Heeren gehabt haben, wenn man sie nur zu unnützen Schießereien, wie es unsere meisten Milit. Schriftsteller so gerne debitiren, hätte benutzen wollen? — Uebrigens war zur Taktik der Kavallerie dieser Periode schon der Rückzug in der Form der Fünf auf dem Würfel — en échequier — gekommen, die, soviel Verf. bekannt, zum erstenmal in dem Türkenkriege 1604 vorkommt. —

Die Vereinigung der Artill. zu größern Batterien war in der kaiserl. Armee etwas Gewöhnliches. Wir dürfen die Batterien, die wir bei Breitenfeld und Lützen sehen, als kein neues Element in ihrer Taktik bemerken. Uebrigens finden wir bei den Kai-

---

*) Herzog Georg von Braunschweig und Lüneburg, v. Ferd. Gr. von der Decken. I. S. 369.

**) Ibid.

serlichen die Artillerie nie in einer solchen Menge, wie bei den Schweden, was einerseits wohl durch die finanziellen Verhältnisse des Kaiserstaats, dann aber auch durch die Zusammensetzung seiner Armeen, in denen eine große Menge leichter Truppen dienten, bedingt worden seyn mag. Als Bouquoi Grätz angriff, hatte er auf 17,000 Mann nur 2 Geschütze — bei Nürnberg donnerten dagegen über 100 Geschütze, während das Heer des Gegners 300 zählte. Die Heerführer legten ein großes Gewicht auf die Benutzung der Artillerie. Wallenstein beschenkte den General, der seine Artillerie bei Lützen befehligte, fürstlich. Die Artillerie der Kaiserlichen stand jedoch der schwedischen an Beweglichkeit sehr nach. — Auch verschanzte man sich gern, und pflegten dabei im Fall der Noth selbst die höchsten Befehlshaber mit Hand anzulegen. Als Karl von Mansfeld bei Wieselberg lagerte, arbeitete sogar der Markgraf von Burgund aus erzherzoglichem Blute mit dem Spaten in der Hand — auch 600 Frauen, worunter viele Edeldamen, mußten schanzen helfen. Ein ungarischer Edelmann, der sich geweigert mit zu arbeiten, ward gehenkt. — Häufig waren es zusammenhängende Linien. Doch finden wir auch bei den Kaiserlichen, daß sie anfingen, das System der zusammenhängenden Linien zu verlassen, oder diese wenigstens mit einzelnen detachirten Werken zu combiniren. Tilly's Lager am Lech und Wallensteins bei Nürnberg, waren in einem ganz andern Sinne als die frühern viereckigen

Lager, die man jedoch noch hier und dort findet, und welche sogar bis über den 30jährigen Krieg hinausreichen. Das Lager bei Wildungen 1640, das wir auf der ganzen Front durch Redouten gedeckt finden, war sogar in der Form angelegt, wie sie der Marschall von Sachsen 100 Jahre später vorschlägt. Auch verschanzte man gern die Schlachtfelder, wie wir dieß später sehen werden. — Die Artillerie behielt man dann gewönlich bei sich in den Schanzen.

Die Märsche waren der vielen Bagage wegen nicht leicht. Kleinere Corps marschirten in einer, größere in mehreren Colonnen. Größere Heeresabtheilungen lösten sich einander in der Marschordnung ab. Als die Baiern und Kaiserlichen gegen Prag vorrückten, alternirten sie seit ihrer Vereinigung im Avantgardendienst. Die Marschordnung sollte immer der Art eingerichtet seyn, daß sich das Regiment schnell formiren konnte. Die Compagnien loos'ten, in welcher Ordnung sie zu marschiren. Die eine Hälfte der Tambour befand sich an der Spitze, die andere in der Mitte bei den Fahnen *). Wallhausen schlägt nun folgende Marschordnung für ein Regiment vor, welche er

---

*) Wallhausen charakterisirt die edle Zunft der Tambour mit dem ihm öfters eigenen Humor: „Das Amt des Tambours ist menniglichen bewußt, und daß unter 99 einer gescheut und klug ist, die übrigen seind Doctores mit den langen Ohren und rauhen Eselspelzen."

sich wahrscheinlich aus der Praxis abstrahirt hat: „An der Spitze marschiren die Musketiere der 5 ersten Compagnien in 6 Gliedern und 26 Rotten, jede reihenweise abmarschirt; dann kommen ebenso die Piqueniere der fünf ersten Compagnien in acht Gliedern und funfzehn Rotten, hinter ihnen die 10 Fahnen in zwei Gliedern, dann die Pikeniere der fünf letzten Compagnien und am Ende die Musketiere derselben. Beim Abmarsch stellt sich nun alles nebeneinander, so daß auf beiden Flügeln die Musketiere stehen, 30 in der Front, 15 in der Tiefe, die Fahnen sämmtlich vor der Front der letztern, und die Wagen, zwei pr. Compagnie, dicht angeschlossen hintereinander. Der Dienst der Vorhut, der Seitenpatrouillen und der Nachhut geschah durch die große Masse leichter Truppen, woran die Armee auch damals einen Ueberfluß hatte. Sonst finden wir auch noch eines eigenthümlichen Verhältnisses in Wallensteins Heer gedacht, das als Sicherheitsdienst, wenngleich theuer erkauft, nicht übel berechnet gewesen seyn möchte. Die Annäherung der Wallenstein'schen Armee kündigte sich auf eine seltsame Weise an. Zigeunerbanden, 10 bis 15 M. stark, ein jeder Zigeuner mit zwei langen Feuerröhren versehen, Weiber zu Pferde mit sich führend, ein paar Pistolen am Sattel habend, ließen sich in vielen Gegenden als Vortrab blicken. Diese Parteien zogen auf ungebahnten Wegen, legten sich in Büschen und Gehölzen in Versteck, kundschafteten Alles aus, raubten und

plünderten, wo sie keinen Widerstand fanden, und berühmten sich, in Wallenstein's Sold zu stehen *). Wenigstens charakterisirt sich so Wallenstein's erstes Auftreten in Nieder-Deutschland.

Gewöhnlich cantonirten die Armeen, bevor sie in's Feld rückten. Im eignen Lande ward hierbei streng auf Ordnung gehalten. Selbst als Wallenstein sein erstes Heer aufbrachte, finden wir Ruhe und Ordnung in seinen Cantonements lobend erwähnt. Doch die Sache nahm eine andere Form an, sobald man in Feindes Land war. Die Truppen wurden hierbei nach Gutdünken verlegt, und Alles von den Offizieren darauf berechnet, recht viel Geld zu erpressen. Dem alten Herkommen gemäß sollten regelmäßige Beiträge an Victualien vom Lande in die Magazine geliefert und die Soldaten aus denselben verpflegt werden. Doch gewöhnlich verkauften die Unterthanen ihre Früchte so schnell wie möglich, und wenn dann die Lieferungen ausgeschrieben wurden, war weder Geld noch Getreide da **). Nun ging das Exequiren los, und daß die Soldaten dann hierbei nicht zu kurz

*) Gr. v. der Decken Herzog Georg von Braunschweig und Lüneburg. I. S. 155.

**) So wenigstens stellt sich die Sache aus vielen Briefen Wallenstein's an seine Generale, die uns Förster mittheilt, hervor. Unter andern der Brief 268. I. S. 413.

zu kommen suchten, versteht sich von selbst. — Häufig jedoch trafen die Commandeure auch das Abkommen mit den Behörden, den Truppen die Naturalverpflegung selbst zu überlassen. Für einen Musketier sollten unter solchem Verhältniß monatlich 7 Gulden, für einen Reiter 12 bis 15 vergütigt werden. Dann aber nahmen die Truppen das Geld, und wußten hinterher auch wohl noch Naturalverpflegung zu erzwingen. Wie es bei solchen Gelegenheiten mitunter einhergegangen, ist aus vielen gleichzeitigen Berichten ersichtlich. Für die Mark Brandenburg sind die Briefe des damaligen Kurprinzen Friedrich Wilhelm, welche in der königl. Bibliothek uns aufbewahrt werden, ein merkwürdiger Beweis soldatischen Uebermuths *). Wallenstein untersagte sogar den Fürsten, Steuern in ihrem eigenen Lande auszuschreiben. Wäre man nur noch bei dem Nothdürftigsten stehen geblieben! Aber da mußten noch Werbegelder, Tafelgelder, Geschenke ꝛc. aufgebracht werden — es war nichts wofür man nicht Geld gefordert.

Eine fast ähnliche Bewandtniß, wie mit den kaiserl. Heeren, hatte es beinahe mit allen deutschen Truppen. Sie waren meistens in einer und derselben Schule gebildet, oder hatten als Gegner der Kaiserlichen und Spanier in den Niederlanden oder in Frankreich jene Armee kennen gelernt. Ganz den Kaiserlichen ähnlich waren die baierschen Trup-

*) Als Manuscript.

pen, so wie die der kathol. Reichsstände, welche unter östreichischen Fahnen fochten. Nur behaupteten die Baiern darunter unbedingt den ersten Platz in allen Beziehungen. Von geringerem Belang waren die der kleinen und der geistlichen Fürsten, wie sich dieß mit einigen Ausnahmen durch die ganze deutsche Kriegsgeschichte bewährt.

Anders waren die Verhältnisse mit den Truppen der protestantischen Stände. Man könnte beinahe sagen, daß es hierunter fast keine schlechten gegeben. Am höchsten standen die Lüneburger, Sachsen und Hessen — unter denen größerer Fürsten waren die brandenb. Truppen in dieser Periode die am wenigsten geachteten. — Als ein Fürst, der durch seine Ansichten über Krieg und Kriegführung sich besonders auszeichnete, und dessen Heer einer ganz besondern Erwähnung verdient, dürfen wir den Herzog Georg v. Braunschweig und Lüneburg nennen, der 33 Feldzüge unter den Prinzen v. Weimar, Spinola, Tilly, Wallenstein und Gust. Adolph mitgemacht hatte. Er war, einem vollgültigen Zeugniß nach, der erste deutsche Fürst, der mit Bestimmtheit den Grundsatz aussprach, daß man sich zum Kriegführen im freien Felde nur der freiwillig angeworbenen Soldaten mit Vortheil bedienen könne, und daß sowohl der Heerbann als die Lehnsmiliz durch eine zweckmäßig eingerichtete Miliz, zur Besetzung der befestigten Oerter bestimmt, ersetzt werden

müsse *). Er gab bei seinen geworbenen Truppen seinen Landskindern den Vorzug, nahm aber auch Ausländer auf. Regimenter jedoch, in ihrer Totalität aus Ausländern zusammengesetzt, verschmähte er ganz. Er war zugleich der erste Fürst seiner Zeit, der, während die andern oft nach jedem Feldzuge ihre Truppen abdankten, selbst nach dem Prager Friedensschluß die Armee gerüstet und zum Felddienst bereit hielt. Da sein Heer gewissermaßen als das beste der deutschen seiner Zeit gelten kann, so dürften hier einige Spezialia darüber ganz an ihrer Stelle seyn. Er hatte bei der Formation, Bewaffnung und Ausbildung seines Heeres das Schwedische zum Muster genommen. Doch war er hierbei nicht blinder Nachahmer geblieben. So z. B. war er, die Inconvenienzen der schwedischen kleinen Etats einsehend, der Ansicht, kein Kavallerie-Regiment unter 1000 Pferde, kein Infanterie-Regiment unter 2000 Mann in's Feld rücken zu lassen. Er hatte daher überall Depots gebildet, um sowohl den etwanigen Abgang schnell ersetzen, als auch den innern Dienst durch sie versehen lassen zu können. Hierdurch ersparte er besonders die vielen Offiziere. Dann hatte er bei allen seinen Truppen nur einen General-Lieutnant und einen General-Major. Die Offiziere niederer Grade avancirten nach Maßgabe ihrer Tapferkeit bis zum

*) Gr. v. Decken, Herzog Georg von Braunschweig Lüneburg. 4. S. 148.

Compagnie-Chef in ihren Compagnien. Die Beurlaubung der Offiziere mit Beibehaltung ihres Gehalts fand bei seiner Armee, ganz den Grundsätzen bei andern Heeren entgegen, gleichfalls statt. — Er gebot den Kavalleristen seiner Armee nur ihr Dienstpferd zu haben, und mußten sie darauf sowohl ihre Bagage als Fourage mit fortschaffen. Der Idee, Infanterie-Pelotons zwischen seine Kavallerie einzuschalten, widerstrebte er ganz; überhaupt verwarf er das Feuergewehr sowohl als die Lanze für die Kavallerie durchaus. Seiner Ansicht gemäß sollte sich der Reiter, ohne sich mit dem Abfeuern einer Schießwaffe aufzuhalten, auf den Feind werfen. Der geharnischten oder schweren Reiterei gestand er den Vorzug vor der leichten zu. — Letztere unterschied sich von der Ersteren nur dadurch, daß sie leichtere Pferde hatte und ungeharnischt war. Seine Dragoner durften nicht zu Fuß fechten. Seine Reiterei beim Angriff formirte in geschlossenen Regimentern fünf, bei kleineren Detachements vier Glieder.

Seiner Infanterie gab der Herzog 5 Glieder Tiefe. Sie feuerte, ohne sich bei der Ladung durchzuziehen, auf der Stelle gliederweise, oder auch wohl vermöge einer Generalsalve. Nach einigen Berichten soll er auch das Rottenfeuer haben üben lassen. Doch ist dieß eine unverbürgte Angabe. Die celleſche und hannöverſche Infanterie kennt dieß Feuer erst seit 1664. Die Offiziere seiner Infanterie führten Partisanen, die Unteroffiziere, Corporale

und Gefreiten sehr lange Piken; die Gemeinen leichte schwedische Musketen, und alle einen Stoßdegen. — Die mit Piken bewaffneten, oben angeführten Leute standen theils auf den beiden Flügeln des Regiments zum Decken der Flanken, theils hinter den Fahnenträgern, und theils hinter den im ersten Gliede eingetheilten Offizieren. — Die Artillerie des Herzogs erfreute sich gleichfalls einer vortrefflichen Einrichtung. Er konnte zwar nur 3 Batterien zu 6 Geschützen unterhalten, aber diese waren nach den Begriffen jener Zeit durchaus musterhaft und vollständig mit Offizieren, Unteroffiz. und Artilleristen besetzt. Eine der Batterien führte 6 Zwölf-, die beiden andern jede 6 Achtpfünder. Die sämmtlichen Geschütze waren in Hildesheim vereint, während die Knechte und Pferde auf den umliegenden Dörfern einquartiert waren. Mit dem Belagerungstrain stand es indessen nicht so gut. Dagegen waren alle großen Städte reichlich mit Geschütz versorgt, worüber jedoch der Herzog außerhalb der Ringmauern jener Städte nicht verfügen konnte. — Die Stärke der Truppen des Gesammthauses betrug 4500 Reiter und 10,000 Infanterie, die, wenn sie auch nicht immer unter den Waffen waren, doch in kurzer Zeit streitfähig da seyn konnten. Ueberdieß hatte jeder der drei regierenden Herzöge noch eine Schloß- und Leib-Compagnie.

Außerdem bestand im Lande noch folgende Miliz-Einrichtung. Alle Söhne reicherer Bauern,

welche Pferde hatten, so wie alle Civildiener, welche von Amtswegen Pferde halten mußten, oder deren aus eigenen Mitteln schaffen konnten und wollten, bildeten ein Dragoner-Corps, das zunächst für den Dienst im Innern des Landes bestimmt war, wenn das reguläre Militär im Felde war. Sie bestritten Armirung und Equipirung aus eigenen Mitteln, wurden jedoch auf Staatskosten mit Fourage und Brot verpflegt, ohne Sold zu erhalten. Ein Theil derselben bildete im Hauptquartier eine Art Cadre, und ward fleißig in den Waffen geübt. Der Herzog hatte aus diesen Mannschaften eine Garde-Dragoner-Compagnie von 200 Mann formirt, die sich im Dienste ablösten. Diese Einrichtung, wenngleich in manchen Beziehungen belästigend, fand allgemein Beifall. Als 1637 die Nähe des Feindes das Land bedrohte, versammelten sich allein 1200 solcher berittener Dragoner aus dem Calenbergischen. Die nicht zu jenen Dragonern gehörigen dienstfähigen Landesbewohner wurden in Ausschuß-Compagnien formirt, die des Sonntags zum Exerzieren zusammengezogen wurden. Sie erhielten weder Kleidung noch Sold. Waffen jeder Art sollte der Gutsbesitzer, die Gemeinde, oder auch wohl der Ausschösser sich selbst beschaffen. Der Staat verabreichte solche nur im äußersten Nothfalle. Aus diesen Ausschuß-Compagnien mußte ein jeder der drei Herzöge 600 der Dienstfähigsten in Bereitschaft halten, um, sobald es der Herzog Georg für nothwendig erach-

tete, ein Regiment zu formiren, das dann in Sold und Verpflegung des Herzogs überging. Dieß Regiment sollte nicht sowohl zur Besetzung der festen Plätze, als auch im Felde benutzt werden. Wie zweckmäßig diese Ausschuß-Compagnien organisirt waren, geht wohl daraus hervor, daß der Herzog 1640 daraus 3 neue Feldregimenter stiften, seine alten Regimenter mit diesen recrutiren, und dann noch Ausschuß-Compagnien zur Besetzung der festen Plätze bilden konnte. — Bei der Miliz war keine besondere Kleidung eingeführt, die regulären Regimenter waren jedoch uniformirt und wurden nach den Farben des Regts. benannt. — Ebenso wie dieser einsichtsvolle Fürst die Bewohner des flachen Landes zur Vertheidigung wehrhaft machte, ebenso zog er auch die Städter dazu heran. Jeder Bürger mußte sich mit Waffen und Munition versehen. Die Bürger wurden in Compagnien formirt, geübt und auf die Vertheidigung der festen Plätze angewiesen. Dazu hielten mehrere Städte noch geworbene Stadt-Compagnien aus eigenen Mitteln. Mit Geschütz waren die Städte meistentheils hinreichend versehen. — Der Pontontrain des Herzogs war so bedeutend, daß er damit zweimal zugleich die Weser überbrücken konnte. —

Für die Bezahlung des Soldes der Armee brachte das Land monatlich regelmäßig eine hinreichende Contribution auf. Zugleich wurden Magazine angelegt, wozu er nicht sowohl das Getreide von seinen Domänen mit verwandte, als auch das Zinskorn

korn von einer Ernte zur andern aufsparte. Was im laufenden Jahre von den Truppen nicht verbraucht war, ward verkauft, und dadurch Capitalien gebildet. So ward es ihm möglich, nicht allein die eignen Truppen zu ernähren, sondern auch für ganz unvorhergesehene Fälle die nöthige Subsistenz in Bereitschaft zu haben. — Den Unteroffizieren und Gemeinen ward von ihrem Solde monatlich ein bestimmter Abzug für Kleidung, Gewehre, Reparaturen und Arznei gemacht. Die Compagnie-Chefs führten unter der Obersten Aufsicht die Verwaltung und mußten darüber Rechnung ablegen. Das platte Land übernahm die Bequartierung und theilweise Verpflegung der Kavallerie, zu welchem Behuf derselben in jedem Fürstenthum besondere Quartierstände angewiesen waren. Der Wirth lieferte der Einquartierung das Quartier und die Fourage unentgeltlich; für die Speisung sollte der Soldat eine Geldentschädigung geben, doch ward diese selten vom Wirthe angenommen. — Für den Hafer selbst ward den Kavalleristen eine monatliche Vergütigung aus der allgemeinen Kriegskasse. — Den Obersten war ein für allemal erlaubt, aus ihren Quartierständen den Betrag der Quartier-Portionen auf dem Lande, und des Services aus den Städten auf ihren vollen Etat, ohne alle Berücksichtigung der Vacanzen an Mannschaften und Pferden in baarem Gelde zu beziehen, so wie endlich auch die Vacanzen mehrere Monate lang unbesetzt zu lassen und dabei doch

alle Emolumente für sie zu empfangen. Sowohl hieraus, als aus den, den Unteroffizieren und Gemeinen gemachten Abzügen bildete sich nach und nach das sogenannte Kassensystem, das, in große und kleine Regiments-, Compagnie-, Medizinal- und Gewehr-Reparations-Kasse eingetheilt, sich unter mancherlei Modificationen bis heute erhalten hat. — Es würde zu weit führen, dieses System in allen seinen Nüanzen zu verfolgen — wir wollen uns begnügen, unsere Notizen darüber mit den Worten jenes ausgezeichneten Veteranen und Literaten, aus dessen Werke wir diese Schilderung theilweise entnehmen, zu schließen *). „Verfolgen wir die Militair-Verfassung des Herzogs in ihrem ganzen Umfange, so erscheint sie als eine der furchtbarsten, die irgend ein Staat jemals aufgestellt hat; die ganze materielle Kraft seiner Lande konnte, wenigstens auf kurze Zeit, zur Vertheidigung desselben aufgeboten werden. Wir sehen hier reguläre geworbene Truppen, Milizen zu Pferde und zu Fuß, und außerdem einen Landsturm, im Voraus angelegte Magazine, einen Artillerie-Park und Schiffsbrücken." — Zu bedauern bleibt es, daß, was der verehrte Hr. Verf. gleichfalls mit anführt, dieß so vortheilhaft organisirte Heer bei seinem kriegerischen Auftreten von den nachtheiligen Folgen der Ruhe des Garnisonlebens ergriffen ward. Diese

*) Herzog Georg v. Braunschw. u. Lüneburg. IV. S. 145 ff.

äußerten sich zunächst darin, daß auf den Märschen das sonst immer regelmäßig verpflegte Heer der schlechten Kost und dem Mangel erlag, während die Schweden dadurch nichts litten. Die Landeskinder desertirten häufig nach Hause, und viele Offiziere, die im Vaterlande ansäßig und verheirathet waren, nahmen ihren Abschied. — Die Kriegsartikel des Heers von 1620, die in vieler Beziehung ein sehr menschliches Gepräge haben, schreiben allen Soldaten vor, ihres gnedigen Fürsten vnndt herrn Farbe vnndt Feldtzeichen, Alß rott vnnd gelb, oder blav vnndt weiß, bei sich vnndt antragen, damit dieselben von den feinden vnnd anderem vmbschweifenden herrnloß Gesindtlein vnterscheiden werden können, oder gewertig seinn, was ihnen daruber weiderfahren mucht — was wir mit Recht als den Vorläufer anderer hierauf bezüglichen Befehle betrachten können *). Auf jeden Fall zeichnen sie sich vor denen Gust. Adolphi, welche 1632 publizirt wurden, vortheilhaft aus.

Ueber Dänemark, so interessant die Bildung seiner Militair-Verfassung auch seyn möchte, können wir nur wenig sagen. Ein sehr beschränktes Königthum, dessen eng abgemarkte Grenzen ein mächtiger Ritterstand und ein anmaßender Feudal-Adel mit Eifersucht bewachten, ließ hier eine größere Entwickelung eines Heeres von Hause aus nicht zu.

*) Gr. v. Decken IV. S. 317. giebt sie uns vollständig.

Rang und Dienstpflichten, insofern selbige sich auf höheres Militair beziehen, waren beim dänischen Heere nicht genau abgegrenzt. — Angeblich errichtete Christian IV. 1615 aus 5000 Kronbauern die erste stehende Armee in diesem Lande. An der Spitze des ganzen Heeres stand der Kriegs-Oberst, unter ihm der Befehlshaber der Armee, mit der Benennung eines Generals, welche nach dem Kriege jedoch gemeinhin wieder aufhörte. Die Obersten im dänischen Heere hatten dieselben Prärogative und Befugnisse, wie in anderen Heeren. Ihnen unmittelbar im Range folgten die Rittmeister und Capitains. Sie befehligten Standarten oder Fahnen von unbestimmter Stärke, von 6 bis 700 M. Mehrere dieser Standarten oder Fahnen erhielten die Benennung eines Regiments, wenn ein Oberster an dessen Spitze stand. 1625 theilte der König, um sich selbst eine genauere Uebersicht von der Stärke der Armee zu schaffen, die Regimenter in Compagnien von 275 Mann, ohne Ober- und Unteroffiziere. Die schwächeren Compagnien wurden bei dieser Gelegenheit ganz aufgelöst und incorporirt, während die Capitains das Werbegeld erhielten, sich neue zu werben. Dann wurden bei jeder Compagnie einige junge Edelleute angestellt, welche für die Verpflegung sorgen, und zugleich darauf sehen sollten, daß die Landeseinwohner gegen die Soldateske geschützt würden. Zwar wurden hierdurch manche Mißbräuche abgestellt, und doch mußte der König später die Hauptleute mit Cas-

sation bedrohen, welche ihre Compagnien nicht vollzählig haben würden. — Für außerordentliche Begebenheiten wurden auswärtige Truppen geworben, und wir finden daher schottische, englische und deutsche Regimenter in dänischen Diensten. Die Infanterie war bis zum Beginn des 30jährigen Krieges noch in der Mehrzahl mit Piken und Hellebarden bewaffnet; das Feuergewehr war selten. — In den steten Kämpfen mit den Schweden hatte sich die Infanterie immer musterhaft betragen. Ein Gleiches läßt sich von der Kavallerie sagen, die größtentheils schwer bewaffnet war. Nur ein Dragoner-Regiment, das aus Franzosen bestand, befand sich beim Heere als leichte Kavallerie. — Als Verpflegung wurden den Truppen täglich 2 Pfund Brod gereicht. Außerdem wurden jedem Reiterregimente täglich 3 Stück Schlachtvieh und sechs Schafe, und für jedes Pferd 1 Himpten Hafer und 6 Pfund Heu verabfolgt. Bei der Infanterie erhielt der Offizier täglich 1 Pfd. Fleisch, der Soldat $\frac{1}{2}$ Pfd. — Die Infanterie-Offiziere erhielten 8 Pfd. Heu und 1 Himpten Hafer für jedes Dienstpferd, welches ihnen die Artikelsbriefe zustanden. Aus dem Verfolge der Geschichte selbst werden wir einiges über die Taktik des Heeres entnehmen können.

Gleiche Bewandtniß hat es mit den Sächsischen und den andern Truppen Deutschlands, insofern solche als Contingente ihrer Fürsten betrachtet werden. Diese hatten ohne Unterschied ein

rein deutsches, meistens ganz östreichisches Gepräge, weil die meisten Offiziere gewöhnlich eine Zeitlang in östreichischen Diensten zugebracht, mithin in dieser Schule gebildet worden waren. — Ein anderes eigenthümlicheres Gepräge hatten jedoch jene Heerhaufen, welche Christian von Braunschweig und der Graf von Mansfeld führten. Zwar waren auch sie nach deutscher Art bewaffnet, bestanden in der Mehrzahl aus entlaufenen Soldaten, oder aber aus Bauern und Landleuten, welche öfters von der Noth getrieben, in die Armee getreten waren, hier Mittel suchend, nicht im Elend selbst umzukommen. Aber der Zweck des Werkes erlaubt es leider nicht, bei den Spezialgeschichten einzelner Heere zu verweilen, so interessant diese auch seyn mögen.

Einer besondern Berücksichtigung verdienen für diesen Zeitraum noch die Franzosen, deren Heere in diesem Kriege zuerst den deutschen Boden betraten, den sie später noch so oft heimsuchen sollten. Wenn die Zeitgenossen jener wichtigen Ereignisse, die ihre Vorfahren sonst immer nur als Sieger jener stolzen Nation gesehen, hierüber etwas trösten durfte, so war es das Bewußtseyn, daß nicht Schwachheit, sondern nur politische und innere Zerwürfniß sie dieß erleben ließ. Welches der Zustand der Kriegskunst bei den Franzosen unter Heinrich IV. war, haben wir bereits gesehen. — Nachdem Heinrich seinen Thron erstritten, hielt er bis 1600 nur 6737 Mann auf den Beinen.

11	Comp.	Garde du corps . . .	440 M.
19	»	Gendarmen, ungef. Stärke	1640 »
3	»	Chev. légers	420 »
Schützen zu Pferde			128 »
		Reiter	2637 M.
20	Comp.	franz. Garde à 100 M. =	2000 M.
3	»	Schweizergarde à 200 M.	600 »
20	«	das Regiment Picardie à 35 Mann	700 »
8	»	Regt. Baulme à 100 M.	800 »
			4100 M.

1610 jedoch vermehrte er diese Zahl bis auf 9990 Mann. Rechnen wir hierzu noch die Stämme einiger nach dem Frieden von Verviers aufgelöseten Regimenter, von denen man nur 1 oder 2 Comp. nebst dem maitre de comp. (Oberst), so wie die Garnison einiger Grenzplätze beibehielt, so werden ungefähr 14,000 Mann als das Total der Truppen herauskommen, welche der König damals hielt. —

Die ganzen Ausgaben dafür betrugen ungefähr 5,500,000 Liv., was nach heutiger Wehrung etwa 13,000,000 Liv. ausmachen dürfte. Hiervon wurde nicht allein der Sold — es wurden davon auch das Material, der Bau der Festungen, die Wartegelder und Pensionen der Offiziere ꝛc. bestritten. Freilich darf man hierbei nicht den Maßstab unserer Tage anlegen. So lag z. B. in Metz gar keine regelmäßige Garnison, und nur die Citadelle hatte eine regelmäßige Besatzung, die

aus einigen vom Herzog v. Epernon als Gouverneur besoldeten Leuten bestand. Calais, die wichtigste Festung des Landes zu jener Zeit, hatte nur 400 Mann Besatzung.

Diese Ordnung der Dinge, verbunden mit einem guten Finanzsystem und einer großen Sparsamkeit, hatte es Sülly so möglich gemacht, dem Könige nicht allein einen gefüllten Schatz, sondern auch ein Material zu schaffen, was für jene Zeiten ungeheuer war. 1610 den 1. Januar legte dieser ausgezeichnete Mann seinem Könige die Abschlüsse vor, aus denen sich ergab, daß der Schatz 35 Millionen Liv. (etwa 80 Mill. nach heutiger Wehrung) enthielt. Zugleich wies er den Bestand des Materials für den Krieg nach, das in vierhundert Geschützen jeden Kalibers, mit allem Zubehör 200,000 Kugeln, 4 Mill. Pfund Pulver, 60,000 verschiedene Waffen für das Fußvolk und 6000 für die Kavallerie, in einem beträchtlichen Train, das Ganze zum Werth von 1,200,000 Liv. jener Zeit bestand. Dabei waren noch 500,000 Liver für Festungsbauten angegeben. — Ein Schatz und Kriegsbestände dieser Art trugen gewiß nicht wenig dazu bei, in Heinrich die Idee seiner allgemeinen christlichen Republik zur Reife zu bringen. Ein Heer von 50,000 Mann, worunter circa 10,000 Reiter und 50 Geschütze, sollte den Kern zu einer Macht bilden, die er zur Realisirung seines Traumes nöthig glaubte. Sein ganzes Heer sollte mit den Hülfstruppen 165,000 Mann zu Fuß,

26,000 Reiter und 150 Kanonen betragen — eine für jene Zeit ungeheure Macht. — Kaufleute in Trier, Lüttich, Köln u. a. O. sollten die Lebensmittel an verschiedenen Orten, seinen Angaben gemäß, liefern. Der gewaltsame Tod (14. Mai 1610) dieses Monarchen setzte seinen kühnen Plänen ein Ende, die wahrscheinlich auch ohne denselben nie recht zur Ausführung gekommen seyn würden. Vielleicht daß sich auch in Deutschland ein Parma gefunden, der dem hochfliegenden Adler die Flügel beschnitten *). — Die Truppen, welche bereits versammelt waren, erhielten einen einmonatlichen Sold und wurden entlassen. — Die Soldverhältnisse unter jenes Königs Regierung sind zu interessant, um nicht auch bei ihnen einen Augenblick zu verweilen. 20,000 Mann Nationaltruppen empfingen pro Kopf (die Offiziere mit inbegriffen) 21 Franken. Fünftausend Reiter (die Offiziere ebenfalls mit eingeschlossen) erhielten monatlich pro Kopf 60 Franken. — Die Mannschaften und Pferde für die 32 Geschütze erforderten jährlich einen Aufwand von 1,196,000 Franken. — Die Kosten für die Aushebung und Ausrüstung eines Reiters beliefen sich etwa auf 100 Frk., die eines Infanteristen noch nicht einmal auf 5 Thlr. Der tägliche Sold war auf 6 Sous 8 Deniers oder jährlich 120 Frk. festgesetzt, eine nicht unbedeutende Summe, wenn wir sie auf unsern Münzfuß reduziren.

*) Vgl. Bd. 1. Abth. III. S. 775 f.

Was die Verpflegung der Mannschaften anbetrifft, so bekümmerte man sich darum nicht viel. Im Kriege wie im Frieden beschränkte sich die Regierung darauf, den Markt der Soldaten mit Lebensmitteln zu versehen, bestimmte deren Preis und überließ das Uebrige den Leuten. Nicht einmal für die Pferde ward Fourage geliefert. — Ebenso ward auch keine Rücksicht auf Krankenpflege genommen. Sülly führte jedoch die ersten fahrenden Lazarethe bei Amiens ein. — Die Waffen wurden ausschließlich vom Könige aus den Zeughäusern geliefert, es sey denn, daß man ganze, schon bewaffnete Haufen in Sold genommen. Reichte etwa der Waffenvorrath nicht aus, so ward den Hauptleuten die Anschaffung der Waffen überlassen, die sich dann mit der Regierung berechneten. — In Bezug auf Taktik und Bewegung der Heere war bei Heinrichs Tode Alles noch, wie wir es schon früher gesehen.

Bei Anbeginn des 30jährigen Krieges hatte Ludwig XIII. etwa die doppelte Summe des Armeebestandes der Truppen Heinrichs IV. in Sold, die der Regierung jedoch das Vierfache der Armee Heinrichs IV. kostete. — Das aus Amerika herbeiströmende Geld, wodurch die Preise der Ausrüstungsgegenstände bedeutend in die Höhe getrieben wurden, so wie Unordnungen in der Verwaltung, mögen hierzu in gleichem Maße beigetragen haben. Nichtsdestoweniger ward unter der Regierung dieses Fürsten der Grund zu einer Verwaltung

gelegt, deren Grundform sich, wenngleich mit vielen Abänderungen, bis auf unsere Tage erhalten hat. Unter ihr wurden die Commissaire, welche anfangs wenig mehr als bloße Kassenbeamte gewesen waren, zugleich eine controllirende Behörde; es wurden Magazine eingerichtet, die Truppen erhielten Lebensmittel, und es ward bei der Heerverwaltung die strengste Regelmäßigkeit beobachtet.

Ausrüstung und Bewaffnung in dieser Periode war bei den Franzosen ziemlich so, wie bei allen andern Nationen. Die Schutzwaffen des Fußvolks bestanden nach Rohan, den wir als den gründlichsten Kenner des Kriegswesens dieser Zeit bei den Franzosen annehmen dürfen, aus einer eisernen Pickelhaube, dem Panzer und Blechschienen; Angriffswaffen waren der Degen, die 16—18 Fuß lange Pike und die Muskete. Seit 1610 war die Muskete mit dem Luntenschlosse statt den bisherigen Arquebuse (Haken) eingeführt worden. Als jedoch das gewöhnliche Flintenschloß erfunden wurde, so gab man anfangs sowohl einzelnen Compagnien, als auch später ganzen Regimentern Gewehre mit dergleichen Schlössern, so wie auch mit Bajonetten, gleichfalls eine Erfindung dieser Zeit. Wenigstens findet sich diese Bewaffnungsart schon um das Jahr 1640 bei der Armee. Wahrscheinlich erhielten die Bajonette von dem Orte, wo sie zuerst angefertigt wurden, den Namen. Ihre Klinge war damals zweischneidig, 1 Fuß lang, 1 Zoll breit; der hölzerne Stiel aber, womit sie auf dem Lauf steckten, be-

trug 8—9 Zoll. 1645 wurden so bewaffnete Leute in Holland gebraucht, die von dem Stein (fucile), den sie am Schlosse hatten, Fuciliere genannt wurden. — In der Aufstellung der Franzosen selbst hatte sich nichts geändert, und sie blieben auch noch jetzt die entschiedendsten Gegner aller tiefen Formen, von welchen die Deutschen sich noch immer nicht losmachen konnten. Die Piken waren in dieser Periode nach der Anzahl der Musketen bei den Compagnien gleich, doch stellte sich dieß Verhältniß im Laufe des Krieges zum Vortheil der Feuergewehre heraus, weil kleinere und Postengefechte stets häufiger wurden. Einige Versuche, den Piken ihr altes Recht zu behaupten, diese sogar mit den Schilden der Alten zu combiniren, Ansichten, für welche sich sowohl Rohan als auch Andere aussprachen, hatten keinen Erfolg.

Bei der Kavallerie waren in dieser Periode die Lanzen schon so ziemlich im Verschwinden. Die Pistole, der Degen, der Karabiner und die Büchse mit dem Luntenschloß waren die Angriffswaffen. Zwar sollten die Kavalleristen noch schußfreie Küraſſe, Blechschienen, Kragen, Armschienen, Kniestücke und Pickelhauben tragen; doch dagegen sträubte sich Alles. Selbst Ludwigs XIII. Befehl, bei Verlust des Adels nicht ungeharnischt gegen den Feind zu rücken, blieb unbeachtet. Ludwig XIII. im Widerspruch mit seiner Anordnung, war so für die Feuerwaffe (1621) eingenommen, daß er seine Leibcompagnie ausschließlich mit Musketen bewaff-

nen ließ, womit sie zu gleicher Zeit ihre alten Namen verloren — sie sind der Anfang der mousquetaires, welche so lange eine Rolle in der französischen Armee gespielt. Die schwere Reiterei kam allmählig in Verfall, weil man sich ihrer selten zur rechten Zeit und mit Geschick bediente. Dagegen gewann die leichte Reiterei mit jedem Jahre an Terrain. — Mit einem leichten Bruststück, einer Blechhaube, dem Degen und Karabiner bewaffnet, trotzte sie jedem Feinde, bewegte sich selbst auf schwierigerem Terrain, und versagte selten den Dienst, wie dieß häufig die schwerer bewaffnete Kavallerie that. — Zu der besten französischen Kavallerie gehörten die deutschen Regimenter, welche 1635, als die in Frankreich bestehende Kavallerie in Regimenter formirt ward, als Muster diente; — zu ihnen kamen noch die Croaten und Ungarn, deren Ludwig XIII. an 2000 in seinem Dienste hatte, und deren jeder 1 Küraß, 1 Pickelhaube, 1 Pistol und 1 Karabiner führte. — Die Musketiere und Füsiliere zu Pferde, welche die Franzosen 1635 stifteten, und die ausschließlich mit dem neuerfundenen Fucile bewaffnet waren, bildeten eine Art reitender Infanterie. — Die taktische Form bei Angriffen hatte auch jetzt noch den Charakter aus Heinrichs Regierung. Angriffe mit dem Säbel in der Hand fingen an, Lieblingsmethode der Franzosen zu werden, und wir erblicken schon hier und dort einzelne Züge, welche auf die Entwickelung, die diese Waffe in den ersten Kriegen

Ludwigs XIV. nehmen sollte, hindeuten. — Doch blieb das Schießen mit Karabinern und Pistolen, so wie das Caracoliren, das wir bei der deutschen Kavallerie finden, wie wir im Puysegur lesen, bis ums Jahr 1670 in Anwendung.

In den Schlachten selbst stand die Infanterie in 2 Treffen, und zwar die Bataillons mit Intervallen, die ihrer Front gleich waren. — Sie waren in 8—10 Gliedern rangirt. Welches der Abstand derselben gewesen, ist nicht genau zu ermitteln. Bald nach dem 30jährigen Kriege jedoch will Puysegur solchen auf 12 Fuß annehmen. — Doch bleibt unentschieden, wie viel hierin dem Gebrauche, wie viel seiner Ansicht angehört *).

Eben so wie die Infanterie stand auch die Kavallerie zum Gefecht rangirt, und zwar in 4 bis 6 Gliedern. Bis zum Jahre 1670 war die alte Angriffsart noch sehr gang und gebe, d. h. quand les escadrons se chargeoient, le plus souvent c'étoit encore à coups de mousqueton, puis ils faisoient un caracol, et après avoir tourné revenoient à la charge; soit pour tirer de nouveau, ou pour charger l'épée à la main, mais

---

*) La distance d'un rang à l'autre est supposée de douze pieds. — La raison de cette distance qui n'est point donnée ici, se trouve en plusieurs endroits dans la suite de cet ouvrage. Art de la guerre par principes et par règles par de Puysegur p. 109.

depuis ce temps-là, ce qui s'est le plus pratiqué, c'est que quand des troupes de cavalerie marchent l'une contre l'autre, les escadrons se choquent de front, et à coups d'épée cherchent à se renverser, et il y en a fort peu qui tirent, surtout les nôtres *). Wir werden später sehen, wie wenig zufrieden Puysegur hiermit war. Das Verhältniß der Kavallerie zur Infanterie war im 30jährigen Kriege wie 1 zu 3. — Doch finden wir es öfters schon wie 1 zu 2, wenn auch nur momentan. Die Generale fochten gern an der Spitze dieser Waffe und verdankten ihr am liebsten ihren Sieg. — Die Regimenter nahmen in der Schlachtordnung ihre Plätze nach dem Range und dem Dienstalter ihrer Befehlshaber. Es war bei dem ehrsüchtigen Charakter der Franzosen nichts Neues, in Streitigkeiten hierbei oft die beste Zeit zu verlieren. Die Schlacht von Rhetel wird uns in Puysegur's Memoiren als ein warnendes Beispiel aufgestellt. Die Eitelkeit des Befehlshabers der Garden, der seine Truppen durchaus auf den rechten Flügel haben wollte, brachte die Armee an den Rand des Verderbens, das nur der muthvolle Widerstand einiger Kavallerie-Escadrons und die gute Haltung einiger Infanterie-Corps abwandte. Außer dieser Rangordnung hatte auch noch stets die Brigade des Befehlshabers der den Dienst hatte, den rech-

*) Puysegur I. p. 252.

ten Flügel. — Ludwig's XIII. ganze Armee war anfangs, alles mit inbegriffen, in zwei Brigaden getheilt, deren jede von einem maréchal de camp befehligt ward. — Doch ging diese Eintheilung immer diminuendo und später finden wir nur etwa 6 Comp. mit eben so viel Schwadronen darunter verstanden. Die erste Spur davon findet sich 1663 bei der Belagerung von Marsal. — In der Kunst der Truppen zu marschiren, war man in dieser Periode eben nicht weiter gekommen. Gewöhnlich marschirte man in einer, und nur ausnahmsweise in zwei oder drei Colonnen. Die Colonnen selbst wurden durch den sergeant de bataille geführt, während der Oberfeldherr sich dort aufhielt, wo er es nöthig glaubte. Marschirte man in mehreren Colonnen, so bildete immer ein Treffen eine Colonne. — Es bedurfte da meistens nur einer einfachen Wendung und eines Einschwenkens, um die Schlachtlinie zu bilden. — Wir schließen mit diesen kurzen Notizen diese Uebersicht von der französischen Armee. Bedeutung erhält die Organisition dieses Heeres erst in der folgenden Periode, und wird zugleich Muster für alle Heere Europas.

Das erste für uns wichtige Ereigniß von Bedeutung in dem blutigen 30jährigen Kampfe ist die Schlacht von Prag, auf dem weißen Berge, in der die Waffen der verbündeten protestantischen

Fürsten von Hause aus einen Echec erlitten, von dem sie erst wieder bei Gust. Adolphs Ankunft erstanden. — Anfangs September 1620 war Maximilian, Herzog von Baiern, nachdem er durch Unterhandlungen zu Ulm die Häupter der deutschen Nation beschwichtigt hatte, in das südliche Böhmen eingedrungen, während zu gleicher Zeit der berühmte Spinola mit 20,000 Spaniern gegen die Kurpfalz, und der Kurfürst von Sachsen mit 15,000 Mann in die Lausitz eingebrochen war, wodurch der neuerwählte König von Böhmen auf seine eignen Kräfte beschränkt ward *). Was dem unglücklichen Monarchen sonst noch an Hülfsvolk zugehen sollte, erlag dem Mangel oder dem feindlichen Schwerte. Die Kaiserlichen unter Buquoi, und die Baiern unter ihrem Herzog und Tilly, vereinigten sich schon am 8. Sept. bei Neu-Pölln, von wo ab der Baiern-Fürst den unschlüssigen Buquoi — vetus e belgio exercitu miles, ab Hispanis Caesari traditus, wie Pappus ihn nennt — mit sich fortriß. Die Böhmischen hatten es versäumt,

---

*) Wie bekannt, eroberte Spinola den größten Theil der Pfalz. Das holländische Hülfs-Corps, welches unter Prinz Ferd. Heinr. Friedr. von Nassau bis Worms vorrückte, zog, so wie es anfing kalt zu werden, von dannen, ohne irgend eine Hülfe geleistet zu haben. Dieser thatenlose Feldzug hat Veranlassung zu dem Sprichwort gegeben: er zieht ab wie ein Holländer.

diese Bewegung durch eine rasche Offensive, die einen Monat früher unternommen, von höchster Wirksamkeit gewesen sein würde, zu pariren, und rückten erst jetzt unter ihres Königs Führung nach Pilsen, das früher schon Mansfeld besetzt gehalten, und wo er, über den Vorzug, dessen sich Anhalt und Hohenlohe erfreuten, welcher Ersterer zum Oberbefehlshaber der Armee ernant worden war, ergrimmt, eine höchst verdächtige Rolle gespielt hatte. Während man hier einer Entscheidung entgegensah, verlor Friedrich seine Zeit in unnützen Unterhandlungen, in denen ihm die schimpfliche Zumuthung gemacht ward, die Krone niederzulegen, bevor man auf Vergleichsvorschläge hören könne. — Beide Heere plünderten zu gleicher Zeit das unglückliche Land, und erlagen in gleichem Maße einer verheerenden Krankheit, welche Tausende hinraffte. Die baierische Armee allein soll nach dem Zeugniß ihres Feldarztes an 20,000 Mann verloren haben. Ohne Gehorsam und Zucht, wie ohne Verpflegung, voller Trotz gegen die Führer, die untereinander selbst uneinig waren, und voll Wuth gegen die ständischen und Landesbeamten, deren Geiz, böser Wille oder Ungeschicklichkeit ihre Entbehrungen verschuldet haben sollen, setzte die böhmische Armee ihren Rückzug über Rakonitz gegen Prag fort *). Die Liguisten folgten nur sehr

*) Wie groß die Noth gewesen, geht wohl aus einem Zuge hervor den uns Zschokke in seinen Geschich-

langsam, weil Max. von Baiern nicht im Stande war, Buquoi, der verwundet und überdieß krank war, seinen Eifer einzuhauchen *). Die wohlbegründete Furcht, der Feind könne sich durch einen Seitenmarsch Prags nähern und das Heer davon abschneiden, eine Ansicht, welche der Oberfeldherr des böhmischen Heeres geltend machte, bewog Friedrich, den Rückzug gegen die Stadt fortzusetzen. Nach einigen leichten Kämpfen mit den Baiern erreichte das Heer den 7ten Anhot, etwa 2 Stunden von Prag. Die Nachricht, daß der Feind dicht folge, ließ den Generalissimus noch um 8 Uhr des Abends aufbrechen und sich ganz gegen Prag zurückziehen. Anfangs schwankte man, ob es nicht am besten sey, das Heer in die Stadt zu ziehen, und den Feind, bei einer tapfer durchgeführten Vertheidigung, langsam sich aufreiben zu lassen. Die Furcht aber, daß die ungezügelten und nicht bezahlten Knechte die Stadt plündern könn-

---

ten Bd. III. S. 225. aufbewahrt hat. Tilly riß hiernach dem Karmeliter Dominik mit den Worten einen Apfel aus der Hand: ich sterbe Hungers. —

*) Bei einem Rückzugsgefechte dieser Zeit erwähnen die Annal. Ferdinand. IX. S. 1093., daß die aus den Bairischen Stücken unter den Feind geschossenen Kugeln und Granaten oder Eyserne Sprengkugeln sowohl unter den Leuten als Pferden großen Schaden gethan.

ten, und den König und seine Sache bleiben zu lassen, wo sie wollten, ließ sich im Gegentheil dafür entscheiden, sich auf dem weißen Berge zu etabliren und hier gut zu verschanzen. Diese Maßregel ward jedoch so schlecht durchgeführt, daß, als die Armee unter ihrem Generalissimus wirklich ankam, noch an kein Verschanzen gedacht war. Obwohl nun sofort Hand angelegt ward, jene Maßregel ins Leben treten zu lassen, so geschah dennoch sehr wenig, und als am 8. die Sonne den Nebel zerstreute, sah man die feindliche Vorhut dicht vor sich. — Der Herzog Maximilian nämlich, nachdem er durch seine Vorposten den Abmarsch des Feindes erfahren, war um Mitternacht zu Pferde gestiegen und dem Feinde gefolgt, während er Buquoi hatte auffordern lassen, dasselbe zu thun. Obwohl nun dieser anfangs einige Schwierigkeiten machte, so genügte er der Aufforderung später dennoch. Tilly aber, welcher die Vorhut führte, war so rasch vorgegangen, daß er sich bereits mit den Böhmischen im Gefecht befand, als die Kaiserlichen ankamen. Ein Dorf, das am Fuße der feindlichen Stellung lag, ward rasch durcheilt und der Feind über eine schmale Brücke zurückgedrängt, über welche ihm Tilly rasch folgte. Eine Höhe, der feindlichen Armee gegenüber, und vortrefflich geeignet, die Armee dort aufzustellen, bewog Tilly, seine Bewegung fortzusetzen, wozu er endlich die ganze bairische Armada entamirte. Ja er würde noch weiter gegangen seyn, wenn

nicht Buquoi gebetten, wie die Annales Ferdinandei *) sagen, daß man die kaiserl. Armada erwarten, und Ihr Fürstl. Durchlaucht nicht so sehr mit dem Angriff eilen sollen. Darin sie denn ihm vor Buquoi zugefallen, und Ihr Kaiserl. Majestät zu unterthänigen Ehren verwilligt, daß Seine Fürstl. Durchlaucht in eigner Person Ihr Volk aufgehalten ꝛc. — Die Besorgniß jedoch, sich den Feind ganz verschanzen zu sehen, ließ den Herzog die Kaiserlichen bald darauf auffordern, sich der bairischen Armada zu nähern, was denn auch geschah.

Die Böhmischen hatten die Stadt im Rücken; ihr rechter Flügel lehnte sich an den königl. Park, der stark besetzt war, der linke war durch einen starken Abhang gedeckt. Von den Schanzen, welche die Fronte decken sollten, waren nur drei zu Stande gekommen, geräumige Lünetten, jede mit 3 Kanonen besetzt. Vor jeder derselben finden wir ein Regiment, nach der Art der Terzias aufge-

---

*) Tom. IX. p. 1100.

**) Wir haben noch keinen Plan von der Schlacht auf dem weißen Berge. Die vortreffliche Aufnahme jedoch der Umgegend von Prag, welche der Fürst zu Lichtenstein K.K. Feldzeugmeister und commandirender General in Böhmen für die Feldübungen der Garnison hat besorgen lassen, würde vollkommen orientiren, wenn die Namen mit den gleichzeitigen Nachrichten nicht so differirten.

stellt, deren vier Ecken durch kleine Pelotons, die Flanken aber jedes der Regimenter durch 3 Fähnlein gedeckt. Die Lage der Schanzen, von denen die mittlere etwas vorgeschoben war, bedingte es gleichfalls, daß das mittlere der Regimenter etwas voranstand. Vor dem rechten Flügel stand der General Gr. v. Hollach, vor der Mitte das Regiment Jung-Anhalt, vor dem linken Flügel-Werk das Regiment Schlick. In den Zwischenräumen der Schanzen standen eben so geordnet, aber ohne Kavallerie, die Regimenter Thurn und des alten Herrn v. Anhalt Regiment. Hinter der Mittelschanze stand das Weimarsche Regiment, die Flanken gleichfalls durch Reiterei gedeckt. Die Flügelschanzen waren durch resp. 3 und 5 Fähnlein Reiterei im Rücken gesichert. — Hinter dem linken Flügel standen nun endlich 20 Fähnlein ungarischer Reiterei. — Welches die taktische Zusammenstellung der Truppen selbst gewesen, ist nicht bekannt. Wir müssen dabei stehen bleiben vorauszusetzen, daß die Truppen ganz so wie in der frühern Periode standen, und daß sich im Vordertreffen Mansfeldisches, Mährisches, Hohenlohisches, Solmsches und Thurnisches Fußvolk, mit Schlesischer, königlicher und Oestreichischer Reiterei befanden; im Mitteltreffen die Mährische und Anhaltische mit Ober-Enserschen Fußknechten, im Hintertreffen die Ungarn. Die Stärke des Heeres selbst wird verschiedentlich angegeben, nach Einigen 18,000 Fußgänger, 10,000 Reiter und 6000 Ungarn, nach

Andern auf 20 bis 25,000 Mann. Fürst Christian selbst will gar nur 500 Reiter und 8000 Fußgänger gehabt haben, was offenbar zu niedrig ist. — Die Stellung war so vortheilhaft, daß selbst der alte Thurn versicherte, er würde keine bessere haben wählen können. Unter den Führern befand sich eine Menge der vortrefflichsten und durch vielfache Prüfungen bewährter Offiziere, der Fürst Christian und sein Sohn, der Herzog Ernst von Weimar nebst zweien seiner Brüder, die Grafen v. Hohenlohe, Thurn, Solms und eine Menge erfahrener niedriger Offiziere — aber das Heer war sonst ohne Zucht und Disziplin. Der bisherige Rückzug hatte es bereits demoralisirt, und ein Verlust, welchen die ungarische Reiterei in der Nacht vor der Schlacht erlitten, hatte nicht allein diese entmuthigt, er hatte einen nachtheiligen Einfluß auf das ganze Heer geübt.

Nachdem die baierische Armee sich über die schon erwähnte schmale Brücke *) gewunden (eine Bewegung, welche Christian einige höchst günstige Chancen zu bieten schien, und die zuzulassen er für unverantwortlich erklärte, wogegen Solms und andere es thöricht schalten, so eine schöne Stellung verlassen zu wollen), schloß sich ihr auch die Kaiserliche an. — Beide Armeen vereint begannen sich nun zur Schlacht aufzustellen. Auch sie bildeten drei Treffen. — Im ersten standen 4

*) Wahrscheinlich bei Russin.

Infanterie-Regimenter, ganz so formirt, wie bei ihren Gegnern, nur mit dem Unterschiede, daß auf den beiden Flügeln noch 5 Fähnlein Reiter vorgeschoben waren, und daß in der Mitte zwischen den beiden Regimentern noch 7 Fähnlein Reiter standen. Drei Regimenter in eben der Formation, aber die Flügelregimenter die äußeren Flanken durch 3 Fähnlein gedeckt, das mittelste Regiment 5 Fähnlein en quinconce, zu seinen Seiten, formirten das Mitteltreffen; 2 baierische Infanterie-Regimenter in einer Masse, auf jeder ihrer Flanken und im Rükken 3 Fähnlein, 3000 Kosaken und ebensoviel Ungarische Reiter auf den Flügeln, 1000 Croaten und ebensoviel italienische Reiter, welche beide letztere Abtheilungen hinter den beiden baierischen Regimentern, diese aber debordirend, standen, bildeten die Reserve (Retroguardia). Von der Artillerie waren 8 Geschütze, zu 2 und 2, vor der Infanterie-Front vertheilt; 2 befanden sich auf jedem Flügel neben der Kavallerie, doch etwas zurückgezogen und mit der Infanterie alignirt *). Die Zahl der Kaiserlichen selbst ward nur auf 12,000 Mann angegeben, da ein großer Theil derselben des Feuragi-

*) Ref. folgte dem theat. Europ. das uns eine Delineatio Caesareorum Bohemicorumque exercituum aciei in monte albo ad Pragam giebt. — Khevenhiller in seinen annales Ferdinandei weicht hiervon bedeutend ab.

girens wegen angeblich abwesend war — Panis quaerendi causa — doch wird die Gesammtstärke des combinirten Heeres auf 20,000 Mann Infanterie und 5000 Reiter angenommen. An der Spitze desselben standen Bucquoi und Max: — Tilly, Verdugo, Tiefenbach, Breuner, Fugger, Wallenstein, wie viele andre erprobte, bewährte Führer, bekleideten darin bedeutende Stellen. Namentlich riß Tilly's Heftigkeit den kranken Bucquoi fortwährend mit, der, eben kein Freund entscheidender Maßregeln, die Sache gern an sich kommen ließ.

Die Böhmischen schanzten noch, als die Kaiserlichen gegenüber erschienen. Als nun beide Armaden, erzählt Khevenhiller, gegeneinander über gehalten, hat Ihr. Fürstl. Durchlaucht die vernembsten Obristen neben dem von Tylli und dem Freiherrn von Anhalt (sich mit ihnen von dem Modo zu unterreden, wie die Schlacht zu liefern) erfordert, unter wehrender Deliberation pro et contra (ob man nemlich bei so beschaffenen Dingen, daß der Feind allbereit loziret, und zimblich starkh verschantzt, und noch darzue die Höche zu seinem Vortheil innen gehabt, neben denen daß er sich von Prag mit frischen Volkh reforcirt, mit ihme schlagen, oder vielmehr des comte de Buquoy Meinung nach auf Prag neben zu rukhen und dadurch den Feind aus seinem Vortheil zu lockhen, tentiren solle), allerhand Motiven auf die Bahn kommen, und weil man sich hierinne einer

einhelligen Meynung nicht vergleichen können, hat sich unterdeß zutragen, daß der Oberst-Lieutnant la Motte des Feindes Schantzen und Allogament recognoscirt, aus dessen Relation sich befunden, daß des Feindes Schantzen bei weitem einer solchen Importanz nicht seyen, daß man derentwegen sich von der Gelegenheit, nunmehr den Feind anzugreifen, hätte sollen abhalten lassen; bevorab, weil das Geschütz dem Kayserlichen beim Angriff bei weitem nicht so viel Schaden, alß da man auff die rechte Seiten gegen Prag gerucket, zufügen mögen, dennenhero die Haupt-Resolution endlichen dahin gefallen, daß in Gottes Namen, alß dessen Sach und Ehr es berühret, man den Feind angegriffen, und zu dem End aus jeder Armada starkhe Batallionen oder Suadroni Fuß-Volkh, und also in allem 4 dergleichen Batallionen mit der dazu proportionirten Cavalleria gegen den Feind anzigen und avanciren lassen soll, hat also offthochgedachte Sr. Fürstl. Durchl. das Wort als die Losung zu der Schlacht gegeben. Sancta Maria, inmassen Sie auch in ihren Haupt- oder Kenfahnen die Bildniß dieser glorwürdigsten Jungfrauen und Mutter Gottes alles erküste Patronin ihres ganzen exercitus geführt haben *). Wir geben unsern Lesern hier diesen Auszug aus Khevenhiller, um ihrerseits folgende Angabe neuerer Schriftsteller zu würdigen. Als nämlich, heißt

*) Annales Ferdinandei I. 1102 f.

es, die Feldherren nicht einig zu werden vermocht, sey der Pater Dominicus, ein Spanischer Mönch, der auf die Kunde dieses Krieges herbeigeeilt war und das Heer in Schärding erreicht hatte, mit einem Kreuzstabe und einem Marienbilde auf der Brust, unter die Feldherren getreten, und habe sie zur Einmüthigkeit und zum Angriff ermahnt. Seht, sprach er, und hielt ihnen das Marienbild vor, diesem Bilde, das ich im geplünderten Hause eines frommen Katholiken gefunden, haben die Ketzer die Augen ausgestochen, und es liegt Euch ob, diese Schmach, die dem Herrn und seiner Mutter angethan worden ist, zu rächen. Ich will es voran tragen, denn dasselbe wird für Euch streiten und Euch den Sieg geben. Da wurden die Feldherren einig, und beschlossen den Angriff, unter dem Losungswort: heilige Maria! *) Wie possierlich sich dieser Mönch im 17. Jahrhundert in einer Versammlung von Generalen ausnimmt, denen die Reinheit des Glaubens gewiß ganz indifferent war, bedarf hier keiner Erörterung. Wir führen dieß Anecdötchen nur als einen Beweis an, wie gern man militärischen Combinationen einen Zusatz des Wunderbaren und Außerordentlichen leiht.

Es war zwischen 12 und 1 Uhr am 8. November, an einem Sontage, dessen Evangelium den Spruch enthielt: Gebet dem Kaiser, was des Kai-

*) Menzel I. S. 484. nach Caroli Memorabilia Ecclesiastica Saeculi XVII. p. 507.

sers und Gott, was Gottes ist, als das Kaiserliche Heer sich gegen die Böhmischen in Bewegung setzte. Das erste Treffen unter Tilly und General-Wachtmeister Tieffenbach, von der Artillerie unterstützt, das 2te und 3te Treffen als disicorsi oder riserva zurückbleibend, machten den ersten Angriff, nachdem die Artillerie vorher den Feind beschossen. Anfangs hatten die Böhmischen einige Chancen für sich, indem ihre befestigte Stellung ihnen manche Vortheile bot, welche ihr erfahrener Oberfeldherr auch wohl zu benutzen verstand. Wahrscheinlich um in den durch das Artilleriefeuer schwankend gemachten Feind einzubrechen, rückte bald darauf Christian v. Anhalt mit seiner Reiterei vor, warf die der Kaiserlichen über den Haufen, und dieß mit solchem Glück, daß dadurch auch 2 Infanterie-Regimenter zum Wanken gebracht wurden. Wie es scheint, so geschah dieser Angriff, den der Fürst v. Anhalt mit 9 Comp. unternommen, wenngleich mit großer Tapferkeit, so doch nicht mit der gehörigen Vorsicht. Tilly nämlich, so wie er dieß gewahrte, schickte den Böhmischen sofort den Obersten Cratz mit 500 Pferden in die Flanke, welche diese mit solcher Furia infestiret, daß nicht allein der Fürst v. Anhalt selbst verwundet und gefangen, sondern auch die ganze Reiterei gebrochen und in die Flucht gejagt worden ist. Die geworfene Reiterei brachte Unordnung in die Reihen, was die Kaiserlichen geschickt benutzten und mit der ganzen Armee vor

rückten. Was nun von den Böhmischen noch geschah, waren vereinzelte Angriffe, die das Gepräge der Unentschlossenheit des Führers und der Feigheit der Soldaten in gleichem Maße darthun. So wie nämlich die Kaiserlichen sich den Schanzen nahten, brachen nacheinander die niederöstreichischen und schlesischen Reiter vor, um dieß zu verhindern. — Doch war der Angriff lau, so war der Widerstand herzhaft; beide Kavallerieabtheilungen räumten das Feld, auf dem die Ungarn jetzt nur noch als Rückhalt standen. Doch auch diese, ohne dem Befehle zum Angriff zu genügen, wenden sich zur Flucht. Umsonst daß der Herzog von Weimar an ihren Führer, Oberst Cornis, bittere Vorwürfe verschwendet *). Die Deutschen laufen, ist dessen einzige Antwort — aber ich will heute ein Ungar und kein Deutscher seyn, ist des tapfern Herzogs Entgegnung, bleibt nur bei mir. — Doch den Ungar rührt nicht des Herzogs Wort, das er mit ihm in lateinischer Sprache wechselt — er floh so rasch wie die Seinen, und nun eilt Alles, so schnell es jeder vermag, vom Schlachtfelde. Und wären Alexander Magnus, Julius Cäsar und Carolus Magnus dabei gewesen, drückt sich der Schlachtbericht der Evangelischen aus, sie hätten dieß Volk nicht wieder zum Stehen gebracht. Die Moldau selbst hielt die Fliehenden nicht auf, die

*) Deren eigentlicher Führer Bornemissa lag krank in Prag.

mehrere Tausende verschlang. Die Mähren allein unter Schlick und Thurn fochten noch, wurden aber fast alle niedergemacht. Die Schlacht hatte nur eine Stunde gedauert, und der Sieger schlug seinen Verlust nur auf 400 Mann an. Aber 5000 der Besiegten sollen das Schlachtfeld bedeckt haben. — 500 Gefangene, 100 Fahnen, sowie die gesammte feindliche Artillerie fielen in des Siegers Hände. Nur mit sechzehn Reitern floh der Oberfeldherr vom Schlachtfelde nach Prag zu seinem Herrn, der vom Walle her dem Verlauf der Schlacht zugesehen. — Bei Tafel nämlich, wohin er sich aus der Kirche begeben, war diesem die Botschaft vom Beginn des Kampfes geworden. Sofort entschlossen, diesem beizuwohnen, bricht er mit seiner Begleitung und einer Schaar von 500 Reitern auf und eilt dem Strahowschen Thore zu. Doch dieß ist verschlossen — vom Walle herab gewahrt er zugleich, wie bereits Flüchtlinge die Schanzen emporklimmen, um sich zu retten, und wie eine Menge herrenloser Rosse umherschweifen. Als nun auf seinen Befehl das Thor geöffnet ward, strömt das aufgelöste Heer in hellen Haufen in die Stadt. Wenn der Feind nicht zugleich mit eindrang, so war dieß ein Zufall, vielleicht auch Furcht vor einem Hinterhalt. In dieser Verwirrung verlor der König den Gleichmuth, der in solchen Verhältnissen oft mehr bedingt, als ein frisches Heer. Er fordert einen 24stündigen Waffenstillstand vom Sieger, den dieser jedoch mit der

rauhen Weisung abschlägt, daß Niederlegung der Krone die einzige Bedingung jeder Unterhandlung seyn könne. Nur eine achtstündige Waffenruhe wird ihm zugestanden. Ein Starker, sagt hierüber ein sehr gründlicher Richter, hätte auch dieser Frist nicht bedurft, um sich wieder zu finden. — Sein Heer war geschlagen, doch nicht vernichtet worden — auch fehlte es ihm nicht an Truppen, die den Verlust überreichlich ersetzen konnten. Mit mehr als 12,000 Mann hatte Mansfeld Pilsen und noch einige Oerter besetzt; 8000 Ungarn — allerdings eine zweideutige Hülfe — standen vier Meilen von Prag — mit etwas Energie und Umsicht endlich würde man die geschlagene Armee wieder haben ordnen können. Aber mit dem Verluste der Schlacht war nicht allein vom Könige, sondern auch von seinen Rathgebern alle Besonnenheit gewichen. Die Furcht als Rebell und Majestätsverbrecher behandelt zu werden, wenn er in des Siegers Hände fiele, wirkte so mächtig auf den unglücklichen Fürsten, daß er dem Rath des Fürsten v. Anhalt, Prag zu verlassen, nur zu gern Gehör gab. Dessen Versicherung, daß die Stadt nicht hinlänglich befestigt — was aus einer unzeitigen Knauserei der Stände, hierzu nicht 600 Thlr. zu bewilligen, unterblieben war — daß der Bürgerschaft nicht zu trauen, und daß es endlich rein unmöglich seyn werde, das Heer zur Zucht, Ordnung und zum Gehorsam zurückzuführen, ließen ihn sich gern für jene kleinmüthige Maßregel er-

klären, für die er sich gewiß im Herzen schon längst entschieden hatte. Des jüngeren Thurn Anerbieten, mit 17 Fähnlein, jede 300 Mann, den Feind vom Eindringen in die Stadt abzuhalten, ward abgewiesen, ebenso der Bürger Beihülfe. Der König verließ am 9. November mit seiner Familie Prag, um nach Breslau zu gehen, und dieß in solcher Eile, daß die Krone und Reichskleinodien, die Freibriefe der Böhmen, welche bereits verpackt im Schloßhofe standen, zurückblieben. Ihn begleiteten seine hochschwangere Gemahlin und drei Kinder, welche, solange der unglückliche Fürst noch lebte, keine bleibende Stätte auf Erden mehr fanden.

An demselben Tage zogen die Sieger auf der kleinen Seite, am andern Tage auch in die Altstadt ein. Merkwürdig bleibt es, daß das böhmische Heer die Ankunft des Siegers abwartete und sich erst auf Geheiß des Herzogs v. Baiern aus der Stadt entfernte, und später zum Sieger übertrat, oder sich auflöste. — Wir geben hierüber als einen interessanten Beitrag zur Sittengeschichte der Heere jener Zeit das Bezügliche aus Khevenhiller. Den 10. und 11. dito haben offt höchstgedachte Fürst. Durchlaucht. die Soldaten, welche den Ständen gedinet, und sich von der Schlacht in die Altstadt reterirt gehabt, durch den von Heimbhausen andeuten lassen, daß abweil sein Fürstl. Durchlaucht Ursach hatten, Krafft habender Kayserl. Commission, und daß sie sich wieder Ihr

Kayserl. Majest. (dero Ungehorsamten zu guten) brauchen lassen, auch sogar den gestrigen Tag in offener Schlacht wider Sr. Fürstl. Durchlaucht und Dero Volck gestanden, der Schärfe nach, darzue sie gut Mittel, zu verfahren, so wollen sie aber aus allerhandt bewegenden Ursachen, und auff ihr inständig so geschehen Ersuchen (denn sie darvor umb Sicherheit dergestalt des Abzugs sich angemelt) Gnad und Sicherheit dergestalt ertheilt haben, daß sie alsbald aus denen Orten, da sie sich logirt ausziehen und also die Stadt Prag, alß welche sich nunmehr an Ihre Kayf. Majest. ergeben, raumben sollen, hierauf haben sie den sichern Abzug zwar acceptirt, der angebotenen Gnad und Sicherheit halber aber sich vernemben lassen, daß sie dergl. anderß nicht begert, alß daß man ihnen zuvor bei den Ständen zu ihrer außständigen Bezahlung verhelffen, außer deren sie die Statt nit verlassen werden, oder können und obwohl sie starck auf diesen Puncten getrungen, und in gemachten Ring auf der Altstätter Platz sich ziemlich drutzig erzeigt, vorgebend, daß ohne Bezahlung ihres Restes sie nicht weichen könnten oder wolten, und daß man ihnen auffs wenigst erlauben soll, daß sie sich bei den Güttern, deren so sie bestelt hätten, zahlhafft machen, so hat ihnen aber gedachter von Heimbhausen so starkh zugeredt und den Unfug dieses ihres Begehrens dahin zu verstehen geben, daß die Stände Soldaten wider ihren rechten succedirenden gekrönten, und belehnten Herrn und König

aufzunemben nie befugt gewesen, zudeme sie in offener Schlacht überwunden und geschlagen worden, Dannenhero Se. Fürstl. Durchl. wohl Mittel haben werden, da sie in der Güte nit fort wöllen, sie mit Gewalt zum Fortgang anhalten, auf welches sie sich letzelich zu weichen erklärt, auch den folgenden Tag würklich ausgezogen *).

Der größere Theil dieser Leute schwor zu den Fahnen des Siegers. Sogar der junge Graf Thurn ließ sich bereit finden, zur Belagerung der Burg Karlstein mit 400 bei ihm gebliebenen Leuten zu ziehen, bis ihn die Versagung der Kaiserl. Amnestie Sicherheit im Auslande suchen ließ.

Mit Prag sanken in kurzer Zeit die übrigen festen Plätze und Burgen Böhmens; Karlstein mit 2000 Mann Engländer und Schotten, gut verproviantirt, und reichlich mit Kriegsvorräthen versehen, capitulirte gegen freien Abzug der Garnison; am Ende des Jahres waren das ganze Königreich und Mähren wieder in des Kaisers Gewalt. Im Februar des folgenden Jahres unterwarfen sich Schlesien und Glaz; Tilly eroberte im März Pilsen, und zugleich wurden im Januar der Pfalzgraf Friedrich, der Fürst Christian v. Anhalt, der Markgraf Georg v. Jägerndorf und Graf Georg von Hohenlohe geächtet. — Die Vollziehung der Acht ward dem Herzog Maximilian v. Baiern, dem Erzherzog Albert von Oestreich

*) IX. p. 1107.

und, damit auch die Kirche den weltlichen Arm erstarke, den Bischöfen von Bamberg und Würzburg übertragen. — Ein Feldzug von 7 Wochen hatte also hingereicht, die Macht, welche die Protestanten zusammengebracht, auseinander zu sprengen, und den Kaiser zugleich von einem Gegner zu befreien, der, wenn er sein Verhältniß richtig benutzt, der Sache der Katholiken, oder, was gleichviel ist, dem Hause Oestreich einen Schlag hätte beibringen können, von dem sich Beide wahrscheinlich nie, oder doch nur sehr schwer erholt haben würden.

Untersuchen wir diese Schlacht, so wird sich uns wenig darbieten, was einer großen Anerkennung werth wäre. Die moralische Entschlossenheit des Herzogs von Baiern und seines Generals, des thätigen Tilly, waren es, welche die Schlacht vorbereiteten, sie einleiteten und zur glücklichen Vollendung für die Kaiserlichen brachten. Abgesehen von den Ereignissen, welche der Schlacht vorhergingen, verdient die Ansicht der Kaiserl. Führer, die böhmische Armee bei Nakonitz umgehen und sich Prag nähern zu wollen, volle Anerkennung. Eine Operation dieser Art mußte zu einer schnellen Entwickelung der Verhältnisse führen, welche, der vorgerückten Jahreszeit wegen, den Kaiserlichen über alles erwünscht seyn mußte. Auch täuschten sich die Kaiserl. Heerführer hierin nicht, und die Uebereilung und Unordnung, mit welcher die böhmische Armee ihren Rückzug antrat, konnte als

eine gute Vorbedeutung angesehen werden. Die Stellung, welche die böhmische Armee gewählt hatte, war vortrefflich. Der alte Thurn selbst, dieser Unglücksvogel des Königs, unheilsvoll in Rath und That, mußte eingestehen, daß sie nicht hätte besser gewählt werden können. Hindernisse vor der Front, freie Umsicht nach vorn, Gemeinschaft in sich, gute Flügel-Anlehnung, und gerade groß genug für die betreffende Armee, erfüllte sie alle Bedingungen eines vortrefflichen Schlachtfelfeldes. Daß die Schanzen nicht vollendet waren, würde allerdings in das Schuldbuch des Generalissimus kommen müssen, wenn diesem sonst gehorsamt worden wäre. Aber vom Befehlen bis zum Gehorchen war eine unendliche Kluft. Die ganze Zusammensetzung des Heeres an sich machte schon den Gehorsam sehr problematisch, und nehmen wir hierzu die große Masse höherer Führer, welche die Friction eines Hauptquartiers immer vermehren, wie dergleichen Verhältnisse General Clausewitz so vortrefflich bezeichnet, den bösen Willen der Stände, die Widerspenstigkeit anderer, so läßt es sich wohl erklären, daß die Befehle zur Verschanzung, welche der Ober-Anführer erließ, unbeachtet, und allein seinem Heere überlassen blieben. — Die taktische Form beider Heere ist noch die, wie wir sie unter Carl V. gesehen. Die Infanterie bildete große unbeholfene Terzias, über deren Formation wir weiter nichts überliefert bekommen; aber wir dürfen schließen, daß sie so for-

mirt waren, wie wir es früher erörtert: in der Hauptsache irrt man gewiß nicht, wenn man annimmt, daß die Piqueniere die Hauptmasse, den Kern der Terzias bildeten, während die Musketiere sie als äußere Hülle umschossen, und ihrerseits, im Falle der Noth, unter deren langen Spießen Sicherheit fanden. Das Vorrücken der Kaiserlichen geschah mit Ordnung. Doch scheint der Widerstand heftig gewesen zu seyn, denn Khevenhiller sagt ausdrücklich, daß beide Heere steiff wie die Mauern gegen einander gestanden. Die Berichte der Böhmischen reden bei dieser Gelegenheit von einer Gegenbewegung ihrer Infanterie, welche jedoch durch die Feigherzigkeit des dazu verwandten Thurnschen Regiments gescheitert. Doch scheint dieß nicht ganz begründet, denn, wäre dieß wirklich der Fall gewesen, so hätte die Sache nicht in einer Stunde so total abgemacht seyn können. Infanterie-Bewegungen hätten der Sache auf jeden Fall eine längere Dauer gegeben. — Die Bewegung des jungen Anhalt mit der Reiterei scheint eine Art Inpromptü gewesen zu seyn. Zuvörderst wissen wir nicht recht, woher er die 9 Compagnien, deren der kaiserliche Bericht gedenkt, nahm. Er befehligte allerdings das erste Treffen. Diesem jedoch waren nur 6 Fähnlein attachirt. Schlossen sich ihm vielleicht noch 3 Fähnlein aus dem zweiten an? Dieß scheint wahrscheinlich, weil wir von diesem durchaus nichts unternehmen sehen, um den Angriff des Obersten Cratz, den Tilly ihm

in die Flanke schickte, zu contrebalanciren, was sehr leicht gewesen seyn würde. Auf jeden Fall würde jener energische Angriff Anhalts von den entschiedensten Folgen gewesen seyn, wenn er gehörig unterstützt worden wäre. Dieser einmal abgeschlagen, ist weiter von einem Schlagen nicht mehr die Rede. Alles scheint nur daran gedacht zu haben, so schnell wie möglich davonzukommen. Wie total die Auflösung gewesen, geht aus dem Umstande hervor, daß der Oberanführer, nur von einigen Mann begleitet, in Prag ankam.

Die Zeitgenossen jener Ereignisse scheinen Tilly den Vorwurf gemacht zu haben, bei der Einleitung der Schlacht zu keck gewesen zu seyn. Wir sahen schon oben, wie übel der böhmische Generalissimus es vermerkte, daß man ihm zur Benutzung jener Gelegenheit, wie die Baiern über eine schmale Brücke debuschirten, nicht beigestimmt. Hier Khevenhillers Worte über diesen Gegenstand: über die Beschreibung dieser Schlacht, darinnen etliche vermeinte errores, so Graf Tilly sonderlich da er den Feind über ein so kleines Brückhel zugezogen, und dadurch, wann ihn der Feind angegriffen, leichtlich hätte können geschlagen werden, begangen haben soll, berührt worden, hat sich eine Differenz, ob die Kaiserlichen oder Bayerischen den Vorschlag gehabt, erhebt und ganze Tractate nit zu weniger Schmelerung der guten Correspondenz beeder Armaden darüber ausgegangen, darauf Graff Tylli in forma Teutsch und Lateinisch ant-

worten, und es in Druk verfassen lassen, dahin der Leser gewiesen würde. Leider sind dem Verf. keine dieser Schriftchen zu Gesicht gekommen. Sie würden auf jeden Fall ein interessanter Beitrag zur Schlacht sowohl selbst, als besonders auch zu den taktischen Ansichten jener Zeit gewesen seyn.

Wie nun dem auch sey, so dürfte es weiter dem baierischen General als kein Fehler angerechnet werden, es versucht zu haben. Er kannte aus den 7 Wochen, welche er seinem Feinde gegenüber im Felde gelegen, dessen Charakter, er wußte, was er zu unterlassen hatte, aber auch, was er wagen konnte. Er handelte diesem gemäß, und das mit Recht.

Die Art und Weise, wie die Kaiserlichen den Sieg verfolgten, spricht für die richtige Erkenntniß ihrer Lage sowohl, als der allgemeinen Verhältnisse. Die gewonnene Schlacht hätte ihnen am Ende nichts geholfen, wenn sie ihrem Gegner Zeit gelassen, sich zu besinnen. Sie vollendeten politisch was sie so gut mit dem Schwerte eingeleitet, Etwas, das die Oestreicher zu allen Zeiten trefflich verstanden, und was ihnen in den meisten Fällen ebensoviel geholfen, als die entscheidendsten Siege. Maximilian hätte sich rühmen können, die wankende Krone auf des Kaisers Haupt befestigt zu haben, wenn er es nicht vorgezogen, Gott Alles, was er geleistet, zuzuschreiben. Ich kam, sah, aber Gott siegte, schreibt er an den Papst, der hierauf dem Verfechter der katholischen Kirche den

tiefsten Dank im Namen der Christenheit für diesen ausgezeichneten Sieg darbringt *). —

Wir sehen also, daß, was die Einleitung der Schlacht, deren Durchführung und Benutzung betrifft, der Kritik nichts auszusetzen bleibt — sie bietet im Gegentheil des Belehrenden gar Manches dar. Anders aber stellt sich die Sache bei der Armee der Besiegten dar. Es trägt Alles das Gepräge von Halbheit und Unentschlossenheit. Daß es der Armee nicht an Muth fehlte, besonders der Reiterei, bewies sie in der Schlacht. Es muß also ein Element da gewesen seyn, das auf sie nachtheilig eingewirkt hat, noch ehe die Sache zur Entscheidung kam. Der Verlust der Ungarn vor der Schlacht kann etwas dazu beigetragen haben. Den stärksten Zusatz aber gaben unbedingt die Charakterlosigkeit des Königs, die Uneinigkeit der Führer und dann die bunte Zusammensetzung des Heeres an sich. So brav nun auch der Oberanführer, so einsichtsvoll er in manchen Beziehungen auch gewesen seyn mag, so mußte er in letzter Instanz doch Einflüssen obiger Art erlie-

---

*) Ego quidem veni, et vidi, pugnae praesens fui, sed vicit Opt. Deus cui omnem victoris titulum gratiosissima mente adscribo — so berichtet Maximilian. — Aus Dei potentia et benignitate, nec non singulari virtute eximiaque prudentia des Heeres leitet der höfliche Papst in seinem Antwortschreiben den Sieg her.

gen. Das Betragen der Infanterie scheint höchst feigherzig gewesen zu seyn. Wenn wir berechnen, wie viel Zeit ein Musketier damals zum Laden brauchte, so kann wohl angenommen werden, daß die Infanterie kaum einmal gefeuert haben dürfte. Desto merkwürdiger ist die Art, wie sie sich nach der Schlacht benahm. Wie dem nun auch sey, so geht aus Allem doch soviel hervor, daß es ein Leichtes gewesen seyn dürfte, die Armee wieder zu sammeln, ihr eine Art Haltung zu geben und Prag zu vertheidigen. Die Krankheiten im kaiserl. Heere, die vorgerückte Jahreszeit, die Erbitterung der Landesbewohner gegen ihre Peiniger, lassen mit Recht vermuthen, daß die Kaiserlichen entweder eine Belagerung gar nicht unternommen, oder doch mit großen Beschwerlichkeiten dabei zu kämpfen gehabt haben würden. Im Lande streiften die böhmischen Parteien überall noch herum, und die Unsicherheit war darin so groß, daß der Eilbote mit der Siegesnachricht, ein Schwager des Generals Buquoi, vierzehn Tage bedurfte, um nach Wien zu gelangen. — Selbst der Herzog v. Baiern, als er in der Mitte November nach München aufbrach, bedurfte bis zur Grenze einer starken Bedeckung. Dabei waren noch alle feste Plätze im Besitze der königl. Truppen. Es bedurfte also nur des festen Willens des Königs, eines entschiedenen Hervortretens, um sich nicht allein in Prag zu behaupten, sondern auch den Sieger selbst in ein sehr ungünstiges Verhältniß

zu setzen. Ein hundert und sechsunddreißig Jahre später hat ein Prinz des östreichischen Hauses, der sich in einer ähnlichen Lage befand, bewiesen, wie man zu handeln, und daß immer nur wenig verloren ist, solange man sich selbst nicht verliert. — Die Zeitgenossen haben jenes Verzweifeln des Königs an seiner Sache besonders dem Fürsten von Anhalt zugeschrieben, und ihm dabei zugleich nicht die edelsten Motive untergelegt.

Unter den Fürsten Deutschlands war keiner, der nach dem Siege von Prag es hätte mit der kaiserlichen Armee aufnehmen mögen. Aber der verwilderte Zustand des damaligen Deutschlands gestattete zweien Männern das unheilvolle Beispiel zu geben, ein Heer auf Kosten der Landesbewohner zusammenzubringen, durch Raub und Verwüstung zu erhalten, und damit kühn gegen den Kaiser in die Schranken zu treten: Ernst, Grafen v. Mansfeld, und dem Fürsten Christian v. Braunschweig. Ersterer, der natürliche, später jedoch legitimirte Sohn des bekannten gleichnamigen Statthalters der Niederlande, war schon beim Beginn dieses jammervollen Krieges in Ungarn und im Elsaß als Soldat thätig gewesen, und hatte dem Fürsten von der Pfalz die Truppen zugeführt, welche er für den Herzog von Savoyen geworben, deren dieser aber später nicht mehr bedurft. Klein, blond, sonst nicht unansehnlicher Figur, jedoch durch ein wüstes Leben frühzeitig zusammengeschrumpft, dabei häßlich und durch eine Hasen-

scharte entstellt, war er ein Inbegriff aller Laster, welche die Krieger seiner Zeit zur Schau trugen. Voller Muth, Gewandtheit, thätig und tapfer in hohem Grade, fehlte ihm vielleicht nur ein ehrenwertheres Verhältniß, um mit einem eigenthümlichen Glanze darin zu leuchten. Aber von einer zügellosen und wilden Soldateske fortgerissen, glänzt sein Name nur in dem zweifelhaften Lichte eines modernen Condotieris, der für alle Länder, die er durchzogen, Zeiten eines namenlosen Jammers bereitet hat. Auf wie niederer Stufe der Denkart er im Allgemeinen stand, beweist sein Benehmen vor der Schlacht von Prag. Von Rackonitz aus von seinem Herrn aufgefordert, mit seinem Volke auf dem Kriegsplatze zu erscheinen, verlangt er erst zu wissen, ob er auch in der Schlacht sein Feldmarschallamt werde üben können? — Anders könne er nicht erscheinen. Ehe Antwort kam, war die Schlacht verloren. — Egoismus also war der Grundzug seines Charakters, und als grober, engherziger Egoist hat er immer gehandelt — diesem Götzen hat er den Wohlstand Deutschlands, seines Vaterlandes geopfert. — Sein Genosse, Fürst Christian von Braunschweig, war ein nachgeborner Sohn Herzogs Heinrich Julius. Er war schon früh zum Bischof von Halberstadt bestimmt. Sein rauher Sinn aber wandte ihn den Waffen zu, denen er einen ominösen Namen in der Geschichte zu danken hat. Alle Berichte aus jener Zeit sind mit den mannigfachsten Nachrichten über

seine Todesverachtung, über seine Kampfeswuth, so wie von seiner Liederlichkeit angefüllt, und der Name des tollen Herzogs, womit ihn die Zeitgenossen belegten, deutet nur zu sehr darauf hin, was er im ganzen Sinne des Wortes war. Ist es gegründet, daß er in seiner Tollheit wohl Schieferdecker von den Dächern schoß, wie dieß leider vielfach erzählt wird, so möchte man diese eher als Verruchtheit qualifiziren. Angebliche Liebe zur Königin Elisabeth von Böhmen, deren Handschuh er an seinen Hut gesteckt, ließ ihn schwören, die Waffen nicht eher niederzulegen, bevor er nicht ihren Gemahl wieder in seine Lande eingesetzt. Unter diesem Vorwande durchzog er raubend und plündernd Deutschland von einem Ende zum andern, und bekundete seine Wildheit besonders in dem Verfahren gegen die katholische Kirche. Kirchenraub, Entweihung der Hostien, Schändung der heiligen Gefäße waren an der Tagesordnung. Wie Leute, welche sich mit heiligem Oele die Schuhe schmierten und die Taufsteine verunreinigten, mit weltlichen Dingen verfuhren, bezeugt der Ruin aller Gegenden, welche sie mit ihren Banden, die angeblich für ihren Glauben stritten, durchzogen. Der Raubkrieg jedoch, den beide gegen den Kaiser führten, verzögerte dessen Sieg nur, hielt ihn nicht auf. — Gezwungen Böhmen zu verlassen, flüchtete sich Mansfeld anfangs nach der Ober-Pfalz. Nach einem kurzen Lächeln des Glückes hier, erwies sich jedoch dessen Tücke später um so ärger.

Sowohl er, als alle Vertheidiger, welche für den unglücklichen Friedrich von der Pfalz die Waffen ergriffen, erlagen nacheinander den kaiserlichen Waffen. Am 6ten Mai ward Markgraf Georg Friedrich von Baden, der unter allen Fürsten der evangelischen Union allein rüstig gegen den Kaiser in die Schranken getreten, durch Tilly und Cordova bei Wimpfen überwunden; dann erlag Mansfeld bei Darmstadt, und endlich auch der Braunschweiger, indem er durch Tilly am 20. Juni bei Höchst völlig geschlagen ward. — Wir verweilen einen Augenblick bei der Schlacht von Wimpfen, welche fast ganz in der Art früherer Kämpfe, wie sie Deutsche, Franzosen, Spanier, Italiener einst am Ronco geschlagen, durchgekämpft ward.

Der Markgraf Georg Friedrich von Baden-Durlach war, nachdem er seine Staaten seinem Sohne übergeben hatte, im April 1622 mit 8 Regimentern Fußvolks, 28 Fahnen Reiter, 20 schweren Geschützen und auch 1800 Streitwagen gegen Wimpfen gezogen, in dessen Nähe Graf Tilly nach dem Echec, den er bei Mingolsheim erlitten, ein festes Lager bezogen hatte, dort den Zuzug einiger Verstärkungen erwartend. Der Markgraf nahm mit seinem Heer, das in der Totalität wohl 20,000 Mann betragen mochte, ganz in der Nähe von Ober-Eisesheim folgende Stellung. Etwa 500 Schritt von dem Dorfe, vor einem kleinen Gebüsch, das es nach allen Rich-

tungen umgab, plazirte er 2 Infanterie-Regimenter, in der damals in Deutschland noch überall üblichen vollen Aufstellung, in Terzias; an sie links schloß sich seine Reiterei in 2 Treffen, von denen das 2te um die Hälfte schwächer war als das erste, hinter dessen Mitte es stand. Die Kavallerie wieder lehnte sich links an einen Berg, den 5 Infanterie-Regimenter in derselben Aufstellung, und zwar in einem Treffen besetzt hielten, dem vorwärts 18 Geschütze standen. Den äußersten linken Flügel, getrennt von der eigentlichen Schlachtordnung, auf dem Wege nach Biberach, bildete ein Infanterie-Regiment. Eine Wagenburg deckte sowohl den Fuß dieser Stellung, als sie auch sonst die feindliche Haupt-Aufstellung nach allen Richtungen umgab. Das Theat. Europ. sagt von diesen Wägen, daß darunder viel so auff eine sondere Mannier gemacht weren, und eyserne Spitzen vnnd Fewermörser hetten *). Die Munitionswagen waren benutzt worden, um den Rücken zu decken.

Tilly, der sich kurz vorher mit 4000 Spaniern und 22 Fähnlein unter Cordova vereinigt hatte, ging dem Markgrafen entgegen und stellte sein Heer auf den vortheilhaften Höhen am Dornetwalde, etwa 2000 Schritt vom Feinde, in Schlachtordnung. Mit seiner Kavallerie debordirte er rechts und links den Gegner. Sein Centrum formirten 6 Infanterie-Regimenter, von denen 4

*) I. S. 627.

in 2 Treffen Ober-Eisesheim gegenüberstanden. Zwei Regimenter Infanterie in einem Treffen stießen links an die Infanterie, und 10 Fähnlein schlossen den ganzen linken Flügel und lehnten an den Wald. Jenseits des etwa 500 Schritt breiten Waldstriches, an den sich der rechte Flügel lehnte, stand der General Graf Cordova mit seiner Reiterei, in einer fast ganz verdeckten Stellung. Die 8 Stück Geschütze, welche Tilly hatte, waren auf der ganzen Front zu 2 und 2 Stück vertheilt, von denen 2 bedeutend gegen Ober-Eisesheim vorgeschoben waren. Die Ausdehnung des Badischen Heeres kann etwa 2500, die der Tillyschen Armee, den kleinen Wald, welcher den rechten Flügel trennte, mitgerechnet, etwa 5000 Schritt gehabt haben. Die taktische Aufstellung der Truppen war, wie bereits gesagt, ganz in dem System der Zeiten Karl's V.

Die Schlacht selbst begann früh Morgens mit einem heftigen Artillerie-Feuer, wobei die Badensche Infanterie, trotz ihrer überlegenen Geschütze, einen bedeutenden Nachtheil erlitt. Das Theat. Europ. sagt, daß dieß besonders deswegen geschehen, weil selbige bloß vnnd vnverschanzt im Felde lagen — woraus man schließen müßte, daß die Tillysche Infanterie hinter Schanzen gestanden, was jedoch aus keinem Bericht deutlich hervorgeht. Unmittelbar darauf fanden heftige Kavalleriegefechte statt, welche mehrere Stunden währten, denen dann einige Infanterie-Angriffe der Tillyschen

Armee auf das vor Eisesheim stehende Badische Fußvolk folgten. Doch von allen diesen Unternehmungen führte keine einzige zu einem Resultat. Die große Hitze während der Mittagsstunden führte darauf eine Pause von mehreren Stunden herbei, welche beiden Theilen, deren keiner gern die Vortheile einer guten Aufstellung entsagen wollte, ganz willkommen gewesen zu seyn scheint. Um 2 Uhr begann die Badische Artillerie aufs Neue ihr Feuer, und bald darauf rückten aus der Wagenburg mehrere Fähnlein Kavallerie gegen die verbündeten Truppen vor. Doch ihr Angriff ward nicht allein abgeschlagen, sie wurden sogar so lebhaft von ihren Gegnern verfolgt, daß die Bagage der Badenschen schon angefangen haben soll, nach Heilbrunn zu reteriren. Nun rückte Tilly mit sechs Regimentern Fußvolk und 80 Fähnlein zum Angriff selbst vor, sprengte die Infanterie des rechten Badischen Flügels, und schlug die ihr links stehende Kavallerie gleichfalls in die Flucht. Zugleich wandte er sich zum Sturme gegen die Wagenburg selbst. Dieß wartete jedoch der Markgraf nicht ab, sondern rückte den Feinden, seine Wagenburg verlassend, kühn entgegen. Der erste Angriff Tillys scheint nicht glücklich gewesen zu seyn. Desto besser aber glückte der zweite, indem zugleich Cordova aus seiner verdeckten Stellung vorbrach, die Badische Reiterei in Unordnung brachte und in die Flucht jagte. Desto muthiger aber hielten sich die beiden anderen Waffen. Im

fort-

fortgesetzten Angriff gegen die Wagenburg gingen nach und nach drei Regimenter zu Grunde. Es ist eine sonderliche Schickung Gottes, in Erwegung verwunderlich und gleichsamb unmöglich anzusehen gewest, mit was statlichem Stecata so auff 100 Wegen geführt werden, der Feind versichert gewest, daß unmöglich weder Reutter noch Fuß-Volk über solche kommen solle, zusambt er in der Mannschafft, forderist in der Reutterei und etlich tausend Mann viel stärker als die Kayserlichen gewest; so hat er auch gleich von Hauß aus wohl versehene Artilleria, vnd umb etliche Stuck viel gresser und mehrere, als die Kayserlichen gehabt, immassen sie denn zwei eiserne gantze Cartaunen so 29 Pfund schiessen, 2 Falckana, 2 grosse eiserne Pöller oder Mörser, welche mit Hagel über ein Centner regieren, gleichfalls 2 Pöller von Metall, über 20 kleine Pöller, so in der Steccata unterschiedlich, gleicher einer Stadt Mauer eingemacht, so mit Hagel geladen, und im Fall Einbrechens auff einander correspondiren könnten; all sein hierzu gehörige, auf vielen und über 100 Wagen liegende eyserne, steynerne und bleyerne Kugeln, allen Schantz-Zeug, als Pulver, Lundten, Schrodt, Wein, Brode, auch große Bagagi gekommen *). — Der Zufall aber begünstigte auch hier die Truppen Tilly's. Im Rücken der tapfer streitenden Infanterie der Badner nämlich springen plötzlich fünf

*) Annales Ferdinandei I. 1707.

Pulverwagen in die Luft. Hierdurch entsteht Unordnung. Ein Neapolitanisches Regiment (vnangesehen jhnen mit groben Stücken grosse Gassen in ihr Regiment gemacht, vnd vnsäglicher Schaden gethan worden, gleichsam mit dem Kopf an neun halbe Carthaunen vnmenschlicher Weiß gelauffen, dieselbe erobert und gleich vmbgekehrt, sagt das Theat. Europ.) bricht jetzt ein und dringt mit Erfolg in die Wagenburg, nachdem es sich zuvor des Geschützes bemächtigt. Doch mit heroischer Entschlossenheit setzen die Badner den Kampf bis 8 Uhr Abends fort. Als schon das Heer in die Flucht geschlagen, retteten 300 Pforzheimer Bürger durch ihre treue Hingebung den Fürsten. Unter ihres Bürgermeisters Berthold Deimlings Anführung fochten sie bis auch der letzte gefallen — aber ihr Fürst, dem sie ihr Leben gewidmet, ward durch diese Hingebung, welche gewissermaßen das Andenken an Thermopylä erneuert, gerettet. Markgraf Karl Friedrich hat das Andenken an diese schöne That, welche die gleichzeitigen Schlachtenberichte nicht erwähnen, aber welche sich im Andenken des Volkes frisch erhalten, würdig erneuert. — 5000 Todte bedeckten das Schlachtfeld. Die gesammte Artillerie der Badner, 800 Gefangene, 7 Fahnen, 10 Cornets, die Leibfahnen des Markgrafen, die Wagenburg, die Bagage und Casse fielen in des Siegers Hände.

Dem Leser wird sich schon bei Darstellung der Schlachtordnung die Bemerkung aufgedrungen ha-

ben, daß diese Schlacht in mehrerer Beziehung der von Ravenna gleicht *). Die Streitwagen ähneln, wenngleich nicht in ihrer Construction, so doch in ihrer Verwendung, denen Navarra's. Alles was der Erstürmung der Wagenburg voranging, darf nur als Einleitung zur Schlacht, als Vorbereitung zur Entscheidung betrachtet werden. Soweit es die, über manche wesentliche Detail-Anordnungen mangelnden Nachrichten erlauben zu beurtheilen, scheinen Tilly's Veranstaltungen vortrefflich. Seine erste Aufstellung war ohne Tadel, und seine Zeitgenossen schon machten es seinem Gegner zum Vorwurf, nicht die Stellung auf den vortheilhaften Höhen am Dornet-Walde gewählt zu haben. Wie es scheint, hatte er sich hier noch verschanzt, denn das Theat. Europ. erwähnt ausdrücklich, wie wir bereits gesehen, daß die Badischen Truppen viel verloren, weil selbige bloß vnnd vnverschanzt im Felde lagen **). Die verdeckte Aufstellung der Cordovaschen Reiterei erlaubte ihm jeden Angriff des Gegners auf seine Stellung zu flankiren, während sie ihm zugleich die Mittel gewährte, unvermuthet und plötzlich der feindlichen Kavallerie gegenüber vorzubrechen und Theil an der Schlacht zu nehmen. Sieger, konnte wenigstens das Material des Feindes ihm nicht entgehen, weil es jenem unmöglich werden mußte, solches über

*) Vgl. 1. Abth. Bd. III. S. 181 ff.
**) I. S. 627.

die eine Brücke in seinem Rücken zu retten. Geschlagen, hätte er in den verschiedenen Terrainverhältnissen bis zum Neckar Mittel vollauf gefunden, die Wirkungen selbst eines großen Sieges zu beschränken. Hinter dem Neckar endlich selbst hätte er in diesem eine für den Feind nicht zu überschreitende Barriere gefunden.

Weniger einverstanden wird man sich mit der Wahl der Stellung des Gegners erklären können. An einem Zufluß des Neckars adossirt — dem Bellingerbach — der in einem engen Thale fließt, mit nur einer Brücke, hat er 2000 Schritt vor sich, und 1000 Schritt in seiner linken Flanke einen Wald, der es dem Feinde erlaubte, gegen seine linke Flanke bis auf circa 6—800 Schritt verdeckt heranzukommen. Mehrere Kuppen vor der Front gewähren dem Gegner sogar Gelegenheit, seine Artillerie vortheilhaft aufzustellen. Die Idee, sich innerhalb der Wagenburg wie in einer Verschanzung aufzustellen, war an und für sich nicht übel — nur hätte sie festgehalten werden müssen. — Wenigstens mußten sich die Truppen daraus nie so weit entfernen, um dadurch compromittirt werden zu können. Die Folge davon, daß der Markgraf sich eine Stellung gewählt, die den Rückzug gewissermaßen unmöglich machte, war, daß die Kavallerie sich, so wie sie einmal geworfen, auch sofort aus dem Staube machte, und nicht wieder auf dem Schlachtfelde erscheinen konnte. Die Zeitgenossen schreiben diesem Umstande beson-

ders den Verlust der Schlacht zu. Hätte sie sich mit dem Muthe der Verzweiflung geschlagen, wie die Infanterie, so dürfte das Resultat der Schlacht vielleicht ein anderes gewesen seyn. — Ueber die taktischen Anordnungen beim Zusammentreffen der verschiedenen Waffen selbst fehlen alle Nachrichten. Es ist jedoch anzunehmen, daß sie im Sinne der Taktik, welche die zeitgemäßen Formen für die Aufstellung bestimmte, auch durchgefochten ward. — Mit welcher Ausdauer man gestritten, beweist die Stunde des Aufhörens der Schlacht. Das Blutvergießen dauerte bis 8 Uhr, und die Spanier gaben den Ueberwundenen das ehrenvolle Zeugniß, daß, wenn man sich früher, d. h. bei ihrer Ankunft in Deutschland, so geschlagen, sie so weit darin nicht vorgedrungen seyn würden.

Wenn die Schlacht von Prag über die Wiedereroberung der kaiserlichen Erblande entschieden hatte, so entschied die von Wimpfen über das Schicksal des unglücklichen Fürsten von der Pfalz. Wie Khevenhiller erzählt, war er kurz vorher mit nur 3 Pferden zum Heere Mansfelds gekommen — ihm blieb jetzt nichts übrig, als sein angestammtes Land auf immer zu vermeiden. Er fand bald darauf in einer fremden Erde die Ruhe, welche er seit der Prager Schlacht überall vergebens gesucht hatte. — Es ist nicht der Zweck dieses Werkes, alle die blutigen Gefechte und kleinen Schlachten im Verfolge dieses Kampfes zu geben — wir dürfen nur bei denen verweilen, welche

mehr oder weniger über die Entwickelung der Kriegskunst Aufschluß geben. Daher nur noch die Beschreibung der Schlacht von Lutter am Barenberge, mit welcher der erste Hauptabschnitt des blutigen Dramas schließt.

Die Verhältnisse, welche den König Christian IV. von Dänemark in die Schranken riefen, sind keinem unserer Leser unbekannt. Die ersten Bewegungen desselben hier zu erwähnen, würde uns zu sehr von unserm Ziele entfernen, ohne uns sonst einige Ausbeute zu gewähren. Wir beginnen daher mit den Bewegungen, welche unmittelbar der Entscheidung der beregten Katastrophe vorangingen. Der König hatte durch die Entfernung Wallensteins aus Nieder-Sachsen, dessen Hauptkräfte Mansfeld hinter sich herzog, freie Hand bekommen, hatte jedoch circa 6 Wochen verstreichen lassen, ohne gerade sonderliche Zeichen einer militairischen Schnelle und Thätigkeit von sich zu geben. Die Belagerung einiger kleinen Städte, so wie der Beginn der Belagerung von Calenberg schienen alle seine Thätigkeit allein in Anspruch genommen zu haben. Tilly, der seit einiger Zeit Göttingen belagerte, hatte auf die Nachricht von der Gefahr, die Calenberg bedrohte, sofort 18 Compagnien Reiter und 1500 Mann Fußvolk unter Graf Fürstenberg von dort zum Entsatz desselben beordert. Zu ihm stieß unterwegs noch der Oberst du Four mit noch 4 Reiter- und 2 Infanterie-Regimentern, welche Wallenstein

Tilly zur Disposition gestellt. So wie Oberst Freytag, der die Belagerung befehligte, den Anmarsch du Four's erfuhr, hob er die Belagerung auf und ging dem Entsatz sofort entgegen. Am 22. Juli (1626) kam es beim Dorfe Rössing zwischen den beiderseitigen Kavallerien zu einem hartnäckigen Gefecht, von welchem wir von dem Obersten du Four eine ziemlich detaillirte Beschreibung haben, die um so interessanter ist, als sie zugleich einen wichtigen Beitrag zur Kavallerietaktik jener Zeit giebt. Oberst du Four hatte, um seinem Auftrage die gewünschte Eile zu geben, in 4 Tagen 24 Meilen zurückgelegt, die Marienburg bei Hildesheim deblockirt, sich hierauf mit dem eben erwähnten Detachement, das Graf Fürstenberg befehligte, vereint, und war dann, etwa eine Meile von Calenberg selbst, auf die erste feindliche Reiterei gestoßen. Bei Rössing, etwa eine starke Viertelmeile von Calenberg, fand er die feindliche Hauptmacht in der Patallie haltend, bei 7000 Pferden, die 6 Regimenter in 44 Comp. (incl. 300 Dragoner) bildeten. Der Bericht du Four's sagt, daß er solche Reiterey in guter Ordnung gefunden, 50 Schritt von ihren Quartieren. 150 Pferde, welche als Avantgarde marschirten, hielten sich wacker — wurden jedoch mit Verlust geworfen. Darauf fährt der Oberst in seinem Schreiben fort, auch alsobald von Herrn Grafen von Fürstembergk — er befehligte das ganze kleine Corps — Ordonnanz bekom-

men, auf die Squadronen, die gegen mich geschickt seyn, zu treffen, und der Oberst Erwitte auf der einen seiten, weilen der Feindt so fest gehalten, bis den zusammen kommen, das die Pistolen einander an das Haubt halten, gesetzt werden können, und niemals ein Scharmuziren gesehen, als was die 150 Pferde beim Antrab gethan haben; darnach habe ich erst den Feindt sein Salvia schießen lassen, und darauf ihre 3 Squadrons, welche eine halbe Stunde 50 Schritte von mir gehalten, zugerückt und angegriffen, auch von dem Feindt umbringt gewesen, daß ich und der Feindt eine halbe Stunde vermischt gewesen, und hat von unsern Volk niemandt getroffen, als der Vortrab und mein Regiment das die Avantgarde gehabt hat. Nach mir ist marschirt der Hr. Oberst Erwitte mit seinem Regimente, nach ihm ist marschirt des Churfürsten von Menz Vetter Hr. Oberst Oranenberg genannt, mit seinem Regiment, nach diesem ist marschirt des Herrn Obersten Schönburg Regiment, darunter ist des Hrn. Demetto Compagnie gewesen; seindt auch viel Cavallire geblieben, so dem Heer woll bekannt sein; diese 4 Regimenter haben Squadron weiß getroffen auf die 7000 Pferde, und haben den Feindt in die Flucht gejagt, ehe die andern Regimenter dazu kommen seyn. Undt niemals kein Schermetzerey oder Langrohr gebraucht, bis der Feindt in die Flucht gejaget. Undt hat sich der Feindt dreymal wiederumb zusammengestossen, aber alleweg wieder von

uns getrennt worden, bis sie zuletzt die Flucht ganz und gar gegeben. Denselben haben wir zwei große meilenweges undt bis über das Wasser die Leine zenanndt, nachgesetzt, und wofern meine Wazener, so unser Herr General Herzog zu Friedlandt bei sich hat, bei mir gewesen wehren, wollte ich dieselben unter die Reiterey eingemischt und damit etwas tentiret haben; ist auch vor geschehenen Angriff aufgeruffen worden, kein Quartier zu geben ꝛc. Die Cornett, so der Feindt verlohren, so ich gesehen, seindt weiße Löwen darinnen, in einem andern Cornett zwei Hehne, ein Roß und ein weißer Hahn gemahlet, der weiße steht auf dem Rocken und ein Reim dabei geschrieben, wehre dich mein Hahn, Wiederumb stehet in einem Courage. In den übrigen stehen allerlei Possen ꝛc.

Wir gaben dem Leser die wichtigen Stellen in der Sprache des Originals, das sich im hannöverschen Archiv befindet. Die ohnehin nicht ganz deutliche Darstellung hätte durch eine Uebertragung leicht noch dunkler werden und Auslegungen herbeiführen können, welche dem Sinne widerstreben. Auf jeden Fall bleibt dieser Brief, wie Graf von Decken auch bemerkt, ein wichtiger Beitrag zur Kavallerie-Taktik jener Zeit *).

Am 30. Juli war Göttingen nach einer sechswöchentlichen Belagerung übergegangen, und un-

*) Aus des Grafen Fr. von der Decken Beiträgen zur Geschichte des 30jähr. Krieges I. S. 310.

mittelbar darauf traf Tilly Anstalten auch Northeim zu belagern. Doch kaum hier angekommen, erfuhr er auch schon den Anmarsch der dänischen Armee auf dem Wege von Seesen. Nach einem unbedeutenden Gefecht auf dem kleinen Anger, wo die Ruhme und Leine zusammenfließen, zog sich Tilly mit ebensoviel Geschick als Glück bis in die Gegend von Angerstein zurück, wo er eine Verstärkuug (das Detachement von Wallensteins Armee), die im Anmarsch war, erwartete. Am 11. August war diese im Lager bei den Gleichen angekommen. Der König, nachdem er Northeim proviantirt hatte, war in kleinen Tagemärschen bis Duderstadt gegangen, wo er am 12. anlangte.

So wie Tilly den 11. August Abends die Nachricht erhalten, daß der König gegen Duderstadt in Bewegung sey, brach er am 12. sehr früh Morgens aus seinem Lager auf und dirigirte sich auf Geismar, wo er sich mit dem Wallensteinischen Corps, das der uns schon bekannte du Four führte, vereinte. — Obwohl ein heftiger Gewitterregen den Weg grundlos gemacht und die Soldaten unendlich ermüdet hatte, ging er dennoch bis Wilmanshausen, wo er ein Lager bezog.

Am 13. früh entdeckte die dänische Armee von Duderstadt her das Lager Tillys. Wollte der König seine Operation auf Thüringen fortsetzen, um von dort in die Länder der Ligue einzudringen, wie es sein Wille gewesen seyn soll, so blieb ihm, unter so bewandten Umständen nichts übrig, als

Tillys Heer sofort anzugreifen. Vielleicht hätte ein rascher Angriff desselben, das durch den starken, bei schlechtem Wetter unternommenen Marsch ermüdet, erst spät angekommen war, und von dem ein Theil überdieß noch bei Niedeck stand, ein günstiges Resultat gegeben; aber der König begnügte sich, sein Heer bei Duderstadt in Schlachtordnung aufzustellen und den Tag über so stehen zu bleiben. Tilly, der am 14. August die Stellung des Königs recognoscirte, um solche anzugreifen, fand sie bei den Anstalten hierzu verlassen. Der König nämlich, von der Vereinigung der Tillyschen Armee mit den ihm zu Hülfe gesandten Wallensteinischen Truppen unterrichtet, war noch vor Tage aufgebrochen, und hatte den Entschluß gefaßt, sich bis Wolfenbüttel zurückzuziehen. Tilly brach sofort auf, den König zu verfolgen. Zwar holte seine Avantgarde die feindliche Nachhut ein, und es kam zwischen beiden zu einem Gefecht; da sich die Dänen aber über die Ruhme zurückzogen und die Brücke hinter sich abbrannten, so mußte Tilly seine Bewegung einstellen. Die Brücke ward jedoch in der Nacht wieder hergestellt, und Tilly setzte den 15. früh seine Verfolgung der Dänen, welche sich auf Seesen zurückgezogen, lebhaft fort. Oberst du Four, ein thätiger und unternehmender Führer, that dieß mit so gutem Erfolg, daß der König sich genöthigt sah, den Paß bei der alten Staufenburg (die Dänen nennen ihn den Heinrichswinkel) mit 400 Mus-

ketieren, 200 Dragonern und 2 Geschützen zu besetzen, um so dem lebhaften Drängen der Tillyschen Avantgarde ein Ziel zu setzen. Zwar gelang ihm dieß, doch ward darüber der größte Theil, der dazu verwandt worden, niedergehauen. Die Dänen nahmen Abends eine Viertelmeile hinter Seesen, auf dem Galgenberge, eine Stellung, stellten ihre Artillerie vor der Front auf, als wollten sie hier eine Schlacht annehmen, und ließen zugleich die Bagage und den Troß den Rückzug auf Lutter am Barenberge fortsetzen. Tilly vertrieb jedoch die dänischen Vorposten, welche ihm das Vorrücken gegen die Hauptaufstellung verwehren wollten, und lagerte sich dann dem Könige gegenüber, dessen Lager er sofort heftig beschoß. Die Stellung des Königs, in Bezug auf einen weiten Rückzug, war nicht die beste. Hinter ihm lag ein Wald von fast einer Meile Länge. Dort, wo er endet, begann eine Ebene, welche in der Direktion der Rückzugslinie ein Bach durchschneidet, über den nur eine einzige Brücke führte, die wahrscheinlich unter des Feindes Angriffen überschritten werden mußte. Dabei war die Armee des Königs desorganisirt, litt durch Desertion und Mangel, den sie durch Verwüstung und Niederbrennung einer Menge Ortschaften selbst verschuldete. —

Am 16. August um Mitternacht setzte der König den Rückzug fort. Zwei Signalschüsse im Lager gaben dazu das Zeichen. Zwei Stunden spä-

ter folgte Tillys Avantgarde unter des rastlosen du Four Befehl, der zu diesem Behuf mit 3000 Mann Infanterie und 3 Geschützen verstärkt worden. Der Vorsprung jedoch, den der König hatte, so wie die gänzliche Befreiung von aller Bagage, hatten ihm hinlänglich Zeit gegeben, sowohl den Wald als den erwähnten Bach, ohne gedrängt zu werden, überschreiten zu können. — Der Gefahr, im Walde von Seesen durch ein Detachement feindlicher Truppen, welche von Bochenem aus (dänischen Berichten gemäß) die königl. Truppen in der Flanke angreifen sollten, während Tilly sie selbst caudenisirte, entging der König durch seinen frühern Ausbruch glücklich — vielleicht auch, daß diese Gefahr nie in dem Maße vorhanden gewesen, als sie von den Dänen geltend gemacht worden. Nichtsdestoweniger holte du Four die dänische Armee bald ein — sie konnte zuletzt nur unter stetem Scharmuziren den Marsch fortsetzen. — Die Art jedoch, wie dieß von den Dänen geschah, ließ du Four bald vermuthen, daß das Hauptcorps in der Nähe sei. Er machte daher bei Hahausen Halt, und ließ Tilly melden, daß er mit den ihm untergebenen Truppen nicht weiter könne, und daß er zur Fortsetzung des Marsches größerer Kräfte bedürfe *). Wirklich fand auch

*) Wir geben die Schlacht nach der vortrefflichen Darstellung des Grafen v. Decken, der die gleichzeitigen Berichte kritisch geordnet und zusammengestellt.

Tilly bei seiner Ankunft bedeutende Kräfte gegen sich entwickelt. Hinter einem Bache, der nicht weit von dem Dorfe Nauen in die Neile fließt, stand der dänische General Fuchs mit einem Corps aus allen Waffen aufmarschirt. Der rechte Flügel dehnte sich gegen Nauen aus, der linke zog sich gegen das Vorwerk Rahden. Das Centrum deckte eine zahlreiche Artillerie. Das Gros der Armee selbst bivakirte längs der Straße von Nauen nach Neuen-Wallmoden, die Neile vor der Front, wodurch sie der Tillyschen Armee die Flanke bot, und nur durch die Avantgarde in dieser gefährlichen Aufstellung gedeckt ward.

Tilly ließ sofort einige Infanterie-Regimenter, durch Artillerie unterstützt, gegen die Dänen aufmarschiren, und sich am Ende des Waldes, der dänischen Armee gegenüber, festsetzen. Eine Canonade, die sich hierauf entspann, und bis zum späten Abend währte, führte zu keinem Resultat. Die Vorposten in der darauf folgenden Nacht standen sich so nahe, daß man wechselseitig den Ronden- und Patrouillengang vernehmen konnte. Die Dänen benutzten die Nacht noch dazu, zur Verstärkung ihres linken Flügels, in der Nähe von Rahden eine Schanze aufzuwerfen, die noch heute vorhanden ist. Die Tillysche Armee bivakirte hin-

---

Dabei haben wir jedoch Schlangen, das Theat. Europ., Khevenhiller und einen Bericht in den milit. Blättern 4r Jahrg. I. Bd. gleichzeitig benutzt.

ter ihrer Avantgarde bei Hahausen. — Die Gegend, in welcher die Armeen jetzt standen, bildete zur Zeit der Schlacht ein Thal, das den Dänen nur zwei Debouchéen bot. Ihr blieb entweder der Rückzug auf Langelsheim oder auf Neuen-Wallmoden. Beim Rückzuge auf den ersten Ort lief sie Gefahr von Wolfenbüttel, welches jedoch der König zunächst als seinen Rückzugspunkt betrachtete, abgedrängt zu werden. — Der Weg über Neuen-Wallmoden führte durch lange und schwierige Defileen, welche dem Rückzuge höchst gefährlich werden konnten. Es konnte also nicht die Absicht des Königs seyn, in diesem Thale zu schlagen. Aber die Umstände zwangen ihn hierzu bald gegen seinen Willen. Als er nämlich am 16. August jene Defileen erreichte, fand er sie durch die schon von Seesen vorausgeschickte Bagage so verfahren, und die Pferde zugleich so abgetrieben, daß an eine Fortsetzung des Marsches nicht ferner zu denken war. Es wurden daher die oben schon erwähnten Maßregeln getroffen. Als es aber darauf ankam, den 17. den Marsch fortzusetzen, gerieth der Marsch der Colonnen in dem Defilee von Neuen-Wallmoden bald in Stockung. Der König schickte jetzt von Nauen aus einige Fähnlein Infanterie gegen Hahausen vor. Diese fanden jedoch alle Zugänge dahin so besetzt, daß von einer Recognoscirung dieser für ihn so wichtigen Gegend nicht weiter die Rede seyn konnte. Alles was sich mithin in seiner rechten Flanke er-

eignen konnte, blieb ihm durchaus unbekannt. General Fuchs, der Feldzeugmeister der dänischen Artillerie, wandte den Morgen dazu an, seine Stellung, die er Abends vorher inne gehabt, zu verlassen, und seine Truppen zwischen Nauen und Rahden, der Localität gemäß, besser aufzustellen. Da es ihm besonders darauf ankam, dem Feinde den Uebergang über den Bach, den seine Front deckte, wenn nicht unmöglich zu machen, so doch zu erschweren, so vereinigte er, mit Ausnahme von 3 Geschützen, die er in die oben schon erwähnte, bei Rahden während der Nacht aufgeworfene Schanze stellte, in eine Batterie, und plazirte sie so, die Brücke, welche über den Bach führte, zu bestreichen. Der König betrieb unterdessen, jedoch vergeblich, den Weitermarsch seines Corps durch die Defileen von Neuen-Wallmoden, etwa eine Stunde von seiner Arriergarde. — Tilly recognoscirte dagegen die Stellung seines Gegners. Aber er zögerte noch mit dem Angriffe, wahrscheinlich weil seine Infanterie noch nicht ganz heran war. — Unter diesen Verhältnissen war es 10 Uhr geworden. Um diese Zeit bemerkten die Dänen, daß sich eine Colonne der Tillyschen Armee längs dem Rande des Gehölzes, das sich von dem Wege von Northeim bis über das in der linken Flanke der Dänen befindliche Dorf Dolgen erstreckt, zöge. Es war leicht abzusehen, daß diese bestimmt war, über Dolgen in der Dänen linke Flanke zu gehen. Die Truppen jener Colonne

formirten sich auch wirklich in deren Flanke. 11 Geschütze, welche Tilly rasch mit einem Verhau umgeben, fuhren den Dänen gegenüber auf, und eröffneten auch sogleich ihr Feuer, das von jenen lebhaft erwiedert wurde.

So wie der König die ersten Kanonenschüsse hörte, begab er sich von Neuen-Wallmoden zum Gros der Armee, das zwar von Nauen aufgebrochen, aber erst bis gegen Nahausen vorgerückt war, ein Dorf, das damals zerstört ward, aber nicht weit von Nauen lag. Wären diese Truppen der Stellung des Generals Fuchs näher gewesen, so hätten sie das Haupttreffen gebildet, und dem Gefecht selbst vielleicht eine günstige Wendung geben können, so aber waren sie zu entfernt und bestanden später ganz für sich ein Gefecht, das nur einen unglücklichen Ausgang haben konnte. — Nachdem Tilly seine Maßregeln getroffen, und die Canonade eine Zeitlang gewährt hatte, gab er 4 Infanterie-Regimentern den Befehl, den Feind anzugreifen. Diese gingen jetzt über den Bach und hatten sich schon der Brücke bemeistert, als Fuchs ihnen mit Kavallerie entgegenrückte, und einen Theil der feindlichen Linie warf. Zu gleicher Zeit brach die dänische Infanterie (3 Regimenter) vor, ging über den Bach, dirigirte sich gerade auf die Tillysche Artillerie, warf das zu deren Dekkung aufgestellte Regiment über den Haufen, und trieb es in einen Morast, den es im Rücken hatte. Der Angriff aber auf die feindliche Artillerie miß-

glückte, weil Tilly diese mit einem Verhau hatte umgeben lassen. In diesem Moment schien das Gefecht für Tilly, wenn gerade nicht verloren, so doch wenigstens der Ausgang sehr zweifelhaft. Er selbst gesteht, hier mehr für Abwendung der Niederlage, als für Sieg gekämpft zu haben. Wären die Dänen, welche den Angriff hier machten, unterstützt worden, so wäre Tilly höchst wahrscheinlich geschlagen worden. Das verheerende Artilleriefeuer der Tillyschen Batterie einerseits, dann aber die parziellen und fruchtlosen Angriffe auf das Verhack, das sie deckte, zwangen die Dänen von einem Unternehmen abzustehen, dessen Erfolg den Sieg herbeigeführt haben würde. Ein Glück übrigens war es, daß die feindliche Colonne, welche gegen die linke Flanke der Dänen abgeschickt war, nicht in ihrem Vorhaben reussirte. Zwar bemächtigte sie sich Dolgens, aber als es darauf ankam, gegen Rahden vorzurücken, gerieth sie in ein Terrain, das ihr nicht erlaubte, weiter vorzudringen. Die in den Schanzen bei Rahden plazirte Artillerie schoß Dolgen, dessen Lage heute nur noch einige Steine bezeichnen, überdieß in Brand. Doch der Zufall, der hier Tillys gut ersonnene Maßregel scheitern ließ, diente ihm auf einer andern Seite, es ist unentschieden, ob nur unerwartet oder zufällig, mit desto größerem Erfolge. Der thätige und geschickte du Four nämlich, den wir bis dahin als Führer der Avantgarde gesehen, erschien im Augenblicke, als sich das Glück

für die Dänen erklärt hatte, in deren Rücken. Zur Zeit, als Tilly den Angriff auf die Front seines Gegners befohlen nämlich, war er von Hohnhausen her auf einem, höchst schwer zu passirenden Wege, der nach Nauen führte, durch das dicke Gehölz, das sich vor dem rechten Flügel der Dänen befand, indem er unweit Nauen über die Neile ging, erschienen, und dieß gerade als die Dänen in Verfolgung der geworfenen kaiserlichen Infanterie begriffen waren. Fuchs sah sich jetzt genöthigt, Front gegen du Four zu machen, aber indem er angegriffen ward, fielen sowohl er als die Anführer seiner andern Regimenter, der jüngste Sohn des Landgrafen Moritz von Hessen und der Graf Solms. Die ganze Kavallerie ward auseinander gesprengt und in den Morast getrieben. Die drei dänischen Infanterie-Regimenter, welche so tapfer bis dahin gefochten, erlitten ein gleiches Geschick. Da Tilly nun seiner ganzen Linie Befehl gab, vorzurücken, so verließen die Dänen ihre Stellung am Bache in größter Unordnung. Ihr rechter Flügel und das Centrum wurden gänzlich niedergemacht oder gefangen. Der linke Flügel floh in das Dolger Holz, wo er sich auflöste und die Leute einzeln zu entkommen suchten. Mit Niederwerfung des Corps des Generals Fuchs war eigentlich die Schlacht entschieden. Alles was später erfolgte, waren parzielle Gefechte, welche der König nothgedrungen annehmen mußte, und welche nur dazu dienten, die Niederlage noch

vollkommner zu machen. Mit den Truppen, welche der König bei Nahausen aufgestellt, erneuerte er das Gefecht. Welches jedoch die Details hierbei gewesen, ist nicht bekannt. Waffen, Knochen und Kugeln, welche man noch jetzt ausgräbt, bezeichnen die Anhöhe, die sich in einiger Entfernung von Nahausen vor Lutter hinzieht, als das Feld, auf dem das zweite Gefecht durchgefochten ward. Wenn alle Geschichtschreiber darüber einig sind, daß der König das Gefecht mit großer Tapferkeit durchgeführt, so verschweigen sie uns dagegen nicht, daß die Truppen nur theilweise ihre Schuldigkeit gethan. Während die dänische Kavallerie nicht focht, weil sie seit einiger Zeit ihren Sold nicht erhalten, ergriffen dreißig Fahnen Fußvolk des linken Flügels plötzlich die Flucht und warfen sich größtentheils in das Schloß zu Lutter. Wie es heißt, so hatte das Gerücht von einer Annäherung der Wallensteinschen Armee, die bereits in Langelsheim, etwa fünf Viertelmeilen vom Schlachtfelde, angekommen seyn sollte, viel zur Demoralisirung des Heeres beigetragen. Ohne mit Bestimmtheit angeben zu können, inwiefern die Anwesenheit Wallensteinscher Truppen (er für seine Person war mit dem Gros des Heeres damals in Schlesien) zu diesem Gerücht Veranlassung gegeben haben könne, hat man angenommen, daß dieß zwei Regimenter gewesen, welche sich früher von dem du Fourschen Detachement getrennt, und zufällig während des Gefechts in die Umgegend des Schlachtfeldes gekom-

men. Doch wird derselben von Tilly in seinem Bericht nicht gedacht, und es ist sehr wahrscheinlich, daß Furcht und Uebereilung die kaiserlichen Truppen, welche gegen das brennende Dolgen detachirt waren, um das Gehölz zu umgehen, diese für Wallensteiner nehmen ließ.

Ehe die Dänen das Schlachtfeld selbst verließen, und den Engpaß von Neuen-Wallmoden erreichen konnten, fiel noch ein drittes Gefecht in der Gegend eines heute nicht mehr bestehenden, hinter Lutter belegenen Dorfes (Rauten) vor. Die Resultate desselben waren so unglücklich, daß der König, nur von einigen Leuten umringt, vom Schlachtfelde floh. Gezwungen sich durchzuschlagen, war er in der äußersten Gefahr gefangen zu werden. Einer seiner Begleiter erschoß den kaiserlichen Corporal, der im Begriff war sich seiner zu bemächtigen. Später stürzte des Königs Pferd, und wenn der ihn begleitende Stallmeister ihm nicht schnell das seine gegeben, wäre er wahrscheinlich auch jetzt verloren gewesen. Mit nur 30 Cornetten, Alles was der König aus der Schlacht gerettet, kam er Nachmittags zwischen 5—6 Uhr vor den Thoren von Wolfenbüttel an.

Tilly, den Rest des geschlagenen Heeres ganz außer Acht lassend, schloß sofort das Schloß von Lutter ein. Die Garnison unter Oberst Lohausen, entmuthigt und unzufrieden, leistete schwachen Widerstand und capitulirte noch an demselben Abend. — Zu Tillys Trophäen kamen sonst

noch die ganze feindliche Artillerie, aus 22 Geschützen bestehend, sieben Cornetten und 80 Fahnen, das Lagergeräthe und Schanzzeug, zwei mit Munition und zwei mit Geld beladene Wagen. 4000 Dänen sollen das Schlachtfeld gedeckt haben; 3000 Mann, worunter 102 Offiziere, wurden gefangen. Doch wird anderweitig der Verlust der Dänen auf 10,000 Mann angenommen. Tilly giebt seinen Verlust nur auf 200 Mann an.

Auch scheint dieser besonders die Wallensteinische Reiterei getroffen zu haben. — ein Umstand, den du Four's tapferes und entschlossenes Benehmen genügend erklärt. — So wenig einsichtsvoll des Königs Benehmen vor und während der Schlacht gewesen, so umsichtig und thätig bewies er sich nach derselben. Von Wolfenbüttel aus erließ er eine Bekanntmachung, worin er allen desertirten und gefangenen Soldaten — Tilly hatte 2000 Gefangene unter seine Armee gesteckt — gegen eine Remuneration von resp. 6 und 4 Thlr. aufforderte, sich bewaffnet, oder auch unbewaffnet bei ihren Fahnen wieder einzufinden — eine Aufforderung, die nicht unbenutzt blieb, und dem Heere reichlichen Zulauf verschaffte. Dann ließ er in Wolfenbüttel eine starke Garnison, und begab sich über Lauenburg nach Stade, das er stark befestigen ließ, und welches er zugleich zum Sammelplatz für das Heer bestimmte *). Sind die

*) Der König hat sich mit seinen Regimentern aus

Angaben einiger der Zeitgenossen richtig, so hatte er vier Wochen nach der Schlacht schon wieder 15,000 Mann Infanterie, 3000 Küraſſiere und 4000 leichte Reiter (Archibuſſier) beiſammen. Tilly verweilte 2 Tage in Lutter, ſchoß Victoria auf dem Schlachtfelde, und verlor darüber ganz die Spur, wohin ſich der König gewendet und wie viel Truppen er noch bei ſich habe.

Durchgehen wir die dieſe Schlacht begleitenden Operationen genau, ſo wird ſich uns mancherlei Stoff zu Betrachtungen dabei aufdringen *). Abſtrahirt man auch ganz von dem Umſtande, daß der König die Entfernung Wallenſteins nicht ſofort benutzte, ſo kann man dennoch nicht umhin, ein nachtheiliges Urtheil über deſſen Feldherrntalent zu fällen. Anſtatt Calemberg unbeachtet zu laſſen

---

Wolfenbüttel retirirt und ſtraks darauf ſein Volck wieder colligirt und General-Muſterung angeſtellt, darbey er befunden, daß an 4000 Mann zu Fuß mangelten, ſo theils gefangen, theils auf der Wahlſtatt geblieben waren. Die Kayſerlichen gaben vor, ſie hätten über 200 Mann nicht verlohren, wiewohl die Anzahl ihrer Todten größer war. Theat. Europ. I. S. 932.

*) Die Papenſche Karte giebt die zum Verſtändniß dieſer Operationen gehörigen Sectionen noch nicht. Doch reichen hierzu die Sect. 106. u. 125. der Neymannſchen Karte vollkommen aus, wenngleich einige Namen verſchieden angegeben ſind.

und seine Aufmerksamkeit dem unendlich wichtigern Göttingen, das sich überdieß so heroisch vertheidigte, zuzuwenden, verzettelt er seine Streitkräfte, läßt sein Corps schlagen und bekümmert sich um Göttingen gar nicht. — Die Besatzung desselben sieht sich nach einer tapfern Gegenwehr von fast 7 Wochen genöthigt zu capituliren. Erst nachdem Göttingen genommen, giebt der König die ersten Zeichen des Lebens von sich, und man erfährt nun am 1. August, daß sich König Christian von Lutter am Barenberge auf Seesen bewege. Tilly, der bereits durch seine leichte Kavallerie Northeim hatte berennen lassen, geht ihm sofort entgegen. Durch eine geschickte Stellung hielt er seinen Gegner anfangs in Echec und entzieht sich später demselben durch einen schnellen, ganz unbemerkten Abmarsch, um sich mit den Truppen unter du Four, welcher um diese Zeit in der Gegend von Wernigerode stand, zu vereinen *). Der König, statt sein numerisches Uebergewicht zu benutzen und dem weit schwächern Tilly nun gerade auf den Leib zu marschiren, und ihn in die Defileen des Göttingerwaldes zu treiben, oder sich nach Befinden der

*) Khevenbiller X. S. 1267. sagt, weil die Tillysche Soldatesca noch nicht in gehörige Posten gebracht gewesen, der General auch für seine Person nicht beim Volcke bei Northeim sich befunden, sondern sich Leibes-Schwachheit halber damahls noch zu Göttingen aufgehalten ꝛc.

der Umstände in Eilmärschen auf du Four's Detachement zu werfen, hält sich erst mit seinem Heere bei der Verproviantirung Northeims auf, die gewiß ohne ihn vor sich gegangen wäre, und dislocirt dann seine Armee um Catlenburg und Herzberg in Cantonirungsquartiere. Am 12ten wird das Hauptquartier des Königs nach Duderstadt verlegt, womit auch dessen Offensiv-Bewegung völlig beendet war. Der König hatte also vom 1sten ab bis zum 12ten etwa 7 Meilen gemacht, und Tilly Zeit gegeben, sich mit dem ihm zu Hülfe eilenden Detachement zu vereinen. Wie ganz anders aber wäre gewiß das Schicksal des Königs ausgefallen, wenn er Tilly bei Northeim besser beobachtet und ihn vor seiner Vereinigung mit du Four zum Schlagen gezwungen hätte. Die Nachlässigkeit des Königs aber läßt Tilly entwischen, und als dieser später, ermattet und ermüdet, ihm gegenüber bei Welmanshausen lagert, um seine Armee, die durch einen angestrengten Marsch und abscheuliches Wetter auseinander gekommen war, zu sammeln, begnügt sich Christian IV. damit, seine Armee aufmarschiren und gleichsam paradiren zu lassen. Nachdem er nun die Ankunft des Wallenstein'schen Detachements erfährt, hat er nichts Eiligeres zu thun, als sofort aufzubrechen und sich auf Wolfenbüttel zurückzuziehen. Wir wissen bereits, daß dieß von Hause aus mit Schwierigkeiten mancher Art verbunden war. Die Eile, welche der König hatte, Tilly zu entkommen, verschlim-

merte dieß Verhältniß noch, und so sehen wir ihn endlich gezwungen, ein Gefecht anzunehmen, in dem er, weil er seine Kräfte nicht benutzen konnte, theilweise geschlagen wurde. Diese Schlacht selbst bietet des Stoffes noch mehr für die Kritik. Abgesehen von der fehlerhaften Aufstellung der königlichen Armee während der Nacht, wodurch sich gleichsam ihr linker Flügel an die Tilly'sche Armee lehnte, welche, wenn sie gleich durch die Arrieregarde gedeckt war, durch nichts zu entschuldigen ist, bleibt es höchst tadelnswerth, daß der König von Hause aus alle Zugänge zu seiner Stellung dem Feinde Preis gab. Hierdurch befand er sich förmlich in einem cul de sac — besonders war seine rechte Flanke dadurch sehr gefährdet; eine Recognoscirung, welche gegen Hohausen vorgeschoben ward, fand das Terrain dort so besetzt, daß sie unverrichteter Sache zurückmußte. — Als der König die ersten Schüsse, welche bei seiner Arrieregarde fielen, hörte, machte er zwar Halt, aber er war so entfernt von seiner Nachhut, daß es eben so gut war, als wäre er gar nicht da gewesen. Hierdurch ward jene vortrefflich plazirte und geführte Nachhut sehr compromittirt, denn in dem Augenblicke, als es darauf ankam, unterstützt zu werden, war Niemand da, der ihr diesen Dienst hätte erweisen können. Vortrefflich sind des Generals Fuchs Anstalten — keine Vorsicht unterbleibt, sich nach allen Seiten hin sicher zu stellen. Ruhig läßt er den Feind zum Angriff vorgehen, aber als er ihn da hat, wo er

ihn haben will, ergreift er schnell die Offensive und wirft ihn nicht allein zurück, er dringt sogar siegreich gegen dessen Batterie vor. Des Generals Vorsicht wird hier belohnt. Vergebens, daß der Feind es versucht, über Dolgen in die linke Flanke vorzudringen — er scheitert bei allen seinen Versuchen an des Generals musterhaften Anordnungen. Der Dänen Unstern aber führt plötzlich einen kühnen und entschlossenen Feind von einer Seite auf den Kampfplatz, von der her ihn Niemand vermuthet. Der rastlose du Four, des Königs Unachtsamkeit für seine rechte Flanke benutzend, erscheint nämlich auf ungebahnten Wegen im entscheidenden Momente im Rücken des Generals Fuchs und macht dessen heroische Anstrengungen unnütz. In diesem Augenblicke ist der Kampf entschieden — die Dänen kämpfen fortan nur noch um den Rückzug. Der fernere Verlauf des Gefechts, worin die Kaiserlichen zugleich mit Uebermacht fochten, von dem wir jedoch keine Details haben, verdient keiner weitern Erwähnung. —

Vortrefflich dagegen sind Tilly's Anordnungen. Mit rastlosem Eifer betreibt er die Belagerung Göttingens, das ein entschlossener und umsichtsvoller Offizier — Tönnies — mit Muth und Ausdauer vertheidigt. Tilly gewährt der Garnison einen freien Abzug, da er sieht, daß er sie sobald noch nicht werde bezwingen können, und eilt dann sofort einer neuen Unternehmung, der Belagerung von Northeim, zu. Hier stößt er auf

des Königs Vortruppen. Durch eine gute Stellung paralysirt er dessen Kräfte, entwischt ihm dann gleichsam unter den Händen, und zieht sich von Stellung zu Stellung langsam zurück, bis er sich mit den zu seiner Verstärkung heranziehenden Truppen vereinigt hat. Nun tritt er dem Feinde sofort kühn entgegen, verfolgt ihn rastlos und zwingt ihn zur Schlacht. Seine Einleitung dazu ist vortrefflich — während er den Gegner in der Front angreift, sucht er ihn zugleich von einer Seite her zu umgehen. Aber was ihm seine Combinationen nicht gestatten, gewährt ihm der Zufall. Wenigstens gedenkt sein offizieller Bericht nicht du Four's Manövers — er spricht nur von dessen großer Tapferkeit. Mit unwiderstehlichem Eifer führt er seine Truppen von Gefecht zu Gefecht, und ruht nicht, bis er die Schlacht, welche eigentlich aus drei auf einander folgenden und in gewisser Entfernung von einander geschlagenen Treffen bestand, ganz durchgefochten hatte. Doch nach der Schlacht ruht er zwei Tage lang und begiebt sich des Vortheils, seines Gegners Heer ganz zu zerstreuen, gleichsam freiwillig. Was Tilly in seinem Bericht mit der Aeußerung will, daß er in 18 Feldschlachten nie einen Gegner gehabt, der es besser verstanden, ein Heer zu ordnen und in das Gefecht zu führen, der mit mehr Geistesgegenwart allen Unordnungen abzuhelfen und die Streitlust der Weichenden wieder anzufachen gewußt, als der König, ist ein Compliment, das er sich selbst

macht. Tapferkeit, ja! die wird Niemand dem Könige absprechen — mit der Einsicht aber steht es schlecht, wie wir gesehen. Was andere Zeitgenossen von Tilly sagen, daß er in vielen Schlachten um den Sieg, in dieser aber um das Leben gefochten habe, ist abgeschmackt. Es fand nur eine Crisis statt — aber diese, selbst zum Nachtheil Tilly's entschieden, würde weiter keinen so entscheidenden Nachtheil für ihn gehabt haben — er hätte sich auf dem nächsten Terrain-Abschnitt wieder sammeln können, denn Fuchs, eben weil er ohne Unterstützung war, würde ihn mit seinem schwachen Corps nie weit haben verfolgen können. — Es wäre ein abgeschlagener Angriff auf die feindliche Nachhut gewesen, weiter nichts! —

Wir schließen mit dieser Schlacht den ersten Abschnitt dieses Krieges, und wenden uns zu Betrachtungen über den zweiten, in dem die Schweden auftreten, und den man der Regel nach als den Zeitpunkt betrachtet, in welchem die Kriegskunst angefangen sich zu entwickeln. Zwar bliebe uns noch Manches zu erörtern, aber der ursprünglich etwas knapp zugeschnittene Plan des Werkes erlaubt weiter keine Excursionen.

Als Gustav Adolph's Fortschritte in Pommern anfingen beunruhigend zu werden, war die Macht des Kaisers durch die Absetzung Wallenstein's und durch die Reduzirung der von diesem befehligten Armee gebrochen. 150,000 Mann, welche die wichtigsten Plätze Deutschlands besetzt gehalten, waren auf

80—90,000 reduzirt; und als die dringender werdenden Verhältnisse die Wahl eines neuen Oberfeldherrn heischten, ward die Führung einem General anvertraut, gegen den sich ein unsichtbarer Widerstand in der kaiserlichen Armee offenbarte, der die Bande des Gehorsams erschlaffen, und nur zu bald die alte Tapferkeit vieler tüchtiger Männer und ganzer Corps bezweifeln ließ. Dabei war die öffentliche Meinung nicht allein im nördlichen Deutschland dem kaiserlichen Interesse entfremdet, auch die katholischen Stände zeigten sich schwierig. Die Kurfürsten von Sachsen, Brandenburg, die sächsischen Herzöge der Ernestinischen Linie, der Landgraf Wilhelm von Hessen-Kassel, der Markgraf Friedrich von Baden, der Pfalzgraf August von Sulzbach, der Markgraf Christian von Baireuth, der Fürst August von Anhalt, die Fürsten von Braunschweig, Lüneburg, Mecklenburg, Württemberg und Anspach, so wie fast alle protestantischen Stände des Reichs, hatten sich zu einem Bündniß gegen den Kaiser verpflichtet, dem Nachhalt zu geben, sie sowohl Truppen als Geld zusammengebracht hatten. Die katholischen Stände selbst klagten über nie endende, unerschwingliche Kosten, über die Willkühr kaiserlicher Heerführer, den Uebermuth der Soldateska ꝛc. Und wirklich waren es diese Gesinnungen der Fürsten und deren Streitmittel mehr, als die 16 Compagnien Reiter und 92 Compagnien Fußvolk Schweden, welche circa 13,000 Mann betrugen, mit denen der König von Schweden

auf Usedom*) gelandet war, welche den Verhältnissen eine bedenkliche Physiognomie leihen konnten. Der Theil der kaiserlichen Armee, welcher zunächst dem Unternehmen des Königs von Schweden hätte entgegentreten können und sollen, lag zur Zeit seiner Landung in weitläuftigen Cantonirungen in Pommern. In vereinzelten kleinen Unternehmungen, welche jedoch alle zum Ruhme des Königs von Schweden ausfielen, stählte sich der Muth seiner ohnehin schon krieggewohnten Truppen noch mehr, und eine Menge kleiner glücklicher Expeditionen, welche seine gewandte Politik zugleich schlau benutzte, sicherten ihm nach einer zehnmonatlichen Campagne den Besitz hinlänglich fruchtbarer Provinzen zu, um sich im Falle ungünstiger Ereignisse sicher dahin zurückziehen und zu neuen Schlägen vorbereiten zu können. Aber was mehr als dieß galt, war die Vermehrung seiner Armee in dieser Zeit, welche er auf 18,000 Reiter und 34,000 Mann Infanterie brachte, zu der später noch 10,000 Engländer und Schotten gleichfalls als Soldtruppen stießen, welche die gewöhnliche Eitelkeit der Engländer zugleich für seine besten Truppen ausgiebt.

Bei Eingang der Nachrichten von Gustav

---

*) Am 4. Juli 1630 (nach protestantischem Kalender den 24. Juni, Vorabend des hundertjährigen Gedächtnißtages der Uebergabe der Augsburgischen Confession); auf Usedom, und nicht auf Rügen. Vgl. Geijer's Geschichte Schwedens. III. p. 168.

Adolph's Erscheinen in Pommern stand dem Kaiser, trotz der vorhergegangenen Reduction, noch ein ganz stattliches Heer zur Verfügung. Dreißig Tausend Mann liguistischer Truppen lagen in Westphalen und Niedersachsen, gute Truppen, die in der Mehrzahl bei Prag, Wimpfen und Lutter am Barenberge gefochten, und von tüchtigen Offizieren geführt. Zehntausend Mann standen unter Montecuculi in Schwaben und Elsaß, zehntausend Wallonen in der Pfalz; achttausend Mann lagen in den Kurfürstenthümern Mainz, Trier und Cöln, achttausend unter Marradas in Böhmen, ebensoviel unter Götz und Tieffenbach in Schlesien und der Lausitz; sechszehn Tausend Mann aber unter Torquato di Conti hatten Pommern und die Mark Brandenburg inne. Dieses letztere Corps wäre allein hinreichend gewesen, sich, wenn es gut geführt worden, den Schweden zu widersetzen. Aber Torquato di Conti, ein sonst tüchtiger Offizier, hatte sein Corps so verzettelt, daß von einer Bekämpfung seines gewandten Gegners, der sich zuerst an der Küste ausbreitete und dann längs der Oder nach Stettin zu heraufzog, dessen er sich obenein noch schlau bemächtigte, während Conti darum unterhandelte, weiter keine Rede seyn konnte. — Um jedoch bei den sich häufenden Nachrichten von den Erfolgen des Königs etwas zu thun, veranlaßte man von Wien her folgende Vorkehrungen. Tilly, der neue kaiserliche Oberbefehlshaber, jetzt an 70 Jahr alt, mußte mit den

Truppen aus Bayern und der Ober-Pfalz nach Meißen rücken, um sowohl die dem Kaiser verdächtig gewordenen Kurfürsten von Sachsen und Brandenburg, als auch die Elbe zu beobachten, und zugleich die weiteren Truppen-Organisationen zu sichern; Torquato di Conti erhielt Befehl, Gartz und Greiffenhagen zu besetzen, um diese Oderpässe, welche zunächst den feindlichen Angriffen ausgesetzt seyn durften und die die Oder beherrschen, zu hüten. Die Ereignisse jedoch in Pommern sowohl, als die Feinde, welche Gustav Adolph dem Kaiser im Innern Deutschlands zu erregen wußte, führten bald neue Chancen zu der Schweden Vortheil herbei. Die Irrungen nämlich mit Magdeburg fesselten Tilly an der Elbe, während das unvermuthete Erscheinen des Herzogs Franz von Lauenburg in der Gegend von Hamburg und Lübeck, die Entsendung von kaiserlichen Truppen dorthin nöthig machte. Der König behielt somit durchaus freie Hand, die Eroberung Pommerns sowohl zu vollenden, als die Mecklenburgs zu beginnen, was ihm auch, wenngleich nicht ohne Anstrengung, so doch ohne große Opfer gelang. Der König entfaltete hierbei eine eben so große Thätigkeit als Geschicklichkeit, wobei ihm seine Flotte, deren er sich zur schnelleren Fortschaffung seiner Truppen von einem Orte zum andern häufig bediente, von großem Nutzen war. Die Vertheidigung des Schlosses von Wolgast, die Greiffenhagens, Colbergs, so wie einiger anderen,

festen Städte, können als Glanzpunkte in einem Gemälde gelten, das sonst derselben wenig bietet. Die Aufführung vieler kaiserlichen Offiziere, welche die ihrer Ehre anvertrauten Festen ohne Weiteres übergaben, war unter aller Würde. Viele derselben hatten früher als Männer von Ehre und ausgezeichneter Tapferkeit gegolten; aber es scheint, als wenn mit dem Abtreten Wallenstein's von dem Heere alle Kraft und Energie auch von ihnen gewichen. —

Nachdem der König von Schweden also die ersten sechs Monate nach seiner Landung zugebracht, um sich in Pommern an der Küste und auf beiden Seiten der Oder militairisch zu etabliren, sein Heer zu vergrößern, in Deutschland Bündnisse zu schließen und mit Frankreich in nähere Verhältnisse zu treten, begann er im Winter $16\frac{30}{31}$ von Stettin her, dem Laufe der Oder folgend, vorzudringen, und bis zum Frühjahr sehen wir ihn Herrn der Oder bis Glogau, und der Warthe bis zur polnischen Grenze. Mit der Erstürmung Frankfurts war Gustav Adolph dem Kriegstheater, auf dem Tilly sich selbst bewegte, näher gerückt. Einseitige Rücksichten der Kurfürsten von Sachsen und Brandenburg verzögerten indessen die Fortsetzung der Bewegungen des Königs, worüber Magdeburg fiel. Sechs Tage vor dessen Fall erst hatte Gustav Adolph sein Bündniß mit Brandenburg zu Stande gebracht. Als der König darauf eine Bewegung nach Potsdam machte, verließen die Kaiserlichen nicht allein sehr eilig Ra-

thenau, Brandenburg und mehrere andere Orte, sondern auch die Dessauer Brücke und die dort angelegten Verschanzungen, und es ist keinem Zweifel unterworfen, daß die Kaiserlichen die Belagerung von Magdeburg aufgehoben haben würden, wofern der König nur noch ein oder zwei Märsche weiter vorgerückt wäre. Aber da der König, statt vorzugehen, mit Sachsen wegen der Uebergabe Wittenbergs unterhandelte, so erlag Magdeburg seinem Geschick, das es durch Unachtsamkeit seiner Bürger, wenn gerade auch nicht verschuldet, so doch herbeigeführt hatte. Brandenburg, entschuldigte sich der König, habe ihm Spandau zu spät geöffnet, Sachsen Wittenberg gänzlich verschlossen — beide Durchlauchtigkeiten hetten sich also erwiesen, daß Ihro Mayestät nicht eigentlich wissen gekonnt, ob sie Freund oder Feind. — Daß man jedoch auch damals sehr gut verstand, zwischen den Zeilen zu lesen, beweis't die ziemlich allgemeine Meinung, der König habe Magdeburg absichtlich fallen lassen, um den größeren protestantischen Ständen eine Art Vorschmack von dem beizubringen, was sie im Falle eines Sieges von der katholischen Partei zu hoffen hätten. — Die unmittelbar ganz entgegengesetzten Folgen dieses Acts kriegerischer Grausamkeit müssen wir hier übergehen, und bemerken nur, daß Gustav Adolph, nachdem er eine Excursion nach Mecklenburg gemacht, und die Eroberung dieses Landes vollendet hatte, im August ein festes Lager bei Werben bezog, wo sich zum erstenmal

die beiden Hauptarmeen, unter persönlicher Anführung ihrer Obergenerale, eine Zeitlang gegenüberstanden. Doch hatten die Schweden vorher einige Regimenter von Tilly's Corps, das von Mühlhausen bis Wolmirstädt vorgerückt war, überfallen und theilweise niedergehauen. Das Lager bei Werben gilt als eins der stärksten im ganzen dreißigjährigen Kriege. Im Rücken hatte es die Elbe, welche sich hier westlich wendet und zugleich die linke Flanke der Schweden deckte; vor der Front selbst Werben, mit doppelten Wassergräben und Mauern versehen, welche gut angebrachte Thürme flankirten; der rechte Flügel war durch eine leichte Biegung gleichfalls an die Elbe gelehnt. Der Elbdamm, welcher sich zu beiden Seiten der Stadt bis zum Flusse selbst zieht und dabei eine beträchtliche Höhe hatte, war mit Einschnitten zum Schießen für die Truppen versehen worden. Zugleich hatte der König noch einen Graben davor ausheben, und an geeigneten Stellen Ausfallspforten bereiten lassen. Einige Niederungen, in denen sich Wasser gesammelt, hatten einen Theil der Front ganz unangreifbar gemacht. An zweihundert Schritte vor dem Elbwalle war ein ziemlich tiefer Graben, den der König mit Musketieren hatte besetzen lassen. Er zog sich zu beiden Seiten der Stadt, mit deren südlichen Mauer er fast in derselben Richtung lag, bis zur Elbe. Die Stadt selbst war noch in Eile mit einigen Erdwerken versehen worden. Zwischen dem Elbdamm selbst und der Stadt

campirte die Armee. Im Rücken derselben, am Confluent der Havel und Elbe, lag ein großes geschlossenes Werk, welches beide Ströme und auch die Elbbrücke bestrich. — In diesem starken Posten nun, von dem Bülow behauptet, daß er ganz Deutschland dominire, und daß Friedrich sich ganz Deutschland unterworfen haben würde, wenn er ihn zu seiner Hauptfestung gehabt (!), erwartete der König den Angriff Tilly's, der durch den Echec, den seine Reiterei so eben erlitten, gereizt und damals, durch die Ankunft eines Corps mitten aus Italien unter Fürstenberg bis auf 40,000 Mann verstärkt, in Anmarsch war. Eine sorgfältige Recognoscirung aber ließ denselben bald den Plan eines Angriffs aufgeben. Nach verschiedenen vergeblichen Demonstrationen, die Schweden aus ihrer Stellung zu locken, wobei einige Hundert Schüsse auf Werben geschahen und einige Scharmützel vorfielen, zog sich Tilly zurück. Mehrere schwedische Berichterstatter haben hieraus eine bedeutende Affaire gemacht, in der angeblich Tilly an 6000 Mann verloren. Der Vater dieser lügenhaften Angabe scheint der Soldat suédois zu seyn. Nach einer entsprechenden Einleitung sagt dieser: Le roy le voyant à la portée de son canon, luy fait boire une salue inopinée, emporte des rangs entiers, esclairoit bien fort les esquadrons les plus eschauffez et à la faveur de la fumée charge l'ennemy en front et en flancs avec une telle furie, qu'il le récoigne en ses re-

tranchemens, et l'oblige de faire une prompte retraicte et de laisser 6000 morts sur la place et leur despouilles etc.*) Der Wahrheit gemäßer scheinen hierüber das Theatrum Europaeum **) und Chemnitz ***) zu berichten, die von diesem ganzen Angriff überhaupt nur als von einer unbedeutenden Unternehmung, bei der einige Hundert Kanonenschüsse gefallen, sprechen. — Tilly wußte, was im Bereich der Möglichkeit lag, und das, was die Schweden bis jetzt geleistet, war keineswegs geeignet, ihn zu einem Gewaltangriff auf das Lager zu treiben. Es ist wahrscheinlicher, daß er nur Versuche machte, den König herauszulocken, um dann von den Verhältnissen zu vortheilen. Aber der König, der seinen Gegner anscheinend verachtete und ihn nur den alten Corporal nannte, war vorsichtig genug, kein gewagtes Spiel mit diesem alten Krieger zu spielen. —

Die Art und Weise, wie die Kaiserlichen mit dem Kurfürsten von Sachsen umgingen, wie endlich Tilly unverholen mit der Forderung hervortrat, er möge sich dem Ansinnen des kaiserlichen Hofes fügen und von den Leipziger Beschlüssen lossagen; die Verwüstungen endlich, unter welchen er in Sachsen einrückte, trieben endlich den unentschlossenen Fürsten den Schweden zu. Er werde

*) I. p. 59.

**) II. S. 420 f.

***) I. S. 187.

der Gewalt entgegensetzen, schrieb er Tilly, was Recht, Natur und Herkommen lehre, und ihm sonst nie in den Sinn gekommen seyn würde. Am 11ten September schloß er ein Bündniß mit Gustav Adolph ab, dem gemäß er ihm alle Plätze und Pässe in Sachsen öffnete, und dem Könige die Oberleitung in dem zu führenden Kriege überließ. Am 14ten bereits vereinigte sich sein 18,000 Mann starkes Heer bei Düben mit den Schweden, und zugleich fing der sonst so unentschlossene Johann Georg an, dringend eine Schlacht zu fordern. — Doch nahm der König hiermit noch Anstand. Seine Armee, selbst sein Leben, war dessen Antwort, wolle er gern und willig geben — sein Königreich selbst sey durch das Meer geschützt, aber zwei Kurfürstenthümer ständen auf dem Spiele, wenn die Schlacht verloren ginge. Nichtsdestoweniger blieb der Kurfürst bei seinem Vorhaben — was dem Könige, wie Puffendorf uns versichert, um so erwünschter war, als er dadurch für jeden Ausgang gewissermaßen disculpirt war — ut in omnem eventum excusatus esset — Tilly, der nach dem Uebertritt Sachsens zu den Schweden sofort in Sachsen eingerückt war, hatte sich nach der Einnahme Leipzigs, das sich ihm nach einer kurzen Unterhandlung ergeben, zwischen Eutritsch und Möckern aufgestellt, und verweilte hier vom 3ten bis 7ten. In einem Kriegsrathe, den er später zusammenrief, sprach er sich dahin aus, ein Lager hinter Leipzig, bei Angern zu beziehen,

und dort den General Aldringer, der schon mit einem Hülfscorps bis Erfurt gekommen, zu erwarten — unbedingt ein sehr weiser Entschluß. Leipzig hätte in dieser Stellung seine Front gedeckt, die Flanken aber wären durch die Pleiße und Parthe gesichert worden. Leipzig war hierdurch zugleich gegen jeden Angriff gedeckt. Dieser weise Entschluß, der ihn zugleich gegen Umgehungen sicherte, und dabei den Vortheil gewährte, im Fall der König auf Merseburg marschirte, ihm den Rückweg nach der Elbe zu versperren, ward jedoch verworfen, weil angeblich Pappenheim die jüngeren Obersten für eine entscheidende Offensive gewonnen *). Tilly selbst gab nur zu gern nach, weil er das Gerücht seiner Unschlüssigkeit, worüber im Lager allerhand Meinungen in Bewegung gesetzt seyn mochten, Lügen strafen wollte. Er erließ daher bald nach dem Kriegsrathe Befehl, das Schlachtfeld, welches er sich ausersehen, zu besetzen. Er hatte dieß zwischen Seehausen und Breitenfeld, beinahe eine Meile vorwärts, gewählt. Seine Armee selbst folgte in zwei Colonnen, und stellte sich mit dem rechten Flügel vor das Dorf Seehausen; der linke behielt das Dorf Breitenfeld links im Rücken. Die österreichische Milit. Zeitschrift **) giebt ihr 21,000 Mann Infanterie in 18 Regimentern, und 11,000 Mann Cavallerie, in Summa

*) Ganz abweichend ist Francheville, S. 76 ff.

**) Jahrg. 1820. S. 529.

32,000 Mann mit muthmaßlich nur 26 Geschützen, von denen 13 schwere und 13 leichte. In Bezug auf die taktische Form weichen die verschiedenen Berichte ganz von einander ab. Wir glauben, der österreichischen Militairischen Zeitschrift folgen zu müssen, weil sie die Originalberichte bei Beschreibung der Schlacht besonders benutzte. — Hier ihr Bericht, insoweit er Tilly betrifft. „Eine kleine Erhöhung, die sich rechts von Breitenfeld fortzieht und nur wenig über das daran liegende Terrain erhaben ist, war es, wohin sich Tilly in Marsch gesetzt. Seine Armee bestand aus 18 Regimentern, zusammen 21,000 Mann Infanterie, die, in 13 Terzien zusammengepreßt, im Centro standen. Die Cavallerie, 11,000 Mann stark, war auf den Flügeln vertheilt. Sieben Regimenter unter Pappenheim machten den linken, und 6 unter Fürstenberg (?) den rechten Flügel, vor welchem noch 5 Regimenter Croaten unter Isolani aufgestellt waren. Das Centrum commandirte Tilly selbst, unter ihm Schaumburg und Officutz. Die ganze Armee war in einer Linie aufmarschirt*), die sich von Breitenfeld bis Seehausen, das hinter dem rechten Flügel lag, erstreckte. Im Centro hinter der Front lag ein kleiner Wald. Vor der Mitte der Front befanden sich nach den

*) Die Ideale der Kriegführung ꝛc. nennen diese Angabe eine unvernünftige Meinung. Vergl. die Ideale der Kriegführung. II. 2. S. 184.

gewöhnlichen Erzählungen 20 Feldstücke, und auf einer Anhöhe, die auf dem rechten Flügel die Cavallerie von der Infanterie trennte, 16 Vierundzwanzigpfünder *). Die Landstraße von Leipzig nach Düben blieb auf dem rechten Flügel der Kaiserlichen, und trennte bei der feindlichen Armee die Sachsen von den Truppen des Königs." — Anders berichtet die Aufstellung der Kaiserlichen Franchéville, dem auch der Verfasser der Ideale gefolgt ist **). Ihm gemäß formirten die Avantgarde des rechten Flügels 5 Regimenter Croaten unter Isolani. Hinter diesen standen 6 Geschwader Cuirassiere von verschiedenen Regimentern, welche 60 Fähnlein bildeten. Die Infanterie dagegen bestand aus 8000 Mann in 4 großen Terzias, mit 20 Feldgeschützen vor der Front und 16 schweren Kanonen auf den Flanken, um den Feind schon von fern her zu beschießen. Dem linken Flügel dieser Infanterie schlossen sich 5000 Pferde in 5 großen Geschwadern an, welche Pappenheim führte. — Das Gros der Armee bildeten 10,000 Mann Infanterie in 6 Terzias und 4000 Pferde, von denen es je 2000 auf den Flügeln hatte. Auf einem Hügel rückwärts stand die Reserve von 6000

*) Die österr. Milit. Zeitschrift bemerkt, daß die ganze Artillerie der Kaiserlichen nur 13 schwere Kanonen und 13 Feldstücke betrug.

**) Man vergl. Ideale der Kriegführung ꝛc. von dem Generallieut. v. Lossau. II. 1. S. 183.

Mann Infanterie mit der Reserve-Artillerie. Die Infanterie der Avantgarde führte Schaumburg, die des Corps de Bataille Fürstenberg (?), die Reserve Officutz. Tilly selbst, in einem grün seidenen Cassaquin, den Hut reichlich befedert und einen kleinen Schimmel reitend, verweilte bei dem Gros, um von hier aus die Schlacht zu leiten.

Tilly's Armee bildete hiernach mehrere Linien, im Gegensatz der von der österreichischen Zeitschrift angegebenen Formation — ein Unterschied, den bis jetzt mehrere Schriftsteller vergeblich unternommen, auszugleichen.

Der König zu Schweden, sagt Chemnitz, von dem wir die Schlachtordnung entlehnen wollen, um so jede falsche Auslegung zu vermeiden, hatte die seinigen in zwei Treffen, vnd jedes Treffen in das corpo, so meist aus infanterie bestand, vnd zween Flügel von cavallerie abgetheilt.

Das erste Treffen des rechtern, als des vornemsten Flügels, hatten die schwedischen und finnischen Regimenter zu Ros: als, nemlich die Ost-Bothen, Schmaländer, West-Bothen vnd zwei Regiment Finnen. Hinter demselben war das Rheingräffsche Regiment zur reserve gestellet. Im andern Treffen des rechtern Flügels stunden die Liefländer, Churländer vnd derer Obersten Domitzen vnd Sperreuters, beide Regimenter.

Bei diesem Flügel befand sich der König zwar selbst; doch weil Er, als öberster Feldherr, an einem Ort der bataille sich nicht verbinden konnte,

sondern überall, wo es die Noth erfordern möchte, seyn muste, nebenst Demselben der General Herr Johan Banner: Welchem vom Könige, stets dabei zu bleiben, vnd ihn in Acht zu nehmen, verordnet war.

Im ersten Treffen des linken Flügels befunden sich zwo Compagnien des Feldmarschalls, Herr Gustav Horn's, nebenst dem Calmbachischen vnd Baudischen, im andern das Hallische vnd Coerrillische Regiment. Dieser gantze Flügel, als welcher, in Betrachtung, daß die Chur-Sächsische Armee, noch ferner zur linken Hand stunden, der mittelste vnd also der principal Ort in der gantzen bataille war, ward vom Könige in particulier obigem FeldMarschalck, Herr Gustav Horn, zu commandiren anvertrawet.

Zwischen den Regimentern zu Ros hatte der König, sonderlich im ersten Treffen, allemahl eine gute Anzahl musquetirer theils von des Generals, Herrn Johañ Banners, Regiment, so in lauter Musquetirern bestand vnd noch ohne Fähnlein marschirte, theils von den stärksten Regimentern ausgezogen, vnd hierzu commendiret, gestellet.

Vnter der infanterie im corps de bataille waren die schwache Regimenter, damit die brigaden desto stärker würden, zusammengestoßen, vnd bestand das erste Treffen in vier brigaden zu Fuß. Die erste war von lauter Schweden, so Herr Ako Oxenstierna, Obrister vber das Dalekarlische Regiment, führte; die andere, das gelbe vnd des

Königs Leib Regiment, vnterm Obristen Maximilian Teuffel; die dritte, theils Schweden, theils Teutsche, die der Obrist Erich Hand commandirte; die vierte, das alte blave Regiment, vnterm Obristen Winkel. Hinter diesem ersten Treffen hielt zur reserve des Königs Leib Regiment zu Pferde Oscars vnd drei starke trouppen zu Fuß, vnter denen Obristen Ramsay, Hamilton vnd Murray. Im andern Treffen befanden sich drey Brigaden, vnterm Graffen von Thurn, Obristen Heborn vnd Vitzthum. Die bataille beschlossen Herr Cochitzki vnd Obrister Schoffmann mit ihren Reutern.

Ueber die grosse canons, so vor der bataille geführt wurden, hatte jede brigade ihre gewisse Regiment Stücklein zu ihrer defension bei sich: Welche von einem Pferde gezogen, auch, aufn Nothfall, wol von zwo oder drey Personen gerücket, vnd, mit grosser Geschwindigkeit, hin vnd weiter gebracht vnd gewendet werden konnten.

Die Chur Sächsische Schlachtordnung, so der Feldmarschall Arnheim, doch auf gutachten des Königs, dem er den Abriß gezeiget, formirt hatte, war gleichfalls in sein corpo von Fußvolk vnd beyde Flügel von Reuterey vnterschieden. Vnd bestand in sechs Regimentern zu Roß, als des Churfürsten Leib Regiment vnterm Obristen Lieutenant Dietrich von Tauben, Herzog Wilhelms von Sachsen Altenburg, Feldmarschall Arnheims, General Wachtmeister Bindaufs, Obristen Stei-

nams, vnd der Land Ritterschaft Regiment: Jngleichen in sechs Regimentern zu Fuß, als des Churfürsten Leib Regiment von sechs Freyfähnlein, Feldmarschalk Arnheimbs, General Feldzeugmeister Schwalbachs, Obristen Lösers, Klintzings vnd Storschedels. — Schweden standen 7000 zu Pferde, 8000 zu Fuß, Sachsen 4000 Reiter und 11,000 zu Fuß in Reih und Glied — 100 Kanonen aber donnerten vor der Front *).

Gustav Adolph selbst erschien in bunter Kleidung, mit einem ledernen Koller darüber, und in einem weißen Hute mit grüner Feder auf demselben. Seine Generäle waren prächtig gerüstet und gekleidet.

Der König sowohl als Tilly haranguirten ihr Heer und sagten ihm, was man bei solchen Gelegenheiten zu sagen pflegt, um den Haß und Zorn anzuflammen. Mit der Losung „Immanuel!" eröffneten die Schweden — mit „Jesus Maria!" die Katholiken die Schlacht. Ist es wahr, was uns von der österreichischen Zeitschrift nach einigen Historikern wiederholt wird, so hätte der König Tilly schriftlich zur Schlacht auffordern lassen, und dieser sich beeilt, zu antworten, daß er stets bereit sey, des Königs Befehle zu erfüllen — ein Umstand, der beweisen würde, daß die beiden Heerführer einander bei Formation ihrer Schlachtord-

*) Die österreichische Zeitschrift giebt die Schlachtordnung der Schweden etwas abweichend. —

nungen nicht genirt, was dießmal jedoch besonders dem Könige zugute kam.

Eine starke halbe Stunde nämlich von der kaiserlichen Stellung, ziemlich parallel mit derselben, floß in sumpfigen Ufern der Loberbach, den die schwedische Armee überschreiten mußte, um an die Kaiserlichen kommen zu können. Diesen überschritt das königliche Heer nun ungestört ober- und unterhalb Zschelkau, und stellte sich nun, den rechten Flügel an das brennende Podelwitz gelehnt, in Schlachtordnung auf. Ein Versuch Pappenheim's, die Schweden beim Defiliren anzugreifen, lief unglücklich ab, und hätte ohne Tilly's Unterstützung sehr üble Früchte bringen können. —

Drei Kanonenschüsse, welche die Kaiserlichen jetzt auf die Schweden abfeuerten, und welche von diesen erwiedert wurden, zeigten, etwa 9 Uhr früh, den Anfang der Schlacht an. Eine lebhafte Kanonade folgte unmittelbar. Bald nach Beginn derselben ließ Gustav Adolph das Geschütz der zweiten Linie gleichfalls vorrücken. Ein starker Südwestwind wehte jedoch den Schweden Staub und Pulverdampf so in die Augen, daß sie von den feindlichen Bewegungen durchaus nichts sehen konnten. Um diesem Uebelstande zu entgehen, befahl der König seiner Armee, links zu schwenken — eine Bewegung, welche den Nachtheil herbeigeführt haben würde, von den Kaiserlichen gewissermaßen flankirt zu werden. So wie die Kaiserlichen diese Bewegung bemerkten, eilten sie, auch

sofort Vortheil davon zu ziehen, indem Pappenheim herantrabte, die schwedische Kavallerie in der Flanke anzugreifen. Der König befahl daher, die begonnene Bewegung einzustellen, während Banner zugleich mit der, zwischen den beiden Treffen stehenden Reserve (nach Chemnitz das Rheingräff'sche Regiment) einen Haken bildete. Nichtsdestoweniger greift Pappenheim muthig an. Was er aber auch thun und wagen mochte — seine Angriffe werden abgeschlagen. Namentlich sollen hierzu die zwischen der Reiterei angestellten kleinen Haufen Musketiere vortrefflich mitgewirkt haben; auch wird des wirksamen Feuers der ledernen Kanonen erwähnt. Pappenheim jedoch, durch ein Abschlagen seiner ersten Angriffe nicht entmuthigt, sammelt seine Schaaren aufs Neue, und wiederholt seine Attaken. Doch zieht er sich jetzt mehr links, während die Schweden den früher erwähnten Haken durch Truppen aus dem zweiten Treffen verlängern. Doch auch diese Versuche mißglücken, und nach siebenmal erneuertem Angriff, wie es berichtet wird, sieht er sich, dem bis jetzt sich das Glück stets hold erwiesen, genöthigt, selbst verwundet, den Schweden den Rücken zu weisen.

Während sich dieß auf dem linken kaiserlichen Flügel zutrug, war Tilly von seinen Bergen heruntergerückt und hatte die Schweden zugleich im Centro und auf dem rechten Flügel angegriffen. Aber indem er hierdurch das Feuer seiner auf dem Berge stehenden Artillerie maskirte, ward er zugleich sehr

lebhaft

lebhaft von der schwedischen Artillerie beschossen. Sein Angriff blieb daher ohne Erfolg, und bald darauf führte er seine Truppen in ihre ursprüngliche Stellung zurück.

Ohne entscheiden zu wollen, ob dieß ein wahrer oder falscher Angriff gewesen, müssen wir dabei stehen bleiben, Tilly in seinen Bewegungen zu verfolgen. Diese trafen zunächst den linken Flügel der combinirten Armee, auf dem die Sachsen fochten. Hier hatten die Kroaten schon seit einiger Zeit mit den Sachsen geplänkelt. Zuvörderst wendet Tilly sich gegen die Kavallerie, welche nach einem lebhaften Gefecht flieht. Ihr folgt sehr bald die Infanterie, ohne eigentlich Widerstand geleistet zu haben. Die Flucht und Bestürzung ist so groß, daß der Kurfürst selbst unter Bedeckung einer Compagnie Garde das Schlachtfeld verläßt, und gegen Eilenburg flieht. Nur einige Regimenter unter Arnheim schließen sich General Horn an. Kroaten und Sachsen plündern darauf gemeinschaftlich sowohl die eigene, als auch die schwedische Bagage.

Feldmarschall Horn, der seine Flanke durch den traurigen Ausgang jenes unrühmlichen Kampfes entblößt sah, that jetzt dasselbe, was Banner auf dem rechten Flügel gethan — er bildete mit seiner Kavallerie einen Haken, wobei ihm die Localität, ein morastiger Graben an der Landstraße, welche, wie wir wissen, die Truppen der beiden Corps schied, treffliche Dienste leistete. Anfangs schickte ihm der König ein Kavallerie-Regiment zu

Hülfe. Später mußte Hepburn ihm drei Regimenter Reiter aus der Reserve zuführen, während noch zwei Infanterie-Brigaden hinter seiner Reiterei aufmarschirten, wodurch den sächsischen Truppen Zeit und Gelegenheit gegeben ward, sich hinter Hepburns Regimentern wieder zu sammeln und zu erholen.

Alles dieß hatte Statt gefunden, während Pappenheim in den rechten Flügel der Schweden bemüht war einzubrechen. Dadurch jedoch, daß er seine Bemühungen fortsetzt, den rechten Flügel zu umfassen, geräth er nach und nach ganz außer Verbindung mit dem Gros seiner Armee, während Tilly auf die Sachsen mit Ungestüm vordrang. Hierdurch erhielt der Feldmarschall Horn Gelegenheit, alle nöthigen Vorkehrungen zu treffen, und sich zur Abwehr des bevorstehenden Angriffs vorzubereiten. Dieser fand endlich auch, obwohl viel zu spät, von Seiten Tilly's Statt. Wie es heißt, verwendete er hierzu sechszehn Regimenter, in vier Terzien formirt. Seine Cavallerie unterstützte diese Bewegung durch einen Anfall auf Hepburns drei Reiter-Regimenter. Doch diese öffnen sich beim Anrücken der kaiserlichen Cuiraßiere, und die dahinter formirten Musketiere empfangen sie mit einem so lebhaften — angeblich Peloton — Feuer, daß sie in Unordnung weichen. Die Reiterei Hepburns, dieß benutzend, fällt zugleich über sie her, und verfolgt sie mit Eifer und Glück.

Dieses Mißgeschick coinzidirte mit dem unglücklichen Verlauf der Pappenheimschen Attaken auf dem rechten Flügel, wodurch dem Könige nun volle Freiheit wurde, über die Truppen seines rechten Flügels zu disponiren, während Tilly mit den oben erwähnten vier Terzien sich noch allein auf dem Schlachtfelde befand. Der König fällt ihm jetzt mit seiner Reiterei in die linke Flanke und nimmt zugleich die kaiserliche Artillerie, welche sofort gegen die Kaiserlichen selbst gewendet ward. Wie groß bei dieser Gelegenheit das Gedränge war, erhellt daraus am besten, daß Tilly nahe daran war, gefangen zu werden, und selbst zwei Schüsse erhielt. Ein Rittmeister von des Rheingrafen Kavallerie, wegen seiner Größe der lange Fritze genannt, der seine Pistolen und den Karabiner abgeschossen, und sogar seinen Degen zerbrochen hatte, suchte den feindlichen Generalissimus durch Kolbenschläge zur Annahme eines Pardons zu bewegen, den er bis jetzt immer ausgeschlagen — eine Crisis, aus der er jedoch durch das unerwartete Erscheinen des Herzogs Rudolph Maximilian von Sachsen Lauenburg, der dem langen Fritze durch beide Ohren schoß, daß er vom Pferde fiel, befreit ward. Tilly war in Folge dieser Verletzungen genöthigt, das Schlachtfeld zu verlassen; er begab sich nach Leipzig. — Die kaiserliche Infanterie, durch das Artilleriefeuer und die wiederholten Reiterangriffe in Unordnung gebracht, fing jetzt ebenfalls an zu weichen. Fünf Regimenter jedoch — Chrisa, Goes,

Blankard, Dietrichstein und Balderon — widerstanden allen Angriffen — widerstanden muthig. Ihres alten Ruhmes eingedenk, den sie in so vielen Schlachten sich errungen und mannhaft bewahrt, sammelten sie und formirten sich wieder, so oft sie in Unordnung geriethen, und zogen sich fechtend bis an das Gehölz zurück, das, wie wir wissen, hinter dem Centro der königlichen Armee lag. Hier widersetzten sie sich aufs Neue und setzten den Kampf bis spät in die Nacht fort, denn erst, nachdem sie bis auf 600 Mann zusammengeschmolzen waren, zogen sie sich zurück. — Mit dem Rückzuge, oder vielmehr mit der Niederlage dieser Regimenter war die Schlacht beendet, welche bereits mit der Niederlage Pappenheim's und der Wegnahme der kaiserlichen Artillerie entschieden war. Tilly verlor seine ganze Artillerie, und ließ überdieß 7000 Todte auf dem Schlachtfelde, und 3500 Gefangene in des Siegers Händen. Zugleich löste sich sein Heer auf der Flucht fast völlig auf — viele der Nachzügler wurden durch die erbitterten Landleute erschlagen; noch mehr verließen die kaiserlichen Reihen und traten in schwedische Dienste. Doch was mehr als diese vorübergehenden Verluste bedeutete, war der Verlust der Unbesiegbarkeit Tilly's, die er bis jetzt unbestritten behauptet; dem 70jährigen Helden lächelte fortan das Glück nicht mehr, und eben dort, wo er fast noch in seinem Jünglingsalter die ersten Waffen getragen, sollte er bald darauf ins Grab sinken.

Weniger blutig war der Verlust der Sieger gewesen; 3000 Sachsen und 1500 Schweden waren die geringen Opfer, mit denen Gustav Adolph diesen Sieg erkaufte, der das langsam und schwierig errichtete Gebäude des Kaisers stürzte, Tilly den Ruf der Unüberwindlichkeit raubte, und der bis jetzt unterdrückten Partei plötzlich wieder die Oberhand verlieh. —

Den 8ten September rückte Gustav Adolph vor Leipzig, den 9ten war er in Merseburg und erreichte den 11ten Halle. Tilly war von Leipzig über Halle nach Halberstadt gegangen, das er am 10ten erreichte und wo er die Ueberreste seiner zersprengten Armee sammelte. Den 12ten hatte er erst wieder 4000 Mann Infanterie und nur wenig Cavallerie; einige Tage später jedoch schon an die 8000 Mann. Zugleich zog er alle Garnisonen an sich, behielt nur Magdeburg, Leipzig und Wolffenbüttel besetzt, und wendete sich dann über Osterwiek nach der Leine in die Gegend von Ahlefeld, um einerseits der Verfolgung der Armee Gustav Adolph's zu entgehen, andrerseits aber den Krieg so lange wie möglich sowohl von Bayern als von den Erbstaaten des Kaisers abzuziehen. Altringer und Fugger, welche vom Main her mit 10,000 Mann gegen Hessen in Anmarsch waren, erhielten Befehl, zu ihm zu stoßen, und die 13,000 Mann, welche der Herzog von Lothringen geworben, so wie mehrere Contingente einzelner katholischer Fürsten, wurden gleichfalls zu Tilly's

Verfügung gestellt. — Gustav Adolph, welcher, wie wir bereits gesehen, sich mit der Hauptarmee nach Merseburg begeben, hatte die Kaiserlichen nur durch angemessene Detachements verfolgen lassen, welche jedoch nichtsdestoweniger eine große Menge Gefangene einbrachten, die größtentheils in schwedische Dienste traten. Banner sandte er mit einem kleinen Corps an die Elbe, wo es durch Nachschubs-Truppen verstärkt, die Belagerung von Magdeburg unternahm. Den sächsischen Truppen ward die Einschließung Leipzigs übertragen, das sich bereits den 12ten ergab. Der König von Schweden beschloß später, sich durch Thüringen nach den katholischen Staaten zu wenden, sich dem Main und Rhein zu nähern, und zugleich die evangelischen Stände zu einem Congreß zusammenzurufen, während der Kurfürst von Sachsen in die Erbstaaten des Kaisers einfallen sollte.

Nachdem wir die Ereignisse bis auf einen Punkt geführt, der uns einen Ruhepunkt gestattet, sey es uns vergönnt, einen prüfenden Rückblick sowohl auf die Schlacht selbst, als auch auf die Ereignisse, welche ihr vorausgingen, zu werfen.

Gustav Adolph, dessen Wünschen und Plänen es angemessen seyn mußte, sein Kriegstheater von Hause aus so weit wie möglich auszubreiten, soll anfangs die Idee gehabt haben, mit fünf Armeen aufzutreten *) und so die ganze Landstrecke

*) Grimoard, Campagnes de Gust. Ad. T. II.

von dem polnischen Preußen bis nach Holland zu umfassen — allerdings ein gewaltiger Plan, der, wenn Gustav Kräfte dazu gehabt, ihn zu realisiren, den Feinden tödtlich gewesen seyn würde. Doch dem Könige standen hierzu nur circa 20,000 Mann zu Gebot — auch scheint der Gang der Ereignisse ihn bald auf andere Gedanken gebracht zu haben. Wenn ein scharfer Critiker unserer Tage meint, daß die geringen Kräfte, welche der Kaiser ihm entgegenstellte, ihn hierzu vermocht, so scheint dieß ein Irrthum — es dürfte vielmehr der geringe Anklang, oder die noch geringere Unterstützung, welche er bei den deutschen Fürsten fand, gewesen seyn, die ihn darauf verzichten ließen. Er begnügte sich später, in Mecklenburg an Damgarten und Ribnitz feste Punkte zu erlangen, die es ihm möglich machten, seine Operationen längs der Küste und dann im Innern des Fürstenthums fortsetzen zu können. Einige Tausend Mann, die er da zurückließ, reichten vollkommen hin, diesem zu genügen und zugleich den Kern zu einem neuen Corps zu bilden. Der König selbst setzte seine Operationen in Pommern fort, die ihn, wie wir gesehen, nach und nach über die Oder und Elbe führten. Wenn einerseits die Thätigkeit des Königs alle Anerkennung bei diesen Operationen, welche wir leider! nicht verfolgen können, und nur ganz obenhin berühren durften, verdient, so dürfen wir uns andrerseits nicht verhehlen, daß ihn hierbei die Verhältnisse, wie sie eben waren, sonderbar unterstütz-

ten und begünstigten. Im Augenblicke, als Gustav Adolph landete, sagt hierüber ein schwedischer Schriftsteller, verlor Wallenstein den Oberbefehl. Das hieß ein Band lösen, welches hunderttausend Mann zusammenhielt, von denen nicht wenige nachher in die Reihen des Feindes übergingen. Im Allgemeinen trat der König in dem für ihn glücklichsten Moment auf. Der zu hoch gespannte Bogen war in Wallensteins Hand gebrochen. Darauf folgte ein Zustand von Lauheit und Auflösung, eine allgemeine Abneigung gegen die kaiserliche Macht und das Auftreten dieser Mittelparteien, welche so oft den Uebergang von einem Extreme zum andern bezeichnen, bei einer Verfassung aber wie die deutsche, wo man unter unendlichen Formen halb oder gänzlich feindlich gegen seine gesetzliche Obrigkeit seyn konnte, es gewöhnlich waren. *)

Einen wahren Scharfblick verräth die Besitznahme Stettins, um welches die Kaiserlichen standen, ohne daran zu denken, sich desselben zu bemächtigen. Die Art und Weise, wie dieß geschah, die kecke Haltung, mit welcher der König dort auftrat, verdienen wahre Bewunderung. Mit der Einnahme dieses wichtigen Orts war das Schicksal Pommerns entschieden. Die Configuration des schwedischen Kriegstheaters selbst war dadurch so vortheilhaft geworden, daß der König fortan eine

*) Geijer. III. S. 170.

doppelt so starke Armee, als damals die kaiserliche in Pommern, nicht zu fürchten brauchte. —

Nachdem der König Pommern von seinen Gegnern bis auf einige Punkte gesäubert und sich auch, wie wir gesehen, an der Küste ausgebreitet hatte, dirigirte er sich gegen die Oder und Warthe. Frankfurt, Crossen und Landsberg fielen nach kurzem aber blutigem Widerstande in seine Hände; — Unterhandlungen ließen ihn Cüstrin und Spandow gewinnen, bahnten ihm den Weg zur Elbe und führten ihm zugleich den Kurfürsten von Brandenburg, seinen Schwager, als Verbündeten zu. Ob er den Fall Magdeburgs zu verhindern im Stande war, dürfte schwer zu entscheiden seyn. Auf jeden Fall hat man Unrecht, das Betragen des Königs hier kleinlichen Absichten zuzuschreiben. Daß er den Kurfürsten von Brandenburg und Sachsen für ihre Renitenz eine kleine Lehre gönnte, darf man unter den obwaltenden Verhältnissen schon zugeben; aber die blühendste Stadt des mittlern Deutschlands dieserwegen dem Untergange zu widmen, ist dem Könige gewiß nie in den Sinn gekommen. Militairisch wird man ihn immer rechtfertigen können und müssen. Gustav Adolph's ganzes Betragen, sagt hierüber der scharfsinnigste Critiker unserer Zeit, General Clausewitz *), beweist, daß er mit der Idee nach Deutschland gekommen war, sich seinen Waffenerfolg auf einem ganz neuen

*) IX. p. 29.

Wege zu verschaffen, nämlich durch strategisches Manövriren; dieß beweisen seine Entwürfe, mit fünf Corps zu agiren, den Torquato di Conti von Garz, den Tilly von Frankfurt an der Oder wegzumanövriren, ferner seine Dispositionen für die in Mecklenburg commandirenden Generale, während er an der Oder stand ꝛc. Daß er dabei sich vorgenommen hatte, sich erst vollends zu basiren, bevor er etwas Entscheidendes wagte, war ganz in demselben Geiste, und wird durch die Wegnahme der vielen Städte bewiesen, womit er sich beschäftigte, ehe er zum Treffen bei Breitenfeld, wie auch zum Entsatz von Magdeburg schritt. Crossen war sein rechter Flügel, Demmin sein linker; alles, was dazwischen lag, Küstrin und Spandau ausgenommen, war sein; wie vorsichtig, sich auch noch diese beiden Oerter zu verschaffen und, damit noch nicht zufrieden, sich erst der Elbe durch Wittenberg und Dessau versichern zu wollen! Kurz er war ein gelehrter Feldherr voller vorsichtiger Combinationen. — Wie übel ihm Deutschland diese Vorsicht nahm, beweist die Rechtfertigung des Königs, welche ihm die allgemeine Meinung abdrang. —

An der Elbe finden wir Tilly und Gustav Adolph zum ersten Male einander gegenüber. Nachdem der König den alten thätigen und vorsichtigen Tilly überfallen und ihm einen empfindlichen Verlust beigebracht hatte, ließ er dessen Kühnheit sich vor den Gräben und Wällen seines La-

gers von Verden brechen — ein Umstand, der den besseren Berichten gemäß mit keinen sonderlichen Verlusten verknüpft war, der aber Tilly doch bedeutenden Abbruch in der Meinung der Zeitgenossen sowohl, als besonders seines Heeres that. Seit zwölf Jahren — denn so lange glänzte sein Name unter denen der ersten Feldherren — war es das erste Mal, daß sein Muth vor einem Hinderniße dieser Art zurückbebte — bald sollte er auch noch den Ruhm verlieren, bis jetzt in keiner offenen Feldschlacht geschlagen worden zu seyn.

Wenn wir die Schlacht bei Breitenfeld selbst analysiren, so wird sich uns gar Manches darbieten, womit sich die Critik nicht einverstanden erklären darf. Der erste Fehler Tilly's war der, die Schlacht überhaupt anzunehmen. Neuere Schriftsteller, welche diesem Gegenstande ihre Betrachtungen gewidmet, sind gleichfalls dieser Meinung, und fügen hinzu, daß der alte Feldherr als alleiniger Anführer der Liguisten dieß schwerlich gethan haben würde. Eine gewisse Besorglichkeit, welche dem Alter gern folgt, ließ ihn wahrscheinlich fürchten, das für Aengstlichkeit ausgelegt zu sehen, was nur eine weise Vorsicht gewesen wäre, d. h. die Vereinigung aller disponiblen Kräfte abzuwarten und dann die Schlacht zu beginnen. Zweimal schon hatte Tilly vermieden, es mit Gustav Adolph zur Entscheidung kommen zu lassen — er fürchtete die Berichte seiner vielen Feinde, besonders Pappenheim's, der schon laut erklärt hatte, nur Wal-

lenstein könne das Reich retten, und so ließ er sich verleiten, seine ihm sonst eigene Vorsicht zu verleugnen — er that noch mehr, er gab eine gute, vortheilhafte Stellung auf, um den Gegner gewissermaßen aufzusuchen, dem er Ursache vollauf hatte, mit Vorsicht entgegenzutreten. Wie ganz anders wäre wahrscheinlich die Schlacht ausgefallen, wenn Tilly die nicht mehr fernen Altringer und Fugger, welche 18,000 Mann führten, abgewartet und mit dieser numerischen Ueberlegenheit die Schweden dann angegriffen hätte? —

Die Wahl des Schlachtfeldes selbst war in so fern nicht angemessen, als keiner der Flügel eine Anlehnung hatte; auch verabsäumte Tilly, sich taktisch dieselbe zu schaffen, was später Ursache war, daß der Flankenangriff des Königs ohne Weiteres gelang und den Sieg entschied. Bei Wimpfen, ja bei Lutter am Barenberge, welches doch Angriffsschlachten waren, hatte sich der Feldherr Schanzen vorbereitet, — hier, wo er den Feind stehenden Fußes erwartet, finden wir die alte Lieblingsregel des Generals, sich überall zu verschanzen, ganz vernachläßigt. Wollte Tilly mit Gewalt schlagen, so konnte er in der Stellung zwischen Eutritsch und Möckern, die er vom 5—7ten inne hatte, die Schlacht annehmen. Hier hatte er alle Vortheile für sich, welche man von einem guten Schlachtfelde fordern kann. Ueberdieß war durch Anlage von Schanzen deren Werth noch erhöht worden. Wenn auch der Rückzug durch die Nähe der Pleiße

etwas gefährdet erscheinen möchte, so dürfte auf der andern Seite eine in so guter Stellung ganz durchgefochtene Schlacht dem Feinde wenig Lust und Kräfte zur Verfolgung übrig gelassen haben.

Daß Tilly dem Feinde den Anmarsch über den Loberbach gar nicht, und das Debuschiren aus Podelwitz nur einigermaßen erschwerte, ist ihm von mehreren Taktikern als Fehler, von anderen dagegen, wie z. B. von Bülow, als Verdienst angerechnet worden. Uns will die letztere Ansicht die richtigere erscheinen, und zwar darum, weil dieß eine Beweglichkeit der Truppen voraussetzte, welche den Kaiserlichen durchaus nicht eigen war. Tilly vermied also mit Recht etwas, worauf er seine Armee gar nicht eingerichtet fühlte. —

Die Einleitung der Schlacht hat im Allgemeinen etwas Aehnlichkeit mit der von Wimpfen und Lutter am Barenberge, nur daß sie im Laufe derselben eine ganz andere Physiognomie bekam. Wir wissen nicht, welches Tilly's Disposition war, aber während er die beiden Flügel lebhaft angriff, hielt er das Centrum zurück. Aber der Angriff des rechten feindlichen Flügels war isolirt, nicht gehörig unterstützt, übereilt, und scheiterte endlich so ganz, daß keine Truppen übrig blieben, die Schweden auch nur einigermaßen aufzuhalten. Pappenheim verschwand gleichsam vom Schlachtfelde, und als der rechte schwedische Flügel nun schwenkte und die große Batterie durch einen Flankenangriff nahm, war die Schlacht auf diesem Flügel so gut wie

entschieden. Auf dem linken Flügel der Schweden waren die Sachen dagegen schlecht gegangen, doch des Königs Vorsicht hatte an dergleichen Chancen gedacht, und Horn's Umsicht wußte Alles so geschickt zu leiten und zu ordnen, daß auch hier, trotz der anfänglichen Erfolge, bald das Gleichgewicht hergestellt ward.

So wie der König die große Batterie im Centro genommen, ward nicht mehr um den Sieg von den Kaiserlichen gefochten — es konnte sich nur noch darum handeln, einen ehrenvollen Rückzug zu erkämpfen. —

Die alte Tapferkeit der kaiserlichen Truppen bewährte sich an diesem Tage in einem glänzenden Lichte und stellt es außer Zweifel, daß Gustav Adolph einen unendlich schwierigern Kampf zu bestehen gehabt haben würde, wenn er auch noch die, nur einige Meilen vom Schlachtfelde entfernten Truppen zu bekämpfen gehabt. — Kurze Zeit darauf zählte die Armee, welche die Katholiken aufstellten, 60,000 Mann. Hätten sie diese Macht aufgebracht, als Conti noch bei Garz stand und hier allen Angriffen der Schweden und dem Einflusse des Wetters und des Mangels widerstand — das kleine schwedische Heer würde sehr bald genöthigt gewesen seyn, sich wieder einzuschiffen. —

Gustav Adolph feierte auf dem Schlachtfelde von Breitenfeld den Triumph seiner neuen Feuer-Taktik und Beweglichkeit. Die verschiedenen Hakenformationen, so wie die Schwenkung des rechten schwedi-

schen Flügels gaben einen glänzenden Beweis taktischer Ausbildung, die im Verein mit dem besseren Infanteriefeuer und der zahlreichen Artillerie ungefähr dieselbe Wirkung auf die kaiserliche Armee hervorbrachte, wie hundert und einige Jahre später das Feuer der Preußen bei Mollwitz. Bülow ist der Meinung, daß die ledernen Kanonen hierbei das Beste gethan, und wir möchten, auf Khevenhüller's Zeugniß gestützt, dasselbe glauben. Die königliche Artillerie war von großen und kleinen Stücken — insonderheit hatte der König eine treffliche, schöne Artillerie sehr vieler kleiner Regimentsstücke, damit er so geschwind zu schießen wußte, daß er wohl achtmal feuerte, ehe ein abgerichteter Musketier sechsmal zum Schusse fertig werden konnte. *)

Vergleichen wir die beiden taktischen Systeme der gegeneinander kämpfenden Armeen mit einander, so werden wir finden, daß keins derselben vorzugsweise auf den Gewinnst oder Verlust der Schlacht Einfluß gehabt. Daß die Kaiserlichen, die unbedingt schwerfälliger waren als die Schweden, dieserwegen die Schlacht verloren, stellt sich im Laufe der Schlacht nirgends heraus. Sie genügten allen Forderungen, die an ihre Schnelligkeit gemacht wurden. Die Ursachen des Verlustes der Schlacht waren, daß die Bewegungen der Kaiserlichen nicht gehörig coinzidirten, daß deren linker Flügel nicht seine Schuldigkeit in dem Maße

*) Annales Ferdinandei XI. 1290.

that, wie es der Ruhm und die Tüchtigkeit Papenheim's voraussetzen ließen; sie wurde endlich durch die verbesserte Anwendung und Vermehrung des Infanterie- und Kanonenfeuers, so wie durch die Ueberlegenheit der Artillerie überhaupt, besonders entschieden. Eine vernünftigere Führung des linken Flügels der Kaiserlichen hätte höchst wahrscheinlich ein anderes Resultat gegeben — auf jeden Fall würde die Schlacht unentschieden geblieben seyn, statt daß sie unter den Verhältnissen, wie sie waren, und bis zum letzten Athemzuge durchgekämpft, auch so durchaus verloren ging.

Wenn wir im Soldat suédois, dem es übrigens nicht so sehr darauf ankommt, eine Unwahrheit zu sagen, lesen, daß Gustav Adolph auf dem Schlachtfelde noch den Tilly einen alten Corporal genannt (qu'il persécuteroit ce vieil corporal jusqu'au bout du monde *)), so darf dieß nur als eine Plaisanterie des Königs, die er sich vielleicht im Gefühl des Sieges erlaubte, betrachtet werden. Tilly stand als Schlachtengeneral höher denn der König. —

Der Entschluß Gustav Adolph's, sich bei Fortsetzung des Krieges gegen den Main und Rhein, und nicht gegen Wien gewandt zu haben, ist vielfach getadelt worden, und fand besonders in Oxenstierna den lebhaftesten Tadler. **) Rein mili-

*) p. 75.

**) Certe id optimum judicaverat Oxenstierna,

tairisch genommen, möchte dieß ganz richtig seyn, doch wer sich einen klaren Begriff vom Zustande Deutschlands in jener Zeit gemacht, wird den König hier keiner Unterlassungssünde anklagen. Auch faßte ihn der König erst nach reiflicher Ueberlegung, nachdem er lange das Für und Wider erwogen, seinen ursprünglichen Plan, den statum belli, so zu formiren und sich in eigener Person nach Thüringen zu begeben und dort Winterquartier zu nehmen. Für die Protestanten, bemerkt General v. Clausewitz sehr richtig, hätte er in Wien alles, für sich aber nichts erhalten können. *) Wenn wir nun auch nicht gerade der Meinung Bülow's seyn wollen, daß der Himmel den Vorwand zu diesem Kriege gegeben, aber daß die Güter der Erde der eigentliche Zweck desselben gewesen, so wird man dennoch zugeben müssen, daß der König manche arrière pensée gehabt. Da diese sich nun gerade mit dem Operationsplane des Königs sehr gut vereinigen ließen, so war es sehr natürlich, daß er zuvörderst auch daran dachte, sich ein regelmäßiges Kriegstheater

---

sagt Puffendorf, qui cum post Francoforti ad Moenum Regem addiisset de victoria gratulatus addiderat optasse se, ut hoc officio Viennae potius fungi licuisset. — Bülow's Ansichten über diesen Gegenstand, der sich ganz einverstanden mit Oxenstierna erklärt, finden sich in dessen Gustav Adolph in Deutschland II. 55 f.

*) IX. p. 47.

zu bilden. Und in der That rechtfertigt die Lage des Königs nach der Schlacht bei Breitenfeld sein Benehmen durchaus. Er war Herr von Pommern; in den Marken, den Staaten seines Schwagers, hatte er die wichtigsten Städte und Festungen inne; für Sachsen bürgte ihm der Charakter des Kurfürsten, der durch die Aussicht der Eroberung Böhmens in Thätigkeit erhalten, vor der Hand gewiß nicht daran dachte, sich wieder mit dem Kaiser auszusöhnen — dazu hatte der König in Pommern und in den Marken, wenn auch nicht bedeutende, so doch hinreichende Kräfte, um unvorhergesehenen Umständen entgegenzutreten. Magdeburg, Rostock und Wismar, welche sich noch in feindlichen Händen befanden, waren durch angemessene Kräfte blokirt — im Braunschweigischen hatten die Truppen des niedersächsischen Kreises eine imposante Haltung — Westphalen war fast vom Feinde entblößt. Ganz anders dagegen war die Stellung der katholischen Stände am Niederrhein. Hessen, wo Tilly nach der Schlacht weilte, war bereits mit Gustav Adolph im Bündniß; Franken, durch keine Festung von Bedeutung geschützt, von mehreren Fürsten, welche durchaus kein gemeinsames Interesse hatten, beherrscht, reich an Hülfsmitteln jeder Art, bot eine leichte Beute dar.

Jener Plan also mußte sich nach der Schlacht von Breitenfeld unter so bewandten Umständen dem Könige von selbst darbieten. Ueberdieß waren die Vortheile, welche sich von der militairi-

schen Seite her noch geltend machten, so überwiegend, daß alle Demonstrationen dagegen, so plausibel sie auch erscheinen mögen, in Nichts zerfallen. Durch einen raschen Marsch dahin war Tilly von Bayern und Oesterreich abgeschnitten, die sämmtlichen katholischen Staaten des Mittel- und Nieder-Rheins, so wie die militairischen Kräfte der Ligue, welche noch in Westphalen und Niedersachsen standen, wurden hierdurch von Oesterreich getrennt und isolirt, überdieß das verbündete Hessen von einem Feinde, der dessen Kräfte paralysirte und es erdrückte, befreit. Die reichsten und schönsten Gegenden Deutschlands boten sich dem Könige gleichsam als Kriegstheater dar.

Ueberdieß drängte es den König, aus einer Gegend wegzukommen, die der Krieg bereits stark mitgenommen. Mit größter Armuth, Beschwerde und désordre, hatte der König schon im Juli an Oxenstierna geschrieben, haben wir uns in der Armee diese Zeit durchgeholfen, indem wir von allen unsern Dienern verlassen sind, und einzig ex rapto, zum Schaden und Verderben aller unserer Nachbaren, den Krieg führen mußten — was bis auf diese Stunde continuirt, so daß wir Nichts haben, die Leute zu contentiren, außer was sie selbst mit unleidlichem Plündern und Rauben usurpiren. Auch haben wir auf Euch vor Andern unsere Hoffnung (Geld zu erhalten) gestellt, allein auch das schlägt uns fehl. —

Also auch die Noth trieb den König, vorwärts

zu dringen, um das Land zu erreichen, das sich ihm in der Perspective als ein Land der Verheißung, den Soldaten als ein Port, in dem sie nach langen Entbehrungen Erholung und Ersatz finden sollten, darstellte.

Und der König hatte sich in diesem Vorgefühl nicht getäuscht. Der Zug durch Franken glich eher einem Triumphzuge, als einer kriegerischen Expedition. Reichthum und Ueberfluß floß den Soldaten von allen Seiten zu. Nach der Einnahme von Würzburg, erzählt Gualdo Priorato, gab es fast keinen Soldaten mehr in der Armee, der nicht ein neues Kleid gehabt. *) Im Lager zahlte man für eine Kuh einen Thaler, einige Stüber für ein Schaaf. **) Der König hatte bald ganz Franken inne und nahm die Huldigung als Herzog von Franken an. Unsere finnischen Bursche, die sich an das Weinland da oben gewöhnen, werden nicht sobald wieder nach Savolax kommen, schreibt ein Zeitgenosse des Königs nach Schweden. In den liefländischen Kriegen mußten wir oft mit Wasser und verschimmeltem groben Brod zur Breisuppe vorlieb nehmen; nun macht sich der Finne sein Kallskål (kalte Schale) in der Sturmhaube aus Wein und Semmeln ꝛc. ***) —

Nachdem der König dem Kurfürsten von Sach-

---

*) S. 102.

**) Khevenhiller S. 1884.

***) Geijer. III. S. 199.

sen es überlassen, Böhmen zu erobern, brach er am 17. September von Halle auf und dirigirte sich auf Erfurt, das sich ihm am 22. ergab und dessen Befestigungen er verstärken ließ. Zugleich ließ er den Herzog Wilhelm von Sachsen-Weimar hier, um sofort ein Corps von 10,000 Mann zu formiren. Ueber Ilmenau und Schleusingen ging es nach Königshofen, einem Besitzthum des Bischofs von Würzburg, das sich ihm mit seinen unendlichen Vorräthen ohne Widerstand ergab.

Ueber Schweinfurt kam er am 4. October in Würzburg an. Auch dieser feste Platz gerieth nach einem lebhaften Angriff, bei dem der König eben so viel Energie des Geistes, als persönlichen Muth bewies, mit vielen Vorräthen und bedeutenden Schätzen in der Schweden Gewalt. Geplündert wurde hier, wie in Magdeburg von Tilly's Soldaten geplündert ward, nur die Schändung der Weiber verhütete Gustav's Strenge, sagt ein Neuerer, im Gegensatze so vieler Anderer, welche das Gegentheil behaupten *). Von hier aus unterwarf der König sich ganz Franken, formirte neue Regimenter, und bewirkte sowohl durch seine Nähe, als durch seine Unterhandlungen, daß sich Nürnberg, und später auch Ulm und Straßburg, für die Protestanten erklärten. In drei Monaten war die Unterwerfung Frankens vollendet, wobei ihn eben so stark die

*) Meenel VII. S. 361. und Clausewitz IX. S. 52. sind hier in offenbarem Widerspruch.

Gewalt der Waffen, als die loyale Art und Weise, wie er sich gegen Protestanten und Katholiken benahm, unterstützt hatte. — Tilly war unterdessen, nachdem er den Marsch des Königs nach Erfurt erfahren, von Ahlefeld aufgebrochen, hatte sich über Höxter, Borgholz und Warburg nach Fritzlar gezogen, wo er sich mit Altringer und Fugger vereinigt, und war dann über Fulda nach Aschaffenburg gegangen, das er in der Mitte Octobers erreichte. Hier vereinigte er sich mit dem Herzog von Lothringen, der jedoch vorher schon zwischen Bischofstein und Marienthal mit den Schweden zusammengetroffen war und einen Verlust von 4000 Mann erlitten hatte. Tilly marschirte darauf nach Miltenberg, um von hier aus wenigstens das Ausbreiten der Schweden auf dem linken Ufer der Tauber zu verhüten.

Während der König hier so glücklich seine Unternehmungen fortsetzte, begünstigte ihn auch das Kriegsglück auf den anderen Theilen seines weiten Kriegstheaters. Böhmen gerieth ohne große Anstrengung in der Sachsen Gewalt. Maradas räumte Prag, und 11 Jahr nach der Schlacht auf dem weißen Berge, am 15. November 1631, rückten die Sachsen in die Hauptstadt ein, unter ihnen der alte Graf Thurn, und viele andere Geächtete, die sich damals durch die Flucht einer schimpflichen Hinrichtung entzogen, und welche noch an den Brückenthürmen die Häupter ihrer hingerichteten Freunde gewahrten. Die Art jedoch, wie der Kur-

fürst sein Verhältniß nahm, und sein General Arnim die Dinge betrieb, beschränkten die Unternehmung auf die Besitznahme des bereits eroberten Theils von Böhmen. Nach einem lebhaften Gefecht zwischen den Sachsen und Kaiserlichen bei Nimburg zogen sich die kaiserlichen Generale nach Tabor zurück. Von einem Vordringen nach Mähren und Oberösterreich, was so sehr in des Königs Wünschen lag, war weiter keine Rede; dieß scheiterte an den tausend kleinen Rücksichten und Umtrieben, welche von jeher als etwas Charakteristisches in der Politik des Kurfürsten hervortraten, und deren er besonders einem so übermächtigen Bundesgenossen und Beschützer gegenüber, nöthiger als je zu haben glaubte. —

In Hessen hatten sich nach Abmarsch der Kaiserlichen die Sachen so vortheilhaft gestaltet, daß die Kaiserlichen nicht allein Minden und Höxter verloren, sondern daß die protestantischen Truppen auch nach allen Seiten zu, glückliche Unternehmungen ausführen konnten. —

In Mecklenburg, Schlesien und in der Mark Brandenburg stellten sich die Angelegenheiten Schwedens gleichfalls zum Vortheil heraus, wenngleich auch hier nicht immer mit dem Eifer, wie der König es wünschte, gefochten ward.

Von dem größten Einfluß aber sollten bald die Unterhandlungen werden, welche während dieser Zeit vom Kaiser mit Wallenstein in Böhmen begonnen und im Laufe des Winters zur Vollendung

gediehen. Schon jetzt übten sie einen hemmenden Einfluß, indem Arnim, der alte General und Freund Wallenstein's, dessen Insinuationen sichtbar nachgab.

So wie Tilly sich in der oben angeführten Stellung einigermaßen eingerichtet, begann er seine Operationen sofort wieder mit gewohnter Thätigkeit, sich jedoch, auf seines Kurfürsten Befehl, aller entscheidenden Maßregeln enthaltend. Sey es jedoch Ungunst des Glücks, sey es überwiegendes Geschick des Königs, Tilly sollte sich fortan keiner, oder doch nur höchst unbedeutender, Vortheile gegen denselben erfreuen. Bei Miltenberg erlitt er durch geschickte Anlage eines Hinterhalts einen Verlust von einigen Tausend Mann; ein andermal wurden vier Regimenter überfallen und größtentheils auseinandergesprengt. Als sich jedoch der König hierauf nach Würzburg zurückbegab, nahm Tilly Rothenburg, ging dann nach Winzheim und bemächtigte sich Ochsenfurts (1. November). Hierdurch war Tilly in den Stand gesetzt, Bayern zu decken, sich nöthigenfalls dahin zurückzuziehen und zugleich in Verbindung mit den Bischöfen von Bamberg und Eichstädt zu treten, welche, solange sie vom Könige etwas zu fürchten, sehr gefügig waren, nun aber sofort Tilly unterstützten und ihm jede Hülfsleistung zukommen ließen. Zu gleicher Zeit sammelte der Kurfürst von Bayern in Person eine Armee auf dem rechten Donau-Ufer, welche er vorzugsweise zur Vertheidigung seiner Staaten bestimmt,

und

und welche er bis auf 20,000 Mann bringen wollte, während er allen seinen Städten aufgab, sich zu proviantiren und bis aufs äußerste zu vertheidigen.

Statt jedoch nun diesen theilweise eingeschüchterten, oder noch in der Formation begriffenen Truppen mit vereinten Kräften entgegen zu rücken, und alles daran zu setzen, sie auseinander zu sprengen, sehen wir jetzt den König sich plötzlich westwärts wenden, Städte und Länder zu erobern, welche er nicht halten konnte, Expeditionen unternehmen, welche ihn mit neuen Feinden in Contakt brachten, wodurch seine ohnehin ganz undisziplinirte Armee, gegen deren Gewaltthätigkeiten er keinen anderen Rath wußte, als daß er den Bürgern und Bauern erlaubte, sie zu ergreifen und mit rechtlicher Strafe zu belegen *), noch mehr demoralisirt wurde. Welches der Grund für ein Unternehmen dieser Art gewesen, läßt sich kaum mit einiger Wahrscheinlichkeit angeben. —

Nachdem sich der König durch einen eben so gut angelegten, als geschickt ausgeführten Ueberfall Hanau's durch den Obersten Haubold hatte bemächtigen lassen (1. November), brach er selbst am 9. November auf, ging auf dem linken Mainufer herunter, und während auf dem rechten sein Marsch ein angemessenes Detachement cotoyirte, schiffte er seine Artillerie, wie seine Vorräthe, auf dem Flusse selbst ein. Der König unternahm, al-

*) Théat. Europ. II. p. 460.

len Nachrichten gemäß, den Zug angeblich mit 18,000 Mann, während er Horn zur Bewachung Frankens 16,000 hinterließ. Neuere berichtigende Mittheilungen stellen es jedoch als gewiß heraus, daß der König zu seiner Unternehmung nur 7500 Mann hatte, wodurch der ganze Zug einen abenteuerlichen Charakter erhält, der wunderbar mit des Königs sonstigen richtigen Ansichten contrastirt *). Den König selbst scheint hierbei seine ruhige Besonnenheit verlassen zu haben, da man ihn hier zum ersten Male unschlüssig, und gegebene Ordres zurücknehmen sah **). Der Feind, schreibt er Banner, scheint uns in den Thüringerwald kommen, und uns die Communication mit Sachsen abschneiden zu wollen. Dabei empfiehlt er allen seinen rückwärts stehenden Generalen, Werbeplätze zu eröffnen, und sich, ohne Rücksicht auf Freunde oder Unfreunde, zu verstärken. Dieß sey nächst Gott das ganze adjumentum dei. Ueberhaupt empfahl er seinen Generalen Vorsicht und Wachsamkeit, und legte es ihnen ans Herz, ihm nicht durch Jalousien einen übeln Dienst zu erweisen. —

Unterdessen gingen des Königs Unternehmungen einen raschen und guten Weg. Viele Städte am Main, und unter diesen Frankfurt, öffneten ihm die Thore, und die Besatzungen traten größ-

---

*) Geijer III. S. 200. nach dem Swedish intelligencer I. 28.

**) Ebendas.

tentheils in schwedische Dienste. Am 18ten rückte er gegen Mainz vor. Auf dem Wege dahin, zu Höchst, stieß der Landgraf von Hessen mit etwa 14,000 Mann zu ihm. Mit dem Erscheinen vor Mainz war der Kampf mit einem neuen Feinde, den Spaniern, eröffnet, die, wenn sie sonst ihre Schuldigkeit hätten thun wollen, dem Könige gar manche Schwierigkeiten hätten in den Weg legen können. Soll nun das ein Friedensbruch seyn, oder soll man Vergleich mit Spanien suchen, wegen unseres Handels und um die Hände frei zu haben gegen Frankreich, dessen König mit großer Schaar heranzieht und bereits in Metz ist? schreibt der König hierüber nach Stockholm, und setzt dann seine Unternehmungen fort. Die Diversion, die Tilly unterdessen gegen Nürnberg zu beabsichtigen scheint, zieht den König von weiterer Verfolgung seiner Projekte ab. Und wirklich erklärt sich auch hier das Glück auffallend für ihn. Wohin er sich wendet, öffnen ihm die Städte die Thore, und erklären sich die Garnisonen für ihn, ohne jedoch des Königs Heer dadurch reell stärker und seine Lage besser zu machen. Durch den Zufluß der vielen fremden Soldaten wurde seine Armee selbst täglich schlechter — auch gerieth der König in diesem reichen Priesterlande, wie er es nannte, in die größte Noth. Abgesehen davon, daß er seine Soldaten mit Assignationen auf sechs Monate bezahlen lassen mußte, sah er sich sogar genöthigt, schlechtes Geld zu schlagen, und dem

Kupfergelde in Schweden gewaltsam einen hohen Werth zu schaffen *). Bis Heidelberg hin unterwarf sich alles dem Könige. Dann ging er bei Gernsheim über den Rhein, nachdem er am 6ten Dezember persönlich und nur von vier Leuten begleitet, das jenseitige Ufer recognoscirt hatte, und nahm, nach Ueberwindung eines Trupps Spanier, Oppenheim ein. Mainz ward dann eingeschlossen und ergab sich bereits am 13ten; von den 2500 Mann Garnison nahm der größere Theil gleichfalls schwedische Dienste. Der König ließ darauf die noch heute in ihren Conturen vorhandene Gustavsburg am Einflusse des Mains in den Rhein aufwerfen, und setzte Mainz so viel wie möglich in Vertheidigungsstand. Der Schreck oder die Ueberraschung, welche die Einnahme eines so wichtigen Platzes verursachte, erstreckte sich bis Straßburg, indem sich alle Städte im Rheinthal, mit Ausnahme Kreuznachs und Frankenthals, den Schweden ergaben. Hiermit endigte der Feldzug von 1631, in dem der König methodisch bis an den Thüringerwald, dann bis Würzburg mit ziemlicher Vorsicht, und endlich fast unbekümmert um alles, was sich im Rücken und auf den Flanken ereignen könnte, bis an den Rhein vorgedrungen war. Es mochte eine Art von Genugthuung darin liegen, die schwedischen Vorposten bis an die Thore der größten protestantischen Stadt am Rhein vorgeschoben zu

*) Geijer III. S. 202.

haben — doch Nutzen gewährte dem Könige die Sache eben so wenig, als der Sache, für die er angeblich stritt. —

Während Gustav Adolph sich an den Ufern des Rheins festsetzte, weilte Tilly noch mit etwa 30,000 Mann schlechter Truppen in Franken, während der Generalcommissair Ossa mit einem Corps nach Schwaben und dem Elsaß aufgebrochen war, um hier den Geist der Empörung, der sich für die Schweden laut äußerte, noch niederzuhalten. Ein Unternehmen auf Nürnberg ließ Tilly fahren, weil eine Verwendung seiner Truppen hierzu nicht den Ansichten des Kurfürsten entsprach, der diese seinen Erbstaaten näher wünschte. Nach einigen Hin- und Hermärschen verlegte er den größeren Theil seines Heeres in enge Cantonirungen um Nördlingen, während ein kleinerer desselben nach Böhmen gehen sollte, aber als er dort nicht eindringen konnte, sich raubend und plündernd über die Oberpfalz ergoß. —

In Böhmen standen den Sachsen etwa 14,000 Mann gegenüber, die sich in und um Tabor gänzlich ruhig verhielten, weil sie eben Niemand incommodirte, wozu die Machinationen Wallenstein's das Meiste beitrugen. — In Schlesien cantonirten 5000 Mann kaiserlicher Truppen, in Niedersachsen und Westphalen circa 10,000. — Sonst streiften noch einzelne kleine Corps der katholischen Armee herum, die jedoch weniger der Sache nützten, aber überall, wohin sie kamen, Plünderung und Unordnung verübten. —

Alle diese Truppen mochten, insofern sie für einen Bewegungskrieg verwendet werden konnten, an 50—55,000 Mann betragen. Der Gehalt derselben war ziemlich verschieden. Seit der Breitenfelder Schlacht war der Muth der Kaiserlichen und Liguisten, so wie ihre frühere Siegeszuversicht gebrochen, und wenn sie gleich nicht in Schlachten und blutigen Kämpfen ihre Moralität darthun konnten, so verräth doch die große Desertion, welche bei allen katholischen Truppen Statt fand, deren gesunkenen Werth.

Bedeutend günstiger stellte sich in dieser Hinsicht das numerische Verhältniß bei den Schweden heraus. Einige Zwanzigtausend Mann mochten in Mainz und im Rheingau stehen; Franken hatte Horn mit etwa 16,000 Mann inne. In Thüringen standen 10,000 Mann — 8000 Mann waren mit der gänzlichen Ueberwältigung Mecklenburgs fertig geworden; 8000 Mann hatten noch Magdeburg cernirt — Braunschweig hielten an 6000 Mann besetzt, und 30,000 Sachsen und Brandenburger standen den Kaiserlichen in Böhmen gegenüber. — Wie der Leser weiß, so bestand nur der geringere Theil dieser Armee aus Schweden, den bei weitem größeren Theil bildeten die Contingente deutscher Fürsten und Stände, so wie die Truppen, welche nach und nach in schwedische Dienste getreten. Der Kern der Truppen war unbedingt gut, doch was nach und nach hinzugekommen, durfte sich mit den ursprünglichen Truppen des Königs kei-

neswegeſ meſſen. Auch fehlte es nicht an anderen Uebelſtänden beim Heere. Wenngleich die kleinern deutſchen Fürſten und Stände ſich dem Könige mit ganzer Seele hingegeben, ſo war dieß doch durchaus nicht mit den größeren der Fall. Sachſen und Brandenburg waren nur nothgedrungen Bundesgenoſſen, und eine Zuſammenkunft derſelben in Torgau, um über Herſtellung des Friedens zu rathſchlagen, deutete ziemlich klar darauf hin, wie ſie zu handeln gedächten. Erklärte der Kurfürſt von Sachſen doch unumwunden, daß ſeine Hoheit und Reputation ihm nicht erlaube, ſeine Truppen unter ſchwediſchen Befehl zu ſtellen. Auch betrachtete er ſich in ſeinem Benehmen dem Könige gegenüber als das Haupt der Proteſtanten. — An Tüchtigkeit alſo hatte das Heer des Königs auf keinen Fall gewonnen, ſo bedeutend daſſelbe auch angewachſen war. —

Unterdeſſen erſtand in Böhmen dem Könige ein neuer Gegner, der ehemalige Generaliſſimus des kaiſerlichen Heeres, Wallenſtein, der gerade von der Bühne abgetreten, als Guſtav Adolph ſeinen Siegesflug begonnen. Anfangs nur als Schöpfer eines neuen Heeres auftretend, erſchien er bald an der Spitze deſſelben; mit ihm ſank das große Uebergewicht, welches der König bis dahin gehabt, bis er ihm endlich ſelbſt ins Grab nachſank.

Nie vielleicht hatten die Angelegenheiten des Kaiſers ſchlechter geſtanden, als bei Beginn des Jahres 1632. Von den Türken mit einem An-

griff bedroht, Böhmens, Schlesiens und des größten Theils Deutschlands beraubt, im Innern seine Provinzen mit Aufruhr und Rebellion bedroht, der Hülfe Spaniens, Lothringens, der Kurfürsten von Mainz und Trier beraubt, vom Kurfürsten von Bayern, diesem alten Helfer in der Noth, nur zweifelhaft noch unterstützt, ohne Hülfsmittel endlich und ohne Unterstützung verschmähte der Kaiser dennoch jede Vermittelung zum Frieden. — So viel Muth war es werth, ihn bald in eine bessere Lage versetzt zu sehen.

Nachdem sich Gustav Adolph durch den Rheingrafen des ganzen Hundsrücks, durch den Landgrafen von Hessen des Landes zwischen der Nahe, dem Rhein und Main, ja endlich noch Mannheims durch List bemächtigt, und sich somit am Mittelrhein und in der Wetterau festgesetzt hatte, glaubte er seine Aufmerksamkeit wieder Franken zuwenden zu müssen, wo Tilly dem dort zurückgelassenen General Horn am 28. Februar einen empfindlichen Verlust beigebracht hatte, und wohin ihn außerdem auch andere Verhältnisse riefen *). Der König vereinigte sich zu diesem Behuf wieder mit

*) Die Kaiserlichen geben ihn auf 4000 Mann an und erwähnen ferner, daß man in der Stadt noch 20 Geschütze, 3000 Gewehre, 100 Centner Pulver u. s. w. genommen. Der Soldat suédois sagt, daß les Suédois y perdirent nombre de gens de marque qui furent en partie tuez, en partie pris etc.

Banner, der einstweilen die Einnahme Magdeburgs betrieben, und mit dem Herzog Wilhelm von Weimar, der in Thüringen zurückgeblieben war, so wie mit Horn, und hatte auf diese Art wieder 32,000 Mann in Franken beisammen. Der Landgraf von Hessen sollte sein Land selbst decken, und im Verein mit dem Bischof von Bremen, dem Herzog von Lüneburg und dem schwedischen General Tott, der nach der gänzlichen Unterwerfung Mecklenburgs disponibel geworden, Pappenheim aus Norddeutschland vertreiben, der dort seit einiger Zeit nicht ohne Erfolg gefochten.

Während dieser Zeit war Wallenstein als Generalissimus der kaiserlichen Armee in Böhmen aufgetreten und hatte damit begonnen, die Sachsen aus Prag, so wie überhaupt aus Böhmen zu vertreiben. An der Spitze von 40,000 Mann war ihm dieß nicht schwer geworden, und er würde seine Vortheile leicht weiter haben verfolgen können, wenn die Ereignisse im südlichen Deutschland ihn davon nicht abgehalten hätten.

Nach einigen Bewegungen der schwedischen Armee, wozu sie Tilly's Demonstrationen auf Nürnberg bewogen, dirigirte sich der König gleichfalls dahin und conzentrirte in dessen Umgegend c. 45,000 Mann. Tilly zog sich bis nach Bayern zurück, wohin ihm der König auf dem Fuße folgte. Nachdem er Donauwerth den Feinden mit einer unbedeutenden Einbuße abgenommen, ging er auf das südliche Donauufer über, um hier den vor ihm

fliehenden Gegner wo möglich zur Schlacht zu vermögen. Tilly aber hatte bereits den Lech passirt und diesen, von dem Landvolke unterstützt, in seiner ganzen Ausdehnung bis Augsburg hin besetzt, sich dieses Ortes selbst bemächtigt und alle Brücken abwerfen lassen. Gustav Adolph, ehe er etwas gegen den bayerschen General unternahm, entsandte Horn mit einigen Regimentern nach Schwaben, der sich aller Orte bis Ulm, und sogar dieses Ortes selbst, bemeisterte. Die meisten derselben waren früher vom Feinde freiwillig verlassen worden. Hiermit in Richtigkeit, forzirte der König am 5. April die Stellung Tilly's bei Rain (Thierhaupten) am Lech, wo der alte 73jährige Feldherr selbst schwer verwundet ward und vierzehn Tage darauf an dieser Wunde in Ingolstadt starb. Der König vollbrachte diesen berühmt gewordenen Uebergang unter dem Schutze von 72 Geschützen, die es ihm möglich machten, eine Bockbrücke zu Stande zu bringen. 300 Finnen, die zuerst übergingen, warfen sogleich eine Art Brückenkopf auf. Zugleich setzte ein Theil seiner Cavallerie oberhalb der Brücke durch ein Furth über den Fluß. So wie Tilly dieß gewahrte, brach er aus seiner Stellung, die ein Wald deckte, hervor, und glaubte so die bereits Uebergegangenen schlagen zu können, bevor noch die Hauptkräfte selbst defilirt hatten; doch das Glück hatte einmal den unter Siegen ergrauten Helden verlassen. Er ward von einer Falkonettkugel verwundet, und mit ihm schwand jeder Widerstand. An

3000 Mann seiner Truppen sollen auf dem Schlachtfelde, und gegen 1000 auf dem Rückzuge selbst geblieben seyn; doch geben die Berichte der Liguisten ihren Verlust kaum halb so hoch an.

Johann Tzerklas Graf von Tilly, 1559 im wallonischen Brabant geboren, hatte unter Alba, Requesens, Don Juan und Alexander Farnese in den Niederlanden gedient, und später gegen die Ungarn und Türken gefochten. Vom Herzog von Bayern berufen, das in Verfall gerathene Heerwesen seines Landes wieder in die Höhe zu bringen, und von ihm zum General-Feldmarschall ernannt, hatte er fortwährend an der Spitze des bayerschen Heeres gefochten. Wir wissen, welchen rühmlichen Antheil er an der Schlacht von Prag gehabt, und die Kriegsgeschichte kennt ihn als Sieger von Wimpfen, Höchst, Städtlow, Lutter am Barenberge, und als Erstürmer von Magdeburg. In 50 größern Gefechten und Schlachten hatte er Truppen geführt, in 26 aber befehligt und gesiegt, als ihn sein Unstern schon im Greisenalter mit Gustav Adolph zusammentreffen ließ, der, in der Blüthe seiner Jahre, den Krieg besser kannte als er, ohne deswegen ein größerer Schlachtengeneral zu seyn, als jener in Siegen ergraute Feldherr. Streng gegen sich selbst, oft zu nachsichtig gegen seine Soldaten, uneigennützig in hohem Grade, von mehr als unbescholtener Tugend, entschlossen und tapfer im höchsten Grade, schnell, verschwiegen, ward ihm die schwere Aufgabe, bis zum höchsten Greisenalter

einen Ruhm bewahren zu sollen, den ihm ein glückliches Geschick schon in frühen Jahren beschieden. Wir wissen, daß er bei Lützen Gustav Adolph's Stern erlag, und daß er von den ihm nachgerühmten drei Tugenden, nie ein Weib berührt, nie ein Glas Wein getrunken zu haben und nie besiegt worden zu seyn, wenigstens die letzte nicht mit ins Grab nehmen konnte. — Dem Greise war es nicht mehr vergönnt, mit der Kraft des Mannes zu handeln, als ihn das Geschick in ein Verhältniß warf, wo er von unsichtbaren Neidern und Feinden umringt, einem Führer entgegentreten sollte, der ihm bei numerisch überlegenen Kräften zugleich eine neue Taktik entgegensetzte. — Selten ist die Geschichte unbarmherziger mit einem Menschen umgegangen, als mit Tilly, und es ist ein Beweis hoher Parteilosigkeit protestantischer Schriftsteller unserer Zeit, daß sie ihm endlich Gerechtigkeit wiederfahren lassen und ihn besonders gegen die abgeschmackte Behauptung, als habe er seine Lust an der Zerstörung des ihm so überaus wichtigen Magdeburgs gehabt, in Schutz nehmen *). Was Khevenhiller uns sagt, „daß nämlich dem Grafen Tilly und den hohen kaiserlichen Offizieren der Jammer, das Elend und die von der unbändigen Soldateska, wenn sie etwas mit Gewalt einnimmt, verübten Grausamkeiten, sonderlich das greulich unlöschliche, da man nicht eigentlich weiß, woher entsprungene

*) Hierher gehört besonders K. A. Menzel.

Feuer, von Herzen leid gewesen, und habe es mit weinenden Augen betheuert, erstlich wegen des Untergangs einer so schönen, alten, mächtigen Stadt, und hernach, daß sie hieraus zur Unterhaltung ihrer Völker, wie auch Quartiere und Anderes, ein Ansehnliches hätten ziehen können. Daher geschieht dem gedachten Grafen und den Kriegshäuptern von den Historienschreibern Gewalt und Unrecht, wenn sie bezeugen, sie hätten an diesem Verderben und Einäschern der Stadt eine Freude und Frohlocken gehabt *)", verdient gewiß mehr Glauben, als die Fabel, die uns Canonicus Harte in seiner Geschichte Gustav Adolph's aus unzuverlässiger Quelle über die angebliche Grausamkeit des kaiserlichen Generalissimus anführt **). Und wenn Tilly nichts als ein Verstandesmensch gewesen wäre, so hätte ihn das Schicksal Magdeburgs schon aus den von Khevenhiller angedeuteten Gründen schmerzen müssen. Wir mögen daher auch lieber an die Thränen glauben — (illacrymasse visus est) — die er, selbst nach dem Zeugnisse protestantischer Schriftsteller, dem gräßlichen Schicksale Magdeburgs geweint haben soll.

Von neueren Schriftstellern ist es getadelt worden, daß Gustav Adolph nicht versucht, weiter oberhalb über den Lech zu gehen, statt den Ueber-

*) Khevenhiller Annal. Ferd. XI. S. 1813.

**) Harte Leben Gustav Adolph's I. S. 499.

gang dort, wo Tilly stand, zu forziren. Doch es ist mit Sicherheit anzunehmen, daß der König beim Recognosciren jene als so stark gerühmte Stellung nicht ohne schwache Punkte fand, und daß ihn daher der Wunsch, nochmals mit Tilly zu schlagen, wo möglich dessen neugeschaffene Armee gänzlich zu zerstreuen, und so den Kurfürsten ganz wehrlos und zum Unterhandeln noch geneigter zu machen, bewog, ihn sofort anzugreifen. Die Ueberlegenheit seiner Artillerie, unterstützt von der gut eingeleiteten Umgehung, sicherten den König ohnehin gegen jeden größeren Echec. — Daß Tilly dem Könige hierbei entgegenging, indem er seine verschanzte Stellung, welche selbst der Sieger andern Tages sehr stark fand, verließ, und so beim Vorrücken noch mehr in das Feuer der schwedischen Artillerie kam, die schon sehr verheerend für ihn gewesen, ist ebenfalls mit Recht getadelt worden; es war eine jener Maßregeln, die man allenfalls mit einem sieggewohnten Heere unternehmen kann — unter den Verhältnissen aber, wie sie waren, blieb es für Tilly eine schwer zu lösende Aufgabe. — Die Schlacht ist in taktischer Hinsicht nur insofern von Bedeutung, als der Gebrauch der Artillerie in Masse für ein Verhältniß dieser Art hier zum erstenmale vorkommt *).

Der König hatte seinen Gegner nicht verfolgt,

---

*) Et y asseoit trois batteries, sagt der Soldat Suédois. Die Ideale ꝛc. reden nur von zwei.

sondern sich nach Augsburg begeben, eine Operation, die mit seinem sonstigen Benehmen nicht recht in Einklang zu bringen. Eine schnelle Verfolgung der geschlagenen Armee, die sich auf Ingolstadt zurückzog, hätte ihm wahrscheinlich Gelegenheit gegeben, solche nochmals zum Schlagen zu bringen, und es ist keinem Zweifel unterworfen, daß er sie nicht sollte ganz zersprengt haben. Ob der König bei diesem Zuge nicht einer kleinen Eitelkeit nachgegeben, um in Person in Augsburg einzuziehen, das in der Geschichte der Confession, für die er sich angeblich schlug, so berühmt ist, dürfte kaum bezweifelt werden. Als aber der König vor Ingolstadt erschien (20.), dessen Erhaltung Tilly dem Kurfürsten noch sterbend an das Herz gelegt, fand er die Bayern unter ihrem Kurfürsten bereits verschanzt. Eine Belagerung des Orts, welche der König unternahm, führte zu keinem Resultate. Als der Kurfürst von Bayern den 22sten aufbrach und sich gegen Regensburg wandte, dessen er sich durch einen meisterhaft eingeleiteten Ueberfall bemächtigte, zog der König einige Tage später in südöstlicher Richtung fort, überschritt die Isar und rückte den 10. Mai in München ein. Eine große Menge Material gerieth hier allerdings in des Königs Hände, aber während der zwei Monate, welche der Sieger hier zubrachte (Mai und Juni), entbrannte ein wüthender Bauernkrieg, der, durch kühne bayersche Parteigänger genährt, sich nach Franken und dem Oberrhein verbreitete, und die schwedischen

Truppen in eine Menge nicht immer sehr brillanter Unternehmungen verwickelte. Zugleich bedrohte Oberst Ossa aus Schwaben her so sehr den König, daß sich dieser selbst genöthigt sah, gegen ihn zu marschiren. Doch nun drangen plötzlich die Bayern wieder gegen München und Weissenburg vor. Dieß veranlaßte den König, dem Herzog Wilhelm von Weimar den Befehl auf dem rechten Donauufer zu lassen, und sich mit dem Gros der Armee sofort gegen Donauwerth in Bewegung zu setzen.

Doch was der König hierdurch zu bezwecken strebte, die Vereinigung der Bayern mit dem heranrückenden Wallenstein zu hintertreiben, und wo möglich den Kurfürsten noch zuvor zu schlagen, ward gänzlich verfehlt. Der günstige Moment war hierzu verfehlt. — Die Kavallerie Wallensteins, der nach Zurücklassung von etwa 8000 Mann in Böhmen, über Eger in die Ober-Pfalz eingedrungen war, nahm den Kurfürsten auf dem Marsche nach Weiden auf, während der König Sulzbach und Amberg nahm *).

Die beiden vereinten Armeen zählten jetzt 60,000

*) Der Leser, welcher sich für einzelne Züge interessirt, findet in den Annal. Ferd. XII. S. 24 die Schilderung der ersten Zusammenkunft des Kurfürsten von Bayern und Tilly's. — Die Curiosi bemerkten dabei, sagt Khevenhiller, daß der Kurfürst die Kunst zu dissimuliren besser als der Herzog gelernt.

Mann — eine Macht, welcher der König durchaus nicht gewachsen war. Die Ungewißheit der Absichten Wallensteins erhöhten noch das Ungünstige dieses Verhältnisses. Der König, für Sachsen fürchtend, entsandte zuvörderst 4000 Mann dorthin und bezog dann mit den 16,000 Mann, die ihm verblieben, ein festes Lager bei Nürnberg (17. Juni). Sein neuer Gegner marschirte von Sulzbach nach Neumark, musterte hier sein Heer und erschien dann gleichfalls vor Nürnberg, wo er sich südwestlich von der Stadt, etwa eine Stunde vom schwedischen Lager, stark verschanzte (30. Juni).

Die Stellung beider Heere ist in der Kriegsgeschichte berühmt geworden. Der Zweck dieses Werkes erlaubt es nicht, hier weitläuftige Beschreibungen davon zu geben. Wir begnügen uns, zu bemerken, daß Wallensteins Lager einen Umfang von 52,643 Schuh, also über $2\frac{1}{2}$ Meilen hatte, und in drei Tagen vollendet war. Es näherte sich in seiner Hauptmasse einem länglichen Viereck, dessen Linien mehrfach aus- und einwärts gebrochen waren, in seinen Hauptconturen aber dem Terrain folgten. Außerdem lagen 13 verschiedene detachirte Werke nach allen Richtungen um dasselbe, von denen die mehrsten selbstständig und geschlossen waren. Harte tadelt, daß die Gräben zu schmal gewesen — ein Tadel, den der Verf. des tableau milit. zu Francheville unbegründet findet. Dieser führt es noch besonders rühmend an, daß Wallenstein sich geschickt große Ausfallspforten offen erhalten,

die es ihm möglich gemacht, aus der Defensive schnell in die Offensive überzugehen, was ihm beim Angriff des Lagers trefflich zu Statten kam.

Gustav Adolph's Lager hatte, ohne die einzelnen Biegungen in Anschlag zu bringen, welche die technische Ausführung der verschiedenen Werke verlangte, gleichfalls an $2\frac{1}{2}$ Meilen im Umfange. Der größere Durchmesser desselben betrug über $\frac{3}{4}$ Meilen. Das Lager umgab die Stadt nach allen Seiten und bildete in seiner Hauptmasse vier bastionirte Fronten, vor denen noch mehrere isolirte Redouten lagen, die sich untereinander vertheidigten. Harte sagt, daß die Grabentiefe der weniger wichtigen Werke 8, und die Breite 12, die der Hauptwerke aber 12 Fuß Tiefe und 18 Fuß Breite betragen habe. — Wie rüstig man geschanzt, geht wohl daraus hervor, daß man in zwei Tagen mit der Hauptsache fertig war; 300 Kanonen vertheidigten das Lager. Als Reserve dienten seinen Vertheidigern 24 aus der Bürgerschaft formirte Compagnien, die in aller Eile ausgehoben und exercirt wurden. Die Art der Verpflegung, so wie der ganze Lagerdienst des Königs, verdient als musterhaft bezeichnet zu werden.

Die Gefechte und Kämpfe, welche um Nürnberg geliefert wurden, tragen so ganz das Gepräge ihrer Zeit, weichen so wenig von dem gerade Usuellen ab, daß sie, so interessant sie zur näheren Würdigung der beiden hier fechtenden Generale seyn mögen, zu der von uns zu lösenden Aufgabe jedoch

weiter keiner Erwähnung bedürfen. Vielleicht dürfen wir hiervon nur die Verwendung der Artillerie beim Angriff auf die Altenfeste ausnehmen, die, Harte gemäß, mit 200 Stücken vorbereitet ward. Doch fehlen gerade hierzu die Details.

Etwas anderes dürfte es mit den höheren Rücksichten, welche die Maßregeln der beiden Feldherren überhaupt bedingten, seyn. — Ob Gustav Adolph dem Geiste der Kriegskunst gemäß handelte, mit so unbedeutenden Kräften einem so überlegenen Heere, das unter einem ganz respectabeln Feldherrn stand, gegenüber zu erscheinen, und sich gewissermaßen dem Zufall preiszugeben, ist bis jetzt von keinem unserer militairischen Schriftsteller, die sich mit diesem Kriege beschäftigt haben, gehörig gewürdigt worden. Es ist jedoch keinem Zweifel unterworfen, daß wenn Wallenstein, statt ganz unnützerweise drei Tage zu verlieren, direkt und schnell gegen den König marschirt wäre, er diesen in eine üble Lage versetzt haben würde. Gustav Adolph selbst scheint dieß auch sehr richtig gewürdigt, und dieserwegen die Verschanzung seines Lagers so schnell betrieben zu haben. Als er endlich dem Könige gegenüber ankam, war es zu spät. Hätte der König von Schweden zu seinem Marsche gegen Wallenstein seine gesammten Kräfte vereinigt, momentan seine Eroberungen, die Hauptfestungen etwa ausgenommen, aufgegeben und einen Bewegungskrieg gegen Wallenstein eingeleitet, so hätte er diesen wahrscheinlich sehr bald zum Schla-

gen gebracht und auch geschlagen, ehe die neugeschaffene Armee noch rechtes Vertrauen zu sich gefaßt hätte. Als nach sechswöchentlichem Verweilen endlich der König seine Armeen zu conzentriren sich genöthigt gesehen, war ein günstiger Erfolg von einem Angriffe auf Wallensteins stark verschanztes Lager, dessen Besatzung sich überdieß in täglichen Kämpfen gestählt, zu seinem alten Führer wieder Vertrauen gefaßt hatte, kaum noch zu hoffen. Der Erfolg eines Angriffs stellt diese Annahme auch ganz außer Zweifel. Gustav Adolph, sagt Schiller von den Verhältnissen sehr richtig, ward hier zum ersten Male in Deutschland besiegt, weil er nicht Sieger war. — Die Vereinigung der verschiedenen Heertheile, welche der König nach dem Lager beorderte, und welche seine Armee nach und nach auf c. 60,000 Mann brachten, ward von dem Könige mit eben so viel Einsicht als Glück geleitet *). Ebenso ward auch sein Abmarsch aus dem Lager mit der ihm eigenen Zuversicht und Kühnheit ins Werk gesetzt.

Wallensteins Benehmen scheint besonders

*) Oxenstierna war eigentlich noch früher, als er vom Könige den Befehl dazu erhalten, vom Rhein nach Nürnberg aufgebrochen und hier über Aschaffenburg, Würzburg, Kitzingen und Aurach mit vielen Lebensbedürfnissen eingetroffen. — Später ihm zugegangene Befehle enthielten erst die Weisung, bald zu kommen und alles Zusammentreffen mit dem Feinde zu vermeiden.

darum Tadel zu verdienen, daß er nicht sofort nach seiner Vereinigung mit dem Kurfürsten von Bayern gegen den König marschirte und ihn angriff, wo er ihn fand. Der Ausgang würde nicht zweifelhaft geblieben seyn; denn so brav auch des Königs Häuflein, so einsichtsvoll er selbst als General und Taktiker auch gewesen seyn mag, so würde der Sieg sich doch höchst wahrscheinlich auf Wallensteins Seite geneigt haben — ja nehmen wir sogar an, der König hätte gesiegt, was würde wohl der Erfolg des Sieges gewesen seyn? — Vielleicht wäre sogar ein gut combinirter und entschlossener Angriff auf das Lager des Königs in den ersten Tagen seiner Ankunft nicht ganz ohne Erfolg geblieben, aber er konnte, da der König in Nürnberg selbst ein vortreffliches Reduit hatte, nie ein solches Resultat, wie ein Sieg in offener Feldschlacht geben. — Ob der Plan, welchen Bülow in seinem Gustav Adolph in Deutschland vorschlägt, Wallenstein zu einem günstigern Resultat geführt haben würde, als das Ausharren in der festen Stellung, mag dahingestellt bleiben *). Ein Corps nämlich hätte sich nach seiner Ansicht im Lorenzwalde verhauen, ein anderes im Sebalder Reichswalde, und ein drittes bei Fürth lagern sollen. Diese, versichert er, wären hinreichend gewesen, den König einzuschließen. Wir wollen uns nicht in Untersuchungen hierüber einlassen, und bemerken nur flüchtig, daß Thei-

*) II. S. 201.

lung der Kräfte einem solchen Gegner gegenüber immer eine mißliche Sache bleibt.

Nach einem Aufenthalt von 8 Wochen und 5 Tagen, und einem Verlust von etwa 19,000 Mann, ein Verlust, der die Gesammtstärke des Heeres, womit Gustav Adolph einst landete, um mehrere Tausend Mann übersteigt, und was mehr sagen will, mit dem Verlust des Glaubens an seine Unbesiegbarkeit, räumte der König endlich am 15. September sein Lager, und zog nach Neustadt an der Aisch *).

Wallenstein blieb unbeweglich stehen, weil er in des Königs Marsch nur eine Kriegslist sah. Auch er hatte an 15,000 Mann durch das Schwert und den Hunger verloren — aber ihm war der Ruhm geblieben, der erste unter den deutschen Generalen gewesen zu seyn, der, wenngleich nicht Sieger, doch unbesiegt aus dem Kampfe mit dem unbesiegbaren Gegner hervorging. Während er starke Detachements nach Sachsen entsandte, nahm er später selbst eine Stellung bei Forchheim, zog hier viele zerstreute Garnisonen an sich und beobachtete den König.

Was sich, während der Ereignisse um Nürnberg, in Schwaben, am Mittel-Rhein, am Ober-

*) Eine gute Uebersicht, so wie auch einen genügenden Plan zu den Ereignissen um Nürnberg giebt für den, der Kausler's Pläne nicht hat, M. Schuh, k. bayerscher Lieutenant, in seinem Rückblick auf die Kriegsereignisse um Nürnberg im Jahre 1632 ꝛc. Nürnberg 1824, bei Fried. Campe.

Rhein, in Nieder-Sachsen, Hessen, Westphalen, in Sachsen und Schlesien zugetragen, ist ohne Bedeutung für unseren Zweck, und darf daher füglich unerwähnt bleiben.

Der König, da er sah, daß für Nürnberg nichts mehr zu fürchten, detachirte nach dem Mayn und Bayern, und ging mit dem Hauptheere selbst nach Dünkelsbühl, und später über die Donau. Wallenstein war unterdessen nach Bamberg gezogen, von wo der Kurfürst von Bayern mit seiner Armee nach seinen Staaten eilte. Der König unternahm später sogar die Belagerung von Ingolstadt, angeblich um den Krieg im südlichen Deutschland fortzuführen und sich später auf Wien zu dirigiren. Da aber Wallenstein hiervon gar keine Notiz nahm, sich im Gegentheil Coburgs bemächtigte und dann über Cronach und Plauen durch das Voigtland in das Kurfürstenthum Sachsen eindrang, so glaubte der König zu seiner Rückkehr dahin keine Zeit verlieren zu dürfen. Oxenstierna's Rath, den Aufstand der Bauern in Ober-Oesterreich zu benutzen und rasch durch die Erbländer auf Wien vorzudringen, mußte der Pflicht für des Königs Bundesgenossen weichen.

Nachdem sich die Schweden also bei Schweinfurt conzentrirt, begannen sie den Rückzug und gelangten durch den Thüringerwald nach Arnstedt, wo sich der Herzog Bernhard von Weimar wieder mit dem Könige vereinte. Sie erreichten den 29. October Erfurt in der Stärke von etwa 20,000 Mann,

nachdem der König sowohl die Rheingegenden, als auch Schwaben hinlänglich mit Truppen versehen hatte *).

Den 1. November hatte der König Naumburg erreicht, wo er sich sofort sorgfältig verschanzte — ein Umstand, der Wallenstein in Ungewißheit über des Königs Maßregeln erhielt. Der österreichische Generalissimus nämlich hatte sich mit seinem Marsch nach Sachsen nicht sehr übereilt und war erst den 18. October vor Leipzig angekommen, das sich ihm sammt der Pleissenburg am 23sten desselben Monats ergeben. Von hier aus hatte er sich bereits gegen die Elbe in Bewegung gesetzt, um Dresden zu belagern, als er Gustav Adolph's Ankunft in Erfurt erfuhr. Er kehrte darauf sofort um und conzentrirte an 40,000 Mann zwischen Leipzig und Naumburg. Im Begriff, dem Könige entgegenzugehen und ihm, wo möglich, an der Saale zuvorzukommen, erfährt er dessen Ankunft in Naumburg und zugleich auch, daß er sich dort sorgfältig verschanze. In einem Kriegsrath ward darauf beschlossen, den König in seinen Verschanzungen nicht anzugreifen, sich aber in Bereitschaft für alle Verhältnisse zu halten. Er versammelte daher die Armee in enge Cantonirungen um Merseburg (4. November), wodurch er sich zwischen den Sachsen, die an der Elbe bei Torgau standen, den Schwe-

den

*) Gualdo giebt dem Könige 17,000 Mann bei seiner Ankunft in Erfurt.

en bei Naumburg und endlich den Lüneburgern, welche aus Nieder-Sachsen heranzogen, befand — r befand sich also, wie Jomini sagen würde, auf der innern Linie. Zugleich hatte er Beobachtungs-orps bis Weissenfels, Altenburg und Zwickau vor-geschoben. Dann hatte er Pappenheim gegen Halle detachirt, der sich dieses Ortes am 22. October bemächtigt. So ward es dem kaiserlichen Gene-ralissimus möglich, sich nach dem nördlichen Deutsch-land zu ziehen, und selbst, im Fall es dem Könige gelänge, sich mit den Sachsen und Lüneburgern zu vereinen, ohne vorher geschlagen zu haben, den Feind von den Erbstaaten entfernt zu halten. Dann hatte er dem Könige auch, wie Khevenhiller bemerkt, hierdurch den Weg nach Leipzig aufgelassen, und sich so die Möglichkeit reservirt, ihn während des Marsches anzugreifen *).

Der König, nachdem er seine Lage reiflich er-wogen, die Abwesenheit Pappenheim's, und daß Wallenstein seine Armee cantoniren lassen, er-fahren, wählte auch wirklich den Weg nach Leip-zig, in der Absicht, Wallenstein plötzlich, ja wi-der alles Vermuthen anzugreifen. Und wirklich war dieser für den Augenblick nicht in der Ver-fassung, seinen früheren Plan ins Werk setzen zu können. Als er nämlich den Anmarsch des Königs erfuhr, war Pappenheim noch mit der Belage-rung der Moritzburg in Halle beschäftigt, deren

*) Annal. Ferd. 12. S. 187.

Commandant ganz kurz erklärt hatte, er wüßte nichts anders als Kraut und Loth und die Spitze vom Degen zu Willen. Zwar befahl Wallenstein dem General, sofort alles stehen und liegen zu lassen und sich zu ihm zu incaminiren, aber wir werden aus dem Verlauf der Sache sehen, daß nicht Alles so ging, wie es gehen sollte.

In einem Kriegsrath, den Wallenstein bei der Nachricht vom Anmarsch des Königs hielt, ward beschlossen, ihn anzugreifen. Die Armee setzte sich daher auch sofort in Bewegung und kam den 5. November des Morgens bei Lützen an, wo sie sich mit dem rechten Flügel hinter Lützen, und mit dem linken gegen den Floßgraben, doch etwas zurückgebogen, aufstellte und zugleich General Isolani mit seinen Croaten gegen die Rippach vorschob.

Der König, der auf Isolani stieß, griff diesen sogleich an und warf ihn ohne Verlust aus der starken Stellung auf das Hauptcorps zurück. So wie es scheint, biwakirte der König dann in dieser Gegend und verwandte den Rest des Tages auf Recognoscirung der Umgegend.

Die Gegend, in welcher der große Kampf um die Herrschaft Deutschlands ausgekämpft werden, und wo die beiden größten Feldherren ihrer Zeit um den Sieg streiten sollten, der bei Nürnberg zweifelhaft geblieben, gehört mit zu den ebensten des nördlichen Deutschlands, die südlich durch die

Defileen der Rippach begrenzt wird, und aus der nördlich am fernen Horizont der Petersberg hervorsteigt. Selten bedeckt eine kurze Waldstrecke den fruchtbaren, bei trockener Jahreszeit festen Boden, sagt der Historiograph dieser Schlacht *); nur die Dörfer, umgeben von Bäumen und Gärten, mit Hecken und Mauern umschlossen, so wie lange Reihen von Weidenbäumen oder von anderem Laubholz, welche die Gewässer und Landstraßen begleiten, fesseln das weithin schweifende Auge. Der Floßgraben, ein zum Holzflößen künstlich geleiteter Arm der Elster, welcher in die Saale ausmündet, durchzieht diese Ebene in nordwestlicher Richtung. Er hat steile, erdige Ufer mit aufgeworfenen Rändern und bildet ein Hinderniß, welches angesichts des Feindes an den mehrsten Stellen beschwerlich zu überschreiten. Die Breite wechselt von 12 bis 35 Fuß; die erdige Einfassung hat 3—15 Fuß Höhe. Das Wasser im Graben selbst beträgt keinen Fuß, und erlangt nur im Frühjahr die Höhe von 2—3 Fuß. Von der Brücke auf dem Meuchener- bis zum Skölbinger Wege beträgt dessen Breite 30—35 Fuß, und die Höhe der Ufer 12 bis 15 Fuß. Unterhalb läuft er dann 800 Schritt bei einer Breite von 15—20 Fuß fort — doch sind die Ränder hier niedrig und haben etwa nur 3—6 Fuß. Noch weiter abwärts, bis zur Brücke

*) Die Schlacht bei Lützen, den 6. November 1632, von C. Frhr. v. Vincke 1832. S. 39.

auf dem Tronitzer Wege, hat er nur 12—15 Fuß Breite und seine Ufer sind sehr niedrig. Das Bett des Floßgrabens selbst ist überall fest. Die Ebene, durch welche er fließt, ist bei nasser Witterung sehr feucht, und deshalb mit mehreren Entwässerungsgräben durchschnitten — zu denen zur Zeit der Schlacht selbst auch der heutige Mühlgraben gehörte. Die Wiesen um Lützen selbst, welche jetzt trocken sind, waren damals jedoch naß und impracticabel. Zwischen den Dörfern Röcken, Bothfeld und Schwoitz, so wie unterhalb Lützen, längs des heutigen Mühlengrabens, sind nasse Wiesen, die mehrere breite und sumpfige Gräben und ein Hauptabzugsgraben von 14 Fuß Breite und 12 Fuß Tiefe durchschneiden, und die, je nachdem die Witterung trocken oder naß ist, leicht oder sehr schwer zu passiren sind. Das Sköfiger Gehölz hat ebenfalls sumpfigen Grund. — Das Städtchen Lützen hatte damals ohne Zweifel dieselbe Ausdehnung wie heute. Doch war die Mauerbefestigung in gutem Zustande, so wie auch das Schloß, das einen Wall und zwei Wassergräben hatte. Lehmwände umgaben und schieden die Gärten. Im Jahre 1771, als der preußische Lieutenant Hennert, der den discours sur les batailles etc. zu Francheville geschrieben, das Schlachtfeld aufnahm und beschrieb, existirten noch das Müller- und Tischlerhaus vor der Stadt. Von jenen vier Windmühlen jedoch, welche die alten Pläne angeben, bestehen nur noch zwei. Dagegen sind zwei neue Wassermühlen entstanden. Den Galgen,

der in der Schlachtrelation wiederholentlich vorkommt, und der sich auf einer unbedeutenden Erhöhung befand, bezeichnen heute nur noch einige Spuren. Der Weg, den Wallenstein zu seiner Aufstellung benutzte, wie wir später sehen werden, bestand noch im Jahre 1771, hatte eine Breite von 32 Schritt, in der Mitte einen 8 Fuß breiten Steindamm, und zu beiden Seiten 3 Fuß tiefe und 4 Fuß breite Gräben. Nach dem Floßgraben hin erhob sich dieser Damm bis auf 4 Fuß über den Horizont, während er nach Lützen sich allmählig verflachte.

Wallenstein hatte sich östlich der Stadt, und zwar nördlich der großen Leipziger Straße aufgestellt. Die Stadt lag in geringer Entfernung von seinem rechten Flügel, die Windmühlen vor demselben. Die Landstraße selbst lief vor der ganzen Front und wurde noch zu einer Verstärkung derselben benutzt, indem der österreichische Feldherr befahl, die Gräben derselben um 4 Fuß zu vertiefen. Der linke Flügel entbehrte einer Anlehnung, und hatte solche nur mittelbar in dem in einiger Entfernung fließenden Floßgraben.

Ueber die Aufstellung der Armee Wallenstein's existiren mehrere Berichte, welche alle auf Glaubwürdigkeit Anspruch machen. Die von Förster mitgetheilte Disposition der Truppen, angeblich von Wallenstein's eigener Hand *), welche

*) II. S. 278.

die letzte und neueste Mittheilung hierüber ist, hat zu einer richtigern Würdigung der Verhältnisse nichts beigetragen, indem sie mit keiner der vorhandenen Beschreibungen in Einklang zu bringen. Ihr gemäß bildete die Infanterie zwei Haupttreffen. Im ersten sechs Regimenter, mit vier kleinen Haufen, als Reserve hinter den Interwallen; im zweiten wieder vier Regimenter, und hinter diesem eine Art Reserve in zwei Linien, die erste Linie zwei kleinere, und die zweite zwei größere Vierecke bildend. Die Infanterie formirte demnach fünf Treffen, wenn wir die Haufen hinter der resp. Linie als solche wollen gelten lassen. Auf den beiden Flügeln befanden sich resp. sechs große Cavallerie-Massen hintereinander, die sich einander echellonirend, die Flanken der ganzen Aufstellung deckten.

Es ist mit Recht angenommen worden, daß dieß nur eine vorläufige Stellung war, in der die Truppen einer anderweitigen Disposition, wie sie vielleicht später Statt fand, entgegensahen. —

Wir übergehen andere Mittheilungen und Ansichten über die Aufstellung zur Schlacht, und bleiben bei der stehen, welche fast von allen Militairs angenommen worden. — Vier große Terzias, oder Bataillons, bildeten das Centrum der Armee und waren treffenförmig formirt. Das Bataillon, welches in erster Linie stand, zählte 25 Compagnien; die beiden Bataillone, welche es echellonirten, zählten 16 Compagnien; das vierte Bataillon aber, in dritter Linie, bestand aus 22 Compagnien. Die

taktische Formation dieses Bataillons war die der Zeit, d. h. es formirte eine feste Masse, deren Kern aus Pikenieren, die äußeren Glieder aber aus Musketieren bestanden. Links neben diesen Truppen standen zwei Linien Cuirassiere — in erster fünf Regimenter, in drei großen Geschwadern, in zweiter 30 Compagnien, ebenfalls in drei Geschwadern. Wir müssen annehmen, daß sie eine Formation hatten, wie wir ihrer früher gedacht (S. 80.). Den äußersten linken Flügel schlossen die Croaten, unter Isolani, die zwei große Massen bildeten, von denen die in erster Linie 28, die in zweiter aber 10 Schwadronen stark waren. Auch sollen hier die Troßbuben der Armee aufgestellt gewesen seyn, um die Armee selbst zahlreicher erscheinen zu lassen. — Auf dem rechten Flügel, unmittelbar am Corps de bataille, finden wir zunächst 24 Schwadronen Cuirassiere in zwei Linien, jede in einem Geschwader. An sie schließen sich zwei Kavalleriegeschwader in einem Treffen, die einige Pelotons Musketiere zwischen sich hatten. An sie rechts schloß sich eine Terzia an (16 Compagnien neugeworbener Truppen), neben welcher ein Geschwader Dragoner und Croaten den rechten Flügel gegen Lützen verlängerte. Vor diesem stand eine Batterie von 17 schweren Geschützen, welche bei den Mühlen placirt war und die Front der Stellung selbst schräg bestrich. Eine andere Batterie von sieben Geschützen befand sich vor dem Centrum, nahe an der Landstraße. Nach den Ueberlieferun-

gen von Förster und Archenholz war diese Batterie verschanzt, was jedoch schwerlich viel zu bedeuten gehabt haben dürfte. In den vertieften Gräben an der Landstraße lagen Musketiere embuskirt. Ob Lützen selbst von den Kaiserlichen besetzt gewesen, ist nicht mit Gewißheit zu bestimmen; doch läßt der Gang der Schlacht, wie wir sehen werden, dieß kaum vermuthen. Hinter dem Centrum der Armee, unweit des Galgens, waren die Munitionswagen aufgefahren — die Bagagen, Canally, Bagagy auf dem Wallenstein'schen Plan bezeichnet, waren, so wenigstens sagen uns mehrere Angaben, und so läßt es sich auch vermuthen, nach Leipzig geschickt worden. Der Herzog von Friedland, umgeben von dem Prinzen von Toskana, dem General-Commissair Grafen Michna und allen Offizieren und Edelleuten des Gefolges, befand sich angeblich krank und auf einem kleinen Wagen, oder in einer Senfte bei den Truppen im Centrum. Officutz commandirte die gesammte Infanterie. Feldmarschall Holk befehligte den rechten Flügel, General Götz den linken. Pappenheim, der von Halle her erwartet ward, sollte den linken Flügel verstärken und zugleich den Befehl desselben übernehmen. —

Ueber die Stärke der Armee herrschen gleichfalls verschiedene Angaben. An der Schlacht selbst dürften etwa 25,000 Mann Theil genommen haben. Die Stärke der ganzen Armee betrug wahrscheinlich, wenn wir Pappenheim mit dazurech-

nen, 30—32,000 Mann. Da jedoch die Infanterie desselben erst nach der Schlacht anlangte, so schlugen sich bei Beginn der Schlacht etwa 20 bis 22,000 Mann, die sich im Laufe des Kampfes durch die Ankunft der Pappenheim'schen Reiterei allmählig auf die eben angegebene Zahl verstärkten. Darunter befanden sich 161 Compagnien Cavallerie, die ein Total von 16,000 Pferden gebildet haben sollen. Auf jeden Fall waren die Kaiserlichen schwächer wie die Schweden, was auch vom Grafen v. Decken, dem neuesten Schriftsteller hierüber, angenommen worden *).

Gustav Adolph, der die Ankunft des Kurfürsten von Sachsen, wie seine Generäle es riethen, nicht abzuwarten für nöthig befunden, überschritt in der Nähe des Skölziger Bruches den Floßgraben, marschirte etwa 15—1800 Schritt vom Feinde auf, und begann sich zur Schlacht zu formiren. Wie es scheint, trieb den König dießmal ebensowohl das Gefühl einer gewissen Ueberlegenheit, als auch sein durch die Ereignisse bei Nürnberg etwas gekränktes Ehrgefühl zum Kampf. Die laut ausgesprochene Ansicht, daß es ihm unerträglich sey, Wallenstein noch so in seiner Nähe zu wissen, ohne ihm zu zeigen, daß es nicht an ihm gelegen, wenn es nicht früher zur Schlacht gekommen — daß er nun zeigen müsse, was er zu thun im Stande, da er ihn aus seinem Versteck heraus-

*) Georg von Lüneburg II. S. 119.

getrieben — Aeußerungen, womit er seine Generale, die ihm riethen, die Vereinigung mit den Sachsen abzuwarten, tröstete, beweisen nur zu sehr, daß es nicht rein militairische Gründe waren, die ihn zur Schlacht trieben. Die Schlachtordnung des Königs selbst war der von Breitenfeld ziemlich analog. Seine Armee hatte zwei Treffen gebildet, in der die Infanterie die Mitte, die Cavallerie aber die Flügel einnahm. Der rechte Flügel, welchen der König selbst führte, bestand aus sechs Regimentern schwedischer und finnischer Reiter in einem Treffen; ein zweites aus sechs Regimentern deutscher Reiterei. — Das Centrum im ersten Treffen, unter dem Befehl von Niklas Brahe von der Wisingsburg, bildete vier Brigaden, unter denen die gelbe, blaue und grüne *). Das zweite Treffen desselben bestand aus eben so viel Brigaden deutscher Truppen. Sie führte

*) Der Swedish Intelligencer, dessen wir in der Literatur dieser Periode erwähnen, und der uns erst sehr spät zugegangen, sagt, daß die Brigaden den Namen von den Farben des Feldzeichens (colours) des ältesten Obersten in der Brigade gehabt (I. 28.). Hierdurch wäre also die allgemeine Meinung, daß jene Benennungen von den Uniformen der Brigaden herkämen, ganz irrig. — Wie aber stimmt dieß mit Chemnitz zusammen, der I. S. 467. sagt, daß Brahe an der Spitze seiner Gelbröcken über die massen mannlig gefochten? —

Dodo von In- und Kniphausen. — Den linken Flügel bildeten zwölf Cavallerie-Regimenter, sechs in jedem Treffen. Es waren deutsche Regimenter, Kur- und Liefländer, welche der Herzog Bernhard von Weimar befehligte. Ein Cavallerie-Regiment im Centro des zweiten Treffens bildete eine Art Reserve. — Die Cavallerie war durchgehends mit kleinen Musketierpelotons durchflochten, welchen der König 40 leichte Geschütze beigegeben, die von demselben im ersten Treffen beider Flügel vertheilt waren. — Vor jeder Brigade des ersten Treffens standen ferner fünf große Feldstücke, also 20, was uns in Summa 60 Geschütze giebt. Die Angaben der Stärke des Heeres wechseln von 18—27,000 Mann. Es ist fälschlich angenommen worden, daß sie nur 20,000 Mann betrug *).

Ein dichter Nebel, welcher auf der Flur lag, schob den Beginn der Schlacht um fast drei Stunden hinaus. Beide Heere brachten aufmarschirt und formirt die Morgenstunde zu, und nur die Croaten scharmuzirten mit den schwedischen leichten Truppen. Völlig zum Kampfe gerüstet hielt das schwedische Heer noch Gottesdienst. — Luther's bekanntes Lied: eine feste Burg ist unser Gott, der Psalm: es woll' uns Gott gnädig seyn, und ein vom Könige angeblich selbst gedichtetes Lied schall-

*) Man vergleiche des Grafen v. Decken Georg am oben angeführten Orte.

ten, unter Begleitung der Feldmusik, zu den Kaiserlichen herüber. Der Schweden Schlachtruf war, wie bei Breitenfeld. — Eine kurze Anrede, womit der König beim Herunterreiten der Front die Seinigen zur Schlacht anfeuerte, und worin er sie mit der ihm eigenen Siegeszuversicht zur Ausdauer ermunterte, verfehlte ihren Zweck nicht. Die Geschichte hat mit Sorgfalt Alles aufbewahrt, was des Königs Person selbst angeht. Er ritt einen Grauschimmel, und war mit einem einfachen Tuchrock mit einem Koller von Elentshaut bekleidet — ein Hut mit einer breiten Krempe und eine einfache Feder daran bildete seine Kopfbedeckung. Den Wunsch seiner Freunde, für diesen Tag eine Rüstung anzulegen, wies er mit den Worten von sich, daß Gott sein Harnisch! —

Der Herzog hatte früh des Morgens die Generäle und Obersten an seinen Wagen beschieden, mit denen er noch Verschiedenes über die Anordnungen zur Schlacht besprach. Dann ließ er sich sein Schlachtroß vorführen. Die Steigbügel waren, heftiger Gichtschmerzen wegen, mit Seide umwickelt. Doch vermochte er nur einen Theil der Schlachtlinie zu durchreiten, den andern ließ er sich in einer Senfte tragen, oder durchfuhr sie auf einem kleinen Wagen. Auch er sprach Worte des Muths und Vertrauens zu seinen Soldaten, erinnerte sie an ihre Thaten, an ihren Ruhm, und verhieß den Tapferen Belohnungen und Ehrenstellen. Jesus Maria war das Feldgeschrei, mit dem er sie zur Schlacht führte.

Es mochte 10 Uhr seyn, als sich der Nebel zertheilte und das Signal zur Schlacht gegeben ward. Der rechte schwedische Flügel reichte vorwärts des Skölzig-Gehölzes bis an den Floßgraben. Der linke hatte Lützen links vor sich; hinter der Mitte selbst lag Gursitz, jetzt Meuchen. Vom Skölziger Gehölz, wo Bernhard das Geschütz aufgepflanzt, eröffnete die Artillerie ihr Feuer — doch währte dieß nicht lange, indem der König alsbald der ganzen Linie befahl, vorzurücken. Er selbst setzte sich vor das linke Flügel-Regiment des rechten Flügels (Stenbock) und führte es mit den Worten: Nun wollen wir dran, das walt' der liebe Gott! Jesu, Jesu, Jesu! hilf mir heut streiten, zu deines heiligen Namens Ehre — gegen den Feind.

Wie es scheint — denn gewiß läßt sich nichts sagen, da der Pulverdampf dort gleichsam auf der Erde haften blieb und jede Umsicht erschwerte, und es selbst unmöglich war, nur etwas um sich zu sehen — rückte die ganze Linie, nur von einzelnen feindlichen Reitermassen wenig aufgehalten, gegen den großen Weg vor. Hier erhielt sie sowohl von den Musketieren, welche in dem Graben steckten, als auch von den auf der Landstraße aufgestellten Leuten ein lebhaftes Feuer. Die Kavallerie, theils hierdurch, theils auch durch den Graben, den sie nicht glaubte passiren zu können, eingeschüchtert, wich; aber die drei Brigaden vom rechten Flügel des Centrums dringen muthig über den Graben, nehmen die Batterie mit sieben der Geschütze, welche vor

dem Centrum der Wallenstein'schen Infanterie standen, und werfen sowohl das Viereck, welches in erster Linie stand, als auch das, welches es links in der zweiten echellonirte. Aber im Angriff auf das dritte wurden sie von der Terzia in dritter Linie selbst angefallen und unter Mitwirkung der Cuirassiere, welche zunächst dieser Infanterie im zweiten Treffen standen, mit Verlust zurückgeworfen. Es versteht sich von selbst, daß die sieben eroberten Geschütze hierbei wieder verloren gingen. Zu gleicher Zeit hatten die bei den Mühlen aufgestellten 16 Geschütze, welche die vorrückende schwedische Linie echarpirten, dieser einen bedeutenden Verlust verursacht.

Die hierdurch entstandene Pause ward dazu benutzt, das linke Flügel-Regiment des Centrums, welches vorzugsweise gelitten, hinter das Müllerhaus zurückzuziehen, und die schwedische Artillerie in die hierdurch entstandene Lücke aufzufahren. — Unterdessen war es auch dem Könige gelungen, über die Gräben, welche den Weg einfaßten, zu setzen, und die dahinter stehenden drei Geschwader Cuirassiere des linken Flügels, welche das erste Treffen bildeten, zu werfen. Wahrscheinlich war dadurch auch das zweite Treffen, wenngleich auch nicht entamirt worden, so doch in Unordnung gerathen und theilweise gewichen. Wie es schien, so war hierdurch der Sieg, wenn auch gerade nicht entschieden, so doch hinlänglich vorbereitet. Aber in diesem entscheidenden Augenblicke

wahrscheinlich wird dem Könige die Nachricht, daß seine Infanterie geworfen, und daß sie in Unordnung zurückweiche. Um diesem Ereigniß, das von der größten Wichtigkeit werden konnte, zu begegnen, will er sich an der Spitze des smaländischen Regiments jenem Theil des Schlachtfeldes zuwenden; aber, von seinem Ungestüm getrieben, ist er, von nur einigen Leuten gefolgt, dem Regimente weit vorangeeilt und geräth hier unter feindliche Truppen. Bald fühlt sich der König von einer Kugel im linken Arme verwundet — sein Unstern lenkt bald mehrere Feuerröhre auf ihn, und von mehreren Schüssen getroffen, sinkt er wahrscheinlich schon leblos vom Pferde und wird dann noch eine Strecke geschleift. Sein flüchtiges, mit Blut besprengtes Roß, das herrenlos zu den Truppen flieht, bringt ihnen die Kunde von des Herrn Tode, oder, was vielleicht noch schlimmer war, von ihres Königs Gefangenschaft. Eine wie die andere Annahme macht die Truppen um so bereitwilliger, dem neuen Führer Herzog Bernhard von Weimar, der für den Fall eines Unglücks dieser Art schon zum Anführer bestimmt war, mit Muth auf der Bahn der Rache und des Sieges zu folgen. Das Fußvolk formirt sich aufs neue, und während es unaufhaltsam in der Front vordringt, die Truppen aus den Gräben am Wege vertreibt und diese selbst überschreitet, geht der Herzog von Weimar selbst mit den drei Cavallerie-Regimentern des linken Flügels und einiger Infanterie zwischen Lützen,

das die Kaiserlichen in Brand gesteckt, und dem Müllerhause durch und greift den rechten Flügel der Kaiserlichen in der Flanke und im Rücken an. Die beiden Batterien der Kaiserlichen wurden durch diesen gut combinirten und mit Muth unternommenen Angriff genommen — auch schien der Schrecken hier durch das unvermuthete Auffliegen der kaiserlichen Pulverwagen im Rücken der Armee die Unordnung noch vermehren, und deren Niederlage unvermeidlich machen zu müssen. In diesem critischen Augenblicke jedoch trat die Cavallerie Pappenheim's in Wirksamkeit. Vier, oder wie auch behauptet wird, acht Regimenter Cavallerie, die um 3 Uhr plötzlich auf dem Kampfplatze erschienen, brachten die Fliehenden zum Stehen. Deren fortgesetzter Angriff warf die Schweden sogar wieder zurück und brachte sie abermals um den Preis ihrer Tapferkeit. Sie mußten die Geschütze verlassen, von denen sie nur einige vernageln konnten. Doch Pappenheim, der den unwiderstehlichen Angriff geleitet, fällt, von einer Falkonetkugel getroffen, an der Spitze seiner Reiter. Von nun an stockt der Muth der Katholischen; sie vermochten fortan nicht, die Schweden aus den Gräben am Wege zu vertreiben. Diese setzten sich im Gegentheil darin fest, und das zweite Treffen rückte unter Kniphausen vor, um die Lücken, welche das Feuer der Schweden überall bewirkt, auszufüllen. Wir wissen nicht, wie sich dieß gemacht. Folard hat hierin seine Colonne, Andere darin gleichfalls ihre taktische Ansicht

verwirklicht finden wollen — wahrscheinlich aber ist es, daß das zweite Treffen eindublirte, und daß darauf beide Linien wohl eben nicht in bester Ordnung, und mehr von der Wuth entbrannt, den König zu rächen, als auf taktische Zwecke sehend, aufs Neue gegen die Kaiserlichen einstürmten. Zum dritten Male fällt das Geschütz der Kaiserlichen den Schweden in die Hände. Doch diese überwältigen in einem neuen Angriff den muthvollen Gegner. In dem jetzt hier folgenden Durcheinander geht jede Uebersicht des Vorgefallenen verloren. Man ringt so bis spät Abends, und da die von Wallenstein so sehnlichst erwartete Infanterie nicht erschien, giebt er endlich den Befehl, das Schlachtfeld zu verlassen. Erst als diesem genügt war, kamen die Pappenheim'schen Infanterie-Regimenter von Halle an. Aber es war zu spät, jetzt noch von dieser willkommenen Hülfe Gebrauch zu machen. Angeblich motivirten die in die Luft geflogenen Pulverwagen und Mangel an Lebensmitteln den Rückzug, doch der große Verlust, den das Heer erlitten, die Unordnung, in der sich dasselbe befand, so wie endlich die wenige Lust, welche mehrere Truppentheile an den Tag legten, den blutigen Kampf auszukämpfen, trugen in gleichem Maße dazu bei. Zwei und zwanzig schwere Kanonen und mehrere Feldstücke, von denen die Pferde theils getödtet, theils davongelaufen waren, blieben in der Schweden Gewalt. Dagegen rühmten die Kaiserlichen sich, 60 Fahnen und Standar-

ten erbeutet zu haben. Zwölftausend Leichen sollen das Schlachtfeld gedeckt haben, von denen die Schweden den Kaiserlichen zwei Drittel anrechnen, und so umgekehrt. — Aus der Art jedoch, wie man sich geschlagen, dürfte, da die Entscheidung meistens durch Artillerie und Infanterie herbeigeführt wurde, der Verlust wohl gleich auf beiden Seiten gewesen seyn. Beide Heere hatten gute, ausgezeichnete Offiziere zu bedauern. Die Schweden, außer ihrem Könige, den General Grafen Brahe, von dem Chemnitz sagt, daß er viel gute Proben eines zugleich verständigen Offiziers und tapferen Soldaten abgelegt, ferner den General Uslar und Obersten Gersdorf — die Kaiserlichen Pappenheim, Coloredo und mehrere andere Obersten von Ruf. Ein Versuch, welchen 16—18 Cornet kaiserlicher Reiter am andern Tage Morgens machten, um sich der zurückgebliebenen Geschütze wieder zu bemächtigen, lief schlecht ab, indem sie die Schweden in sehr guter Ordnung und Verfassung fanden.

Wallenstein's Heer hatte angeblich um 2 Uhr das Schlachtfeld verlassen und zog Abends um 6 Uhr in Leipzig durch das Petersthor nach Borna und Altenburg, und von hier durch das Erzgebirge nach Böhmen in die Winterquartiere, welche er in der Gegend von Dux bezog. Die Schlüssel der Stadt selbst ließ Wallenstein dem Magistrat zustellen. Die Schweden säumten nicht, die Stadt bald darauf zu umringen. — In der Pleissenburg ward eine

kaiserliche Besatzung von 200 Mann zurückgelassen, so wie auch Plauen, Zwickau, Chemnitz, Freiberg, Meissen und Frauenstein stark besetzt wurden.

Herzog Bernhard von Weimar hatte die Nacht über das Schlachtfeld behauptet und war des Morgens um 7 Uhr nach Weissenfels aufgebrochen. Von Naumburg war hierher die Bagage und der Troß beordert, um der Armee so eine Erholung zu gewähren. Am 15ten jedoch ging er von hier, ohne Leipzig zu passiren, auf Grimma, vereinigte sich dort mit der Cavallerie des von Torgau kommenden sächsischen Corps und delogirte nach und nach die Kaiserlichen aus ganz Sachsen. So endete diese blutige Schlacht, in welcher der König, welcher bis jetzt die Seele aller Unternehmungen gewesen, und durch den die Ereignisse allein Form und Gehalt erhalten, vom Leben trat. Die Schriftsteller aller Parteien haben einstimmig die Eigenschaften dieses großen Fürsten gepriesen — selbst der römische Nuncius Caraffa hat ihn als einen König geschildert, dessen Gleichen Schweden keinen, Europa wenige gehabt (Gustavus rex, cui parem Suecia nullum, Europa paucos dedit —). Wenn Gott mich abruft, so wird er schon einen Anderen erwecken für sein Werk; diese Worte, womit der König die trüben Ahnungen seiner Freunde früher zu beschwichtigen gesucht, blieben nicht unerfüllt. Wie sehr auch der König überall und immer fehlen mochte, der Geist der Tapferkeit blieb bei seinem Heere, und Umsicht, Klugheit und Un-

ternehmungsgeist begleiteten die ausgezeichneten Führer, welche das Schicksal nach und nach an die Spitze der schwedischen Heere stellte. — Uns sey es erlaubt, nach einem kurzen Rückblick auf diese Schlacht selbst, auf den Krieg in Deutschland überhaupt zurückzukommen — ein Rückblick, der um so nöthiger wird, als jetzt in mancher Beziehung eine neue Epoche in dessen Führung selbst beginnt.

Der Entschluß des Königs, Wallenstein, als er sich gegen Sachsen wandte, nachzugehen, war sowohl politisch als militairisch von hoher Bedeutung — politisch, weil er mit eigener Aufopferung dem selbst zweideutigen Freunde in der Noth zu Hülfe eilte, wodurch er bei allen seinen Anhängern die Ueberzeugung hervorbrachte, unter allen Verhältnissen auf eine schleunige Hülfe rechnen zu können — militairisch, weil er dadurch Verhältnisse herbeiführen mußte, um anderweitig das zu entscheiden, was bei Nürnberg unentschieden geblieben war. Die Maßregeln dazu verdienen in jedem Betracht eine hohe Anerkennung. Das Herbeiziehen der Truppen unter Herzog Bernhard von Weimar, den er nicht lange vorher detachirt hatte, die Wahl Erfurts, um sich von hier aus, nach allmähligem Heranziehen der verschiedenen Truppentheile, gleichsam wie von einer neuen Basis, gegen Sachsen in Bewegung zu setzen, das schnelle Vordringen gegen die wichtigen Saalpässe, so wie endlich die Verschanzung Naumburgs, von woher er, gleichsam unter des Feindes Augen, diesen beobach-

tet, um sofort von jeder Blöße desselben vortheilen zu können, charakterisiren in gleichem Maße den vorsichtigen Feldherrn. Eine Operation über Bamberg, um sich von hier aus gegen die Communication des Feindes mit Böhmen zu wenden, ward von dem Könige mit Recht verschmäht, weil sie das, was er suchte, Entscheidung der Verhältnisse, Vernichtung des feindlichen Heeres, weiter hinausgeschoben haben würde. — Weniger erklärlich bleibt des Königs plötzlicher Entschluß zur Schlacht. Vergebens, daß ihn seine Generäle bitten, die Vereinigung mit den Sachsen abzuwarten, wodurch er im Stande gewesen seyn würde, der Schlacht eine ganz andere Physiognomie zu geben. Auf die Meldung vom Abmarsch des Pappenheim'schen Corps bricht er sofort auf, um unter jeder Bedingung zu schlagen. Wir sagten schon, daß hierzu der Wunsch des Königs, sich an Wallenstein für die Nürnberger Calamität zu rächen, und gewissermaßen zugleich vor Europa zu rechtfertigen, unbedingt gleich viel beigetragen. So sehr dieß Gefühl in manchen Verhältnissen zu billigen seyn mag, so hatte es jedoch gegen einen Gegner wie Wallenstein größerer Erwägung aller Verhältnisse bedurft. Inwiefern der König über die Stärke Wallenstein's nach dem Abmarsch Pappenheim's orientirt gewesen seyn mag, müssen wir dahingestellt seyn lassen — aber zweckmäßiger wäre es unter jeder Bedingung gewesen, diesen weiter als bis Halle gelangen zu lassen.

Eine Wiedervereinigung Wallenstein's mit dem Corps dort hatte gar keine Schwierigkeiten — Wallenstein konnte sogar sehr gut die Schlacht vermeiden, sich auf Halle repliiren, und so Pappenheim entgegengehen, wenn er sonst gewollt hätte. Wahrscheinlich aber hoffte der König ihn unvorbereitet, vielleicht auf dem Marsche zu treffen, was ihm bei seiner beweglichen Taktik große Vortheile gewährt haben würde. Doch das Gefecht bei Rippach mußte ihn hierüber enttäuschen. Der König mußte daher Morgens, ehe die Schlacht begann, von allen Verhältnissen unterrichtet seyn, mußte sie klar überschauen können. — Die Unternehmungen des Königs aber hatten seit der Breitenfelder Schlacht einen eigenen Schwung angenommen, der ihn von der Vorsicht, welcher er bis dahin gewohnt war zu huldigen, entfernt hatte, und wir dürfen uns daher auch nicht wundern, ihn die Schlacht mit jenem Gegner suchen zu sehen, den überwunden zu haben, ihn auf die höchste Staffel des Ruhmes gestellt haben würde. Die Schlacht so entscheidend zu schlagen, wie bei Breitenfeld, durfte der König nicht hoffen. Die kaiserliche Armee war seit jener Niederlage besser geworden, ihr Muth gestiegen, seit Wallenstein an ihrer Spitze stand. Uebrigens würde Pappenheim's Corps, das der König als entfernt vom Schlachtfelde supponirte, vollkommen hingereicht haben, die etwaigen Verluste auszugleichen, oder das geschlagene Heer aufzunehmen. Vereinigte sich dann Gallas noch mit Wal-

lenstein, so war das kaiserliche Heer, selbst bei namhaftem Verlust, noch stark genug, dem Könige die Spitze zu bieten. Von seinen Plänen also würde nur immer ein Theil, die Befreiung Sachsens, durch den Gewinn einer Schlacht entschieden worden seyn. Es war also kein Grund vorhanden, den König sich so beeilen zu sehen, diese zu liefern. —

Die Schlacht an und für sich selbst war ihrer Idee nach eine reine Parallelschlacht, die taktische Anordnung, den meisten Annahmen nach, fast dieselbe wie bei Breitenfeld. Graf v. d. Decken, dieser gründliche Kenner der Verhältnisse jener Zeit, nimmt jedoch an, daß zwischen den beiden Treffen, und zwar in der Mitte, ein Cavallerie-Regiment, und hinter jedem Flügel fünf Cavallerie-Regimenter postirt gewesen — eine Aenderung, die jedoch auch nicht viel zu bedeuten gehabt haben würde *). Wie wir gesehen, machte der König den ersten Angriff mit der Cavallerie, worauf der der Infanterie folgte. Wir haben gesehen, inwiefern der eine gelang, der andere mißglückte und was für einen Entschluß darauf der König faßte. Auf dem Wege zur Infanterie, um der dort eingerissenen Unordnung zu wehren, fällt er Truppen in die Hände, von denen eigentlich nicht recht zu begreifen, wie sie dahin gekommen. Wahrscheinlich waren es einzelne Zersprengte, die, wie es bei jedem

*) Herzog Georg von Braunschweig und Lüneburg. II. S. 129.

Cavallerieangriff geht, hinter der Front der Sieger isolirt herumschwärmten — vielleicht auch, daß der König, wie es gleichfalls Berichte vermuthen lassen, von einzelnen noch im Schilfgraben liegenden Musketiers verwundet ward, und daß er hinterher, von seinem Pferde fortgetragen, unter die Säbel feindlicher Reiter kam. — Nachdem nun noch einige Frontal-Angriffe gemacht wurden, die aber sämmtlich scheiterten, gelingt es dem Herzog von Weimar durch einen Flankenangriff, von dem man jedoch nicht weiß, wie er Lützen vorbei gelingen konnte, sich des Windmühlenberges und der dort stationirten Batterien zu bemächtigen. Pappenheim's Eingreifen indessen stellt hier die Angelegenheiten wieder her — sein Tod aber, der bei diesem Angriff erfolgt, ist von so nachtheiligem Einfluß auf die Seinen, daß diese fliehen, worauf ein erneuerter Angriff auf diesen Flügel, den eine Zufälligkeit unterstützt, den Sieg für die Schweden entscheidet. — Welches hierbei die taktischen Hülfsmittel oder Zufälligkeiten gewesen, konnten schon die Zeitgenossen nicht erklären. Wir müssen uns daher begnügen, die Primitiv-Aufstellung der Schweden als die Basis zu betrachten, aus der sich nach und nach die anderen Formen in dem Maße entwickelten, als sie der Gang der Schlacht selbst heischte und auch möglich machte.

Werfen wir einen Blick auf die Bewegungen Wallenstein's, um die Schweden von der Donau zu entfernen, so kann man diese nur loben.

Wie

Wie vollkommen sie gelangen, beweist der Erfolg. Mit seiner Ankunft an der Saale jedoch beginnen seine Fehler. Hätte er alles, was er an Truppen besaß, vereint, und den König, den er bereits als einen großen Schlachtenlieferer und kühnen Angreifer kannte, an den Pässen der Saale erwartet, so ist es gewiß, daß dieser ihn hier ebensowohl, als später angegriffen haben würde. Der Erfolg davon würde nicht zweifelhaft geblieben seyn. Statt dessen aber läßt sich Wallenstein hier gleichsam überraschen, und als er endlich den König vor sich in Naumburg hat, zersplittert er sich sogar durch Detachirungen. Wie stark auch Pappenheim's Ascendant über Wallenstein seyn mochte, so mußte er niemals in jene Detachirung willigen, denn so unbedeutend am Ende auch die Entfernung war, welche beide Generäle von einander trennte, so konnten kriegerische Ereignisse die Vereinigung nicht allein erschweren, sondern auch unmöglich machen. Daß Wallenstein glauben konnte, der König werde ihn in Sachsen stehen, vielleicht gar unangefochten lassen, wie es seine Maßregeln andeuteten, ist ein Mangel an kriegerischem Takt, den man sonst nicht im Leben dieses Feldherrn antrifft. Hätte Gustav Adolph seinen Aufenthalt in Naumburg verzögert, so ist sehr wahrscheinlich, daß er Wallenstein später à l'improviste überfallen und ihn en détail hätte schlagen können — eine Maßregel, die ihn zwar nicht mit kriegerischem Geräusch, aber sehr sicher zum Ziele geführt haben würde. —

Die Anordnungen zur Schlacht selbst wird man, was auch dagegen gesagt seyn mag, ganz genügend finden. Daß Wallenstein bei seiner Taktik blieb, die den Truppen und Offizieren geläufig war, möchten wir eher loben, als tadeln, wie letzteres so häufig geschehen. Schwächer an Zahl wie die Schweden *), glaubte er in der taktischen Form ein Mittel zu finden, jenen Uebelstand auszugleichen. Und wirklich hatte seine Infanterie durch ihre Aufstellung, trotz ihrer großen Unbehülflichkeit, eine innere Widerstandsfähigkeit, welche vollkommen hinreichte, den wiederholten Angriffen der beweglichern und leichtern Schweden zu widerstehen. Es gehörte der Zusammenfluß mannigfacher Umstände dazu, sie vom Schlachtfelde zu vertreiben. So oft sie auch angegriffen und über den Haufen geworfen ward, die Frontalangriffe der Schweden reichten nicht hin, sie zu überwinden. Die Croaten und Musketiere in den Gräben an der Landstraße (Schilfgräben), welche durch ihr Feuer die Schweden auflockerten, ehe diese selbst zum Einbruch schreiten konnten, waren die Tirailleurs vor der Fronte — die dahinter stehenden Terzias die Colonne, die, so oft die Tirailleurs vertrieben wurden, alsbald den andringenden Schweden entgegen zogen und sie wieder warfen. Die Aufstellung der-

*) Wir folgen hier der Ansicht des Grafen v. d. Decken in dessen schon oft angeführtem Werke. II. S. 119.

selben erleichterte dieß und beugte gewissermaßen der Unordnung vor, welche so ein Kampf immer mit sich bringt. Die Tirailleurs mußten geworfen und drei Linien gewissermaßen überwältigt werden, ehe die Schweden sich des Sieges erfreuen konnten. Die Cavallerie in der Nähe sollte ungewöhnlichen Vorfällen entgegentreten. Die Batterien waren gleichfalls sehr gut aufgestellt. Gegen die Aufstellung der Reiterei läßt sich ebenso nichts erinnern. Uebrigens entsprach die Wahl des Schlachtfeldes durchaus allen Forderungen, welche eine selbst strenge Critik hätte machen können. — Anlehnung der Flügel, Zusammenhang in sich, Hindernisse vor der Front, freie Aussicht nach dem Gegner — für eine Defensiv-Schlacht, wie sie Wallenstein liefern wollte, alles was man wünschen kann. Das numerische Uebergewicht der Schweden, ihre zahlreiche Artillerie, ihre größere Beweglichkeit half ihnen nichts — das unvermuthete Auffliegen des Munitionsparks, welches die Infanterie in Unordnung brachte, und die schändliche Flucht der Reiterei nach Pappenheim's Tode half die Schlacht entscheiden, von der den Siegern allein der Vortheil blieb, das Schlachtfeld einige Stunden zu behaupten, das mit dem Blute ihres großen Heerführers getränkt war.

Die Cavallerie der Kaiserlichen spielte in dieser Schlacht eine schlechte Rolle. Die Croaten unter Isolani hatten sich bald nach Beginn der Schlacht auf der östlichen Seite des Floßgrabens um den

Schkölziger Wald herumgezogen und waren in die Bagage gefallen, von wo sie durch einige Regimenter aus dem zweiten Treffen zurückgetrieben wurden. Hiermit verschwinden sie vom Schlachtfelde. Hätte diese Cavallerie ihre Rolle besser begriffen, und allenfalls sich nur, wenn sie nicht schlagen wollte, auf einer der Flanken oder im Rücken der Schweden formirt, so würde sie hierdurch von bedeutendem Nutzen gewesen seyn. Sie brauchte dann nur bei jedem Angriff der Schweden zu entweichen, wodurch sie einen ansehnlichen Theil des zweiten Treffens beschäftigt haben würde. So aber schadete sie durch ihren Angriff mehr, als sie nützte, indem sie die Flanke des Heeres entblößte. Auch die andere Reiterei, besonders die Pappenheim'sche, that ihre Schuldigkeit nicht. Die Schweden warfen sie jedesmal beim ersten Angriff. Wallenstein hatte dem Einbruch der leichter berittenen und bewaffneten Schweden dadurch vorzubeugen gesucht, daß er ihnen seine schwer gerüsteten Cuirassiere entgegenstellte. Zugleich hatte er ihnen verboten, die Caracola zu machen, ihnen im Gegentheil befohlen, mit dem Degen in der Faust anzugreifen. Wer die Verhältnisse begreift, wird beide Maßregeln nur loben können. Napoleon schuf sich in neuer Zeit gleichfalls Cuirassiere *), weil er

*) Die Franzosen hatten bis zu Napoleon's Consulat nur ein einziges Regiment Cuirassiere. Es war das 7te de grosse cavalerie und stand bei der Moreau'schen Armee.

hierin das einzige Mittel sah, sowohl dadurch die Impulsivkraft, als auch die Widerstandsfähigkeit seiner Reiterei zu erhöhen. Der leichten Reiterei hatte Wallenstein vollauf, um zu befürchten, daß durch diese neue Anordnung der Dienst im Allgemeinen litte, oder daß er dadurch für den Heermechanismus überhaupt nachtheilige Resultate hätte vermuthen sollen. Was also von manchen Schriftstellern unserer Tage — ja sogar militairischen — getadelt ward, verdient weit eher eine lobende Anerkennung. Trotz dieser guten Anordnung entsprach die kaiserliche Reiterei an diesem Tage nicht den Erwartungen ihres Führers. Besonders scheint dieß die Pappenheim'sche Reiterei gethan zu haben. Ohne mit Genauigkeit angeben zu können, zu welcher Zeit diese eingetroffen, ob sie erst noch geruht, bevor sie gefochten *), oder ob sie sofort Theil an der Schlacht genommen, wie beides behauptet worden, so ist doch so viel gewiß, daß sie an diesem Tage nicht besonders, und seit Pappenheim's Tode ihre Schuldigkeit gar nicht gethan. Burgus, der in den Reihen der Kaiserlichen an diesem Tage gefochten, sagt, daß diese Schlacht eben so wie die bei Breitenfeld verloren gegangen, weil

*) Burgus sagt ausdrücklich, daß ihr links ein Ort angewiesen, wo sich die vom Marsche müden Menschen und Pferde erholen konnten (daß ihr in sinistro latere locus assignatus gewesen, ut fessi ex itinere milites equique vires resumerent).

die Cavallerie sich feige benommen *). Die Taktik der Schweden hatte also auf den Gewinn der Schlacht keinen Einfluß. Das Starre in den Formen der Kaiserlichen würde selbst bei ihrer Minderzahl hingereicht haben, den Sieg davon zu tragen, wenn die Tapferkeit der Leute ihre Generäle besser unterstützt hätte. Aber diese entsprach nur theilweise den Anforderungen eines Chefs, der nach der Schlacht in Prag bewies, wie er lohnen und strafen könne. —

Kommen wir endlich auf die Fortschritte, welche die Taktik dieser Periode Gustav Adolph angeblich verdanken soll, so können wir uns auch hier nur bedingt mit den darüber usuell gewordenen Ansichten einverstanden erklären. Der allgemein als neu erwähnten Errichtung einer National-Armee können wir nicht beipflichten, indem wir die Grundzüge dazu schon unter seinen Vorgängern finden. Gustav Adolph ordnete nur das Vorhandene und verbesserte es, aber schuf hiervon nur Unbedeutendes um. Aber sein permanenter Generalstab, wenn wir uns dieses Ausdrucks bedienen dürfen, so wie die Organisation seines Kriegs-Collegiums, beide zweckmäßig und tief eingreifend für die Organisation des Heeres sowohl, als für deren Lei-

*) Et talis quidem fuit Lützensis pugna, Lipsiensi non inferior, quarum utraque iniqua Caesareis fuit ob equitatus ignaviam, qui suas partes non egit. Lib. III. c. 24.

stungen im Felde, traten als neu hervor. Doch ging diese Errichtung fast unbemerkt an den Zeitgenossen vorüber, und erst in neuerer Zeit sind beide richtig gewürdigt worden. —

Die Erleichterungen der Infanterie und Cavallerie, welche wesentlich zu seinen Erfolgen mit beitrugen, wurden von den Zeitgenossen verschieden beurtheilt. Die bei der Infanterie fanden allmählig Nachahmer, ohne daß man jedoch mit Bestimmtheit angeben könnte, auf welchen Wegen sich solche bei den verschiedenen Heeren geltend machten, und inwiefern sie Nachahmung des bei den Schweden Gesehenen, oder eigene Erfindung, oder endlich Resultate neuer Entdeckungen waren. — Weniger war dieß mit den Neuerungen bei der Cavallerie der Fall. Daß der König eine Vorliebe für eine leichte, d. h. nicht zu schwer equipirte und bewaffnete Cavallerie hatte, kann man sich aus seinen Kämpfen mit den Polen und Russen erklären, aber daß er auch in Deutschland bei derselben Ansicht stehen blieb, kann nur einer Vorliebe, welche die klare Einsicht verdunkelte, beigemessen werden. Hätte die Vorsehung Gustav Adolph ein längeres Leben zugestanden, wir würden ihn gewiß darauf haben zurückkommen sehen, sich eine schwere Cavallerie, welche in einem richtigen Verhältniß mit der Reiterei überhaupt gestanden, zu bilden. — Die Schlachten mit Wallenstein hatten ein ganz anderes Gepräge, als das Geplänker in Pommern und der Siegeszug nach dem Rhein hin, wo we-

der Offiziere noch Soldaten ihre Schuldigkeit recht thaten, und so viel endlich auch Gustav Adolph seiner verbesserten Feuertaktik verdanken mochte, so würde er doch endlich auf ein Auskunftsmittel haben sinnen müssen, um die Ungleichheit der Waffen auszugleichen. Durch das Abschaffen des bei der Cavallerie gewöhnlich ganz unnützen nnd überflüssigen Feuerns, so wie durch den Befehl, rasch zum Degen zu greifen und einzubrechen, bekundete Gustav Adolph sein Genie als Reitergeneral. Auch verdankte er seinen Sieg bei Breitenfeld sowohl, als den glücklichen Anfang der Schlacht bei Lützen, dieser neuen Taktik, welche die Kaiserlichen ungemein überraschte, und welche bei ihnen heimisch zu machen, nicht einmal Wallenstein's Autorität hinreichte. —

Die Vermehrung und Erleichterung der Artillerie scheinen jedoch vorzugsweise dazu beigetragen zu haben, dem Könige an Schlachttagen ein entschiedenes Uebergewicht zu geben. Wir sahen bereits früher (S. 20 f.), daß die schwedischen Könige von jeher eine große Sorgfalt auf ihre Artillerie verwendet, und daß sie in deren Anfertigung und Organisation den meisten Staaten überlegen waren. Gustav Adolph steigerte dieß noch. Besonders war die Erleichterung derselben ein Hauptgegenstand seiner Aufmerksamkeit. Auch war er von der Nützlichkeit der Einrichtung derselben, wie wir sie kennen (S. 46 f.), so überzeugt, daß, als er nach Pommern überschiffte, er eine für jene Zeit

nicht unbedeutende Anzahl Geschütze dieser Art mitnahm, um solche sofort bei den neu zu stiftenden Truppen benutzen zu können.

Was der König in Bezug auf die Taktik der Infanterie that, bezog sich besonders auf die Ausbildung des verbesserten Feuerns. Doch hat es damit auf keinen Fall eine Bewandtniß, wie man sie der Regel nach annimmt. Hätte das Feuern einen so hohen Grad von Geschwindigkeit erlangt, wie es hier und da von unseren militairischen Schriftstellern angenommen worden, so hätten die Ereignisse bei Nürnberg und Lützen ein schnelleres und entscheidenderes Resultat geben müssen. Die Erleichterung des Gewehrs, ein verbesserter Mechanismus desselben, eine bessere Anordnung in der Manipulation, und wahrscheinlich auch eine gründlichere Durchbildung beim Gebrauch gaben den Schweden ohne Zweifel ein Uebergewicht, das anfangs den Kaiserlichen imponirte, das aber nicht hinreichte, ihnen ein solches ein für allemal zuzusichern, wie z. B. die Preußen dadurch in den ersten schlesischen Kriegen über ihre Feinde erlangten. Daher auch stellte der König Kanonen vor seine Infanterie, besonders vor kleinere Abtheilungen, wie ihm dieß die Erfahrung in der Breitenfelder Schlacht aufdrang. Die geringere Tiefe, welche der König seiner Infanterie gab, gewährte ihm für einzelne Beziehungen manche Vortheile. Sein Feuer erhielt dadurch eine größere Entwickelung, die Front konnte verlängert werden; auch stellte sich dadurch

gewiß noch mancher Moment faktisch vortheilhafter heraus. Daß jedoch hiermit auch die Beweglichkeit der Truppen erhöht worden wäre, wie es von unseren militairischen Schriftstellern hier und dort behauptet worden, ist schon in thesi falsch. Die längeren Linien sind eine Gefechtsform — Colonnen aber sind eine Form für die Bewegung. Da wir nun aber nicht wissen, inwiefern der König seine Linie mit der Colonne combinirt, was sich durch nichts herausstellt, so muß man in seinen Annahmen nicht zu gewagt seyn. Die Schwenkung bei Breitenfeld, welche des Königs rechter Flügel machte, und welche der Regel nach als ein Beweis der großen Beweglichkeit der schwedischen Truppen angeführt wird, würde er in jeder anderen Form noch rascher zu Stande gebracht haben, besonders da die Kaiserlichen durchaus nichts thaten, der Bewegung zu begegnen. Auch haben wir bei Betrachtung der Schlachten des früheren Zeitraumes ähnlicher Bewegungen gedacht. Die Bewegung Weimars mit dem linken Flügel bei Lützen würde sich eher eignen, jene Behauptung zu belegen, wenn wir dergleichen nicht, wie bereits gesagt, schon früher fänden. Auch gebricht es uns an den nöthigen Gliedern zum richtigen Schluß, d. h. an Daten der Art und Weise, um Raum und Zeit danach zu bestimmen. — Größere Anerkennung scheinen die Reformen bei der Cavallerie zu verdienen. Beweglichkeit und Kühnheit, diese beiden unerläßlichen Bedingungen, unter welchen die Cavallerie allein

wirken kann, wurden vom Könige so richtig gewürdigt und deren Erlangung auch bezweckt, daß seine Reiterei in kurzer Zeit die Meisterschaft erreichte. Alle Erfolge des Königs wurden durch die Cavallerie vorbereitet, was um so mehr überraschen muß, wenn wir den Zustand derselben unter seinen Vorgängern betrachten. Aus einem Zustande der Verachtung erhob er sie in einigen Feldzügen zur Hauptwaffe. Viele der schönsten Thaten in Pommern, die Erfolge bei Burgstall, Breitenfeld, theilweise am Lech und bei Lützen gehörten ihr. Wie der König ihr vertraute, bewies er wohl am besten dadurch, daß er besonders liebte, an ihrer Spitze zu fechten. Der König war ein Reiter-General erster Größe, in welchem Genre im dreißigjährigen Kriege überhaupt mehrere große Offiziere excellirten. Was eine begründete Critik an des Königs Ansicht hierin zu tadeln finden kann, haben wir oben bereits erinnert.

Von großer Wichtigkeit endlich waren die Veränderungen, welche der König bei der Artillerie eingeführt. Sie waren es besonders, welchen er seine Vortheile in den größeren Gefechten und Schlachten verdankte. Eine Beweglichkeit, wie man sie an ihr hier sah, die schnelle Art zu feuern, war bis dahin etwas nie Gesehenes gewesen. Auch mußte deren Wirkung gegen die kaiserlichen vollen Treffen von ganz besonderer Wirksamkeit seyn. Wie wir gesehen, so waren sie vorzüglich auf den Kartätschenschuß eingerichtet. Nehmen wir hierzu noch

die überwiegende Anzahl der Geschütze, mit welcher der König stets auftrat, so dürfen uns die Erfolge weiter nicht so sehr in Erstaunen setzen. Auf jeden Fall giebt uns der Widerstand, welchen die kaiserlichen Truppen unter solchen Verhältnissen noch den Schweden entgegensetzten — besonders wenn sie noch gut angeführt wurden — so dürfen wir daraus nur vortheilhaft auf deren Taktik und Tapferkeit schließen, Verhältnisse, welche bis jetzt noch von keinem militairischen Schriftsteller gehörig gewürdigt worden sind.

Neu auch war die Schlachtordnung, in welcher der König bei großen Gefechten und Schlachten aufzutreten pflegte. Wir finden die Infanterie immer in der Mitte, die Artillerie auf der ganzen Linie vertheilt, die Cavallerie auf den Flügeln — meistens das Ganze in zwei Treffen. Nehmen wir die Verwendung der Artillerie aus, so ist dieß die Schlachtordnung unserer Tage, mit der Verbesserung jedoch, daß man einen Theil seiner Truppen ein für allemal zur Reserve bestimmt. Es dauerte lange, ehe sich diese verbesserte Schlachtordnung Platz schaffte — aber deren später allgemein anerkannte Zweckmäßigkeit und Einführung bekunden die Richtigkeit der Ansichten des Königs. —

In der Feldverschanzungskunst, so wie in dem pelioretischen Theile dieser Branche der Kriegskunst schuf Gustav nichts Neues. Doch bewährte er sich als ein Kenner derselben dadurch, daß er das Vorhandene immer zweckmäßig benutzte und an-

wendete. Schon vor ihm war der Gebrauch da, sich einzelner Redouten und Feldverschanzungen zu bedienen, doch Niemand hatte es verstanden, dieselben zu einem Ganzen in dem Sinne, wie wir es heute nehmen, zu verschmelzen. Viele seiner verschanzten Läger könnten noch in unseren Tagen als Muster gelten. Bemerkenswerth sind die starken Profile, deren sich die Schweden überhaupt bei ihren Verschanzungen bedienten, und die solche theilweise bis auf heute erhalten haben. Die Idee, sich seine Communication stets durch Schanzen und Befestigungen zu decken, gehört dem Könige gleichfalls an und beweist mehr als vieles Andere, wie richtige Ideen er über sein Verhältniß sowohl, als über den Krieg überhaupt hatte.

Werfen wir in letzter Instanz einen Blick auf die Art und Weise, wie der König den Krieg in Deutschland überhaupt geführt, so werden wir bis zum Ueberschreiten des Thüringerwaldes einen Methodismus darin entdecken, wie wir ihn in keines Feldherrn Kriegen vor ihm finden. Es war eine systematische Eroberung, eine Kriegführung, die Bülow hat sagen lassen, daß der König Gustav Adolph es gewesen, der die Lehre von der Basis der Operationen zuerst habe ins Leben treten lassen. Und wirklich trägt der Krieg bis zum Ueberschreiten des Thüringerwaldes das Gepräge der höchsten Vor- und Umsicht. So wie der König jedoch seine Bewegungen über den Thüringerwald hinaus ausdehnte, tritt auch eine gänzliche Aenderung in

dem bisher beobachteten System ein. Wir wissen, daß er zu seiner Bewegung gegen den Main und Rhein nur durch die Herzöge Wilhelm und Bernhard von Weimar bewogen ward. Nichtsdestoweniger hat sich die Critik gefallen, ihm jene gleichsam aufzudringen und zugleich herauszustreichen *). Ein als Critiker und scharfer Denker bekannter General ist sogar der Ansicht, daß sich durch seine überrheinischen Unternehmungen gewissermaßen seine großen Ideen offenbart und Licht und Einheit in die mannigfaltigen Operationen seiner drei Feldzüge gebracht hätten, und daß er sich in Bezug hierauf auf dem nämlichen Standpunkte, auf welchen uns die Ausbildung dieses Ideenkreises anderthalb Jahrhundert später gestellt habe, befunden. Der Gedanke Gustav Adolph's, sich in Deutschland selbst ein großes Kriegstheater zu bilden, worin er der ungeheuren Basis der ganzen österreichischen Staatsmasse gewissermaßen Front bieten konnte, mag ihr Ansprechendes haben. Aber dieß zu realisiren, reichten des Königs Kräfte einstweilen noch nicht hin. Schon die politische Gestaltung Deutschlands widerstrebte diesem. Der Kurfürst von Sachsen, der Herzog von Lüneburg, sogar Bernhard von Weimar u. v. A. erwarteten nur eine günstige Gelegenheit, um dem neuen Reichsstande, dessen Präponderanz ihnen doch zu

*) Man vergleiche Herzog Bernhard der Große von Sachsen-Weimar ꝛc. I. S. 155. (v. Röse.)

bedenklich wurde, entgegenzutreten. Den Schweden war dieß nicht unbekannt, und Oxenstierna äußerte sich unverhohlen, daß, wenn der König länger leben geblieben, wahrscheinlich etliche hohe Häupter würden über die Klinge haben springen müssen *). Ueberdieß war der König bei seinen Eroberungen fast nur auf deutsches Blut und deutsches Geld angewiesen — er blieb also gewissermaßen der Discretion deutscher Fürsten und Völker in gleichem Maße preisgegeben. Das Geld ging, wie wir gesehen, ziemlich rasch aus und konnte fortan nur auf dem Wege der Requisitionen und Confiscationen herbeigeschafft werden — beides ein gleich entfremdendes und gewagtes Unternehmen für einen selbst glücklichen Krieger in fremden Landen. — Leute allein nur standen ihm noch zu Gebote, denn Deutschland war damals der beste Menschenmarkt — ungefähr so wie heute Irland — aber so wie Wallenstein seine Werbeplätze wieder eröffnete, nahmen auch jene ab — wenigstens war die Auswahl nicht mehr so groß wie sonst. — Aus welchem Gesichtspunkte wir nun aber auch die Sache betrachten, so wird doch der unparteiische Beurtheiler dabei stehen bleiben müssen, daß, so meisterhaft der König den ersten Theil seiner Feldzüge in Deutschland geführt haben mag, er bei Durchführung des zweiten nicht

*) Röse Herzog Bernhard der Große von Sachsen-Weimar. I. S. 294.

seine sonst unbestrittene Meisterschaft an den Tag gelegt hat. — Im Glanze aller Tugenden, die einem Herrscher die Unsterblichkeit zusichern, trat er nach einem dreijährigen Kampfe in Deutschland vom Leben, das ein ununterbrochener Siegeslauf, nur von unbedeutenden Unglücksfällen getrübt, gewesen. —

Mit Gustav Adolph's Tode nimmt die Kriegführung eine ganz andere Physiognomie an. So rasch sich die Ereignisse in mancher Hinsicht auch folgen, so schön viele der Operationen Bernhard's von Weimar, Torstenson's und Banner's auch seyn mögen, keine derselben trägt das Gepräge jener consequent gedachten und durchgeführten, systematischen Kriegführung des dahingeschiedenen Königs. Wir dürfen sie gewissermaßen mit schönen Rhapsodien vergleichen, können die meisten gleichsam nur als militairische Impromptüs betrachten. Wir dürfen daher auch um so eher von dem allgemeinen Gange der Verhältnisse abstrahiren, und vorzugsweise nur bei einzelnen besonders wichtigen Erscheinungen stehen bleiben. Hier bietet sich uns zuerst die Schlacht von Nördlingen dar. Beide Heere kämpften sie ohne die früheren Chefs, denn auch Wallenstein hatte ein grauses Geschick von der Bühne abgerufen (5. Februar 1634) — aber in beiden dienten und fochten noch alle jene berühmten Männer, die ein schon sechszehnjähriger Kampf größtentheils herangezogen. —

Gustav Horn, der schwedische Cunctator, der Schwiegersohn Oxenstierna's, und schon darum von großem Ansehen im Heere, ein Mann von den seltensten Geistesgaben und einer ungewöhnlichen Bildung, doch im Heere für zu vorsichtig geltend *), und Bernhard von Weimar, dem schon der König sich seiner großen Gaben und Thaten wegen eifersüchtig bewiesen **), führten im schwedischen Heere, oder bestritten sich vielmehr darin den Oberbefehl. Das kaiserliche führte dem Namen nach der älteste Prinz Kaiser Ferdinand's, der König Ferdinand von Ungarn, der That nach aber Mathias Graf von Gallas, einer der Veteranen des österreichischen Heeres, der sich bis dahin als ein geschickter General bewährt hatte. — Das österreichische Heer hatte sich nach der Wegnahme mehrerer fester Plätze an der Donau, besonders Donauwörths, einen Weg nach Nördlingen gebahnt, das es dann am 8. August 1634 erreichte und sofort auch zu belagern begann. Horn und Bernhard conzentrirten darauf ihre Kräfte, fanden sich jedoch für den Augenblick zu schwach, um etwas unternehmen zu können. Sie trennten sich daher auch bald, vereinigten sich später jedoch aufs Neue und dirigirten sich auf Nördlingen, das dringend

*) Er war es auch, der dem Könige abrieth, den Lech zu passiren.

**) Förster, Albrecht's von Wallenstein ꝛc. II. S. 259.

um Unterstützung bat. Sie lagerten sich, in dessen Nähe angekommen, auf dem Breitwang, ein hoher und breiter Bergrücken, der ihnen sowohl Gemeinschaft mit Nördlingen, als auch die Möglichkeit gewährte, Württemberg zu decken. Die Kaiserlichen lagerten auf dem Galgen- und Stoffelberge und waren mit ihren Arbeiten bereits bis nahe an die Stadtmauer gerückt. Die Ansicht des Herzogs Bernhard von Weimar war, sofort die Kaiserlichen anzugreifen; Horn aber fand es für angemessener, eine Verstärkung nach der Stadt zu werfen, was der Herzog von Weimar auch bald darauf, am 14. August, glücklich vollführte. Mit den 250 Musketieren, welche er in die Stadt warf, ward deren tapferem Stadthauptmann Melsch und den Vertheidigern — Bürgern und Soldaten — zugleich innerhalb sechs Tagen Hülfe zugesagt.

Zehn Tage blieben die Schweden so auf dem Breitwang, sich ebensowohl zur Schlacht rüstend, als mit steten Veränderungen in ihrer Aufstellung beschäftigt, ohne jedoch zu einem bestimmten Entschluß kommen zu können. War man einmal zu einer Schlacht entschieden, und dieß schien unvermeidlich, insofern man Nördlingen befreien wollte, so wäre diese Zeit dazu sehr geeignet gewesen, denn noch waren die Truppen der Oesterreicher nicht alle versammelt — man erwartete noch die spanischen Truppen unter dem Cardinal-Infanten und die Bayern unter dem berühmten Jean de Werth. Da man jedoch auch im schwedischen Lager der An-

kunft des Rheingrafen und des Generals Kratz entgegensah, so glaubte General Horn hierin einen Vorwand zu finden, sich jedem Angriff um so entschiedener zu widersetzen. Ein Versuch der Kaiserlichen, unter diesen Umständen den Frieden einzuleiten, ward von Bernhard eben so entschieden als auch brusk abgewiesen. —

Unterdessen hatten sich der Cardinal-Infant mit den Kaiserlichen, und Lars Kagges, der tapfere und entschlossene Vertheidiger Regensburgs, das nach einer musterhaften Vertheidigung endlich übergegangen, mit den Schweden vereinigt — zugleich waren einige Regimenter des Rheingrafen zu diesen gestoßen. Obwohl nun Horn sich immer noch jedem Angriff entgegensetzte und durchaus die Ankunft des Rheingrafen selbst, der indessen schon längst hätte eintreffen können, abwarten wollte, so wußte doch Bernhard in den Berathungen darüber endlich die Stimmenmehrheit für sich zu gewinnen und die höheren sowohl, als die niederen Offiziere für die Schlacht zu bewegen. Ehe wir jedoch diese selbst darstellen, müssen wir noch einen Blick auf das Schlachtfeld werfen.

Die Kaiserlichen hatten auf die Nachricht vom Anmarsch des Gegners ihre befestigte Stellung, welche sie zur Belagerung Nördlingens selbst bezogen, theilweise verlassen, und dem Arnsberge gegenüber, südwestlich der Stadt, von woher die Feinde in Anmarsch waren, eine Aufstellung angenommen. Diese bildete eine Hügelreihe, die sich etwa eine Stunde von

der Stadt erhebt, dann stellenweise scharf nach dem Goldbach (jetzt Regenbach) zu abfällt, und vom Ländle, auf dem der rechte Flügel der Kaiserlichen stand, bis zum Allbuch, welchen der linke inne hatte, vielleicht eine Stunde Ausdehnung haben konnte. Die Front deckte in der ganzen Länge der Goldbach, der, wenn auch geradehin kein bedeutendes Hinderniß, nichtsdestoweniger doch eine ganz respectable Frontdeckung bildete, indem er durch Regen damals stark angeschwollen und stellenweise ausgetreten war. Die Stellung selbst ward durch drei ziemlich markirte Kuppen in fast gleicher Entfernung von einander bezeichnet, deren rechte, wie schon erwähnt, der Ländle, die mittlere der Hesselberg und die linke der Allbuch genannt wird. Die Schlachtlinie der Kaiserlichen war hierdurch gerade nicht getrennt oder unterbrochen, die Gemeinschaft der Truppen jedoch mannigfach genirt. Die kaiserlichen Truppen bildeten den rechten Flügel, der sich, die Ulmer Straße etwas übergreifend, bis zum Hasselberge zog, mithin etwa die Hälfte der ganzen Schlachtlinie einnahm. Den äußersten rechten Flügel formirte die Cavallerie in mehreren großen Geschwadern; dann folgte die Infanterie in zehn großen Terzias — eine eilfte stand isolirt, nach dem Allbuch zu — funfzig große Geschütze vertheidigten hier den Punkt, wo der linke Flügel, die Hülfstruppen unter dem Cardinal-Legaten, sich an die Kaiserlichen schloß, zu denen der Zugang überdieß weniger durch das Terrain erschwert war. — Ganz

isolirt war der linke Flügel der Kaiserlichen auf den Allbuch, der jedoch durch mehrere Schanzen gesichert war. Wahrscheinlich betrug die Stärke der kaiserlichen Truppen, die hier fochten, an 45 bis 50,000 Mann. Die Angaben darüber sind sehr verschieden und wechseln von 33,000 bis 60,000, ja 80,000 Mann, je nachdem sie von den Schriftstellern der beiden Parteien kommen.

Die Schweden, deren Stärke, den zuverlässigen Berichten gemäß, zwischen 24 bis 32,000 Mann schwankt, welche in der Minderzahl aus Schweden unter Horn, in der Mehrzahl aber aus Deutschen unter Bernhard bestand, verließen in der Nacht vom 25. zum 26. August ihr Lager auf dem Breitwang und dirigirten sich bei ihrem Anmarsch zuvörderst gegen den Arnsberg, um dann von hier aus gegen den Hesselberg und Allbuch vorzudringen, welche sie beide schwach besetzt wußten. Sie erreichten den Arnsberg etwa um 4 Uhr Nachmittags. Wie es heißt, gewahrte man im kaiserlichen Lager diese Bewegung erst sehr spät, worauf dann die Spanier unter dem Befehl des Cardinal-Infanten den Allbuch besetzten und sich hier verschanzten, während die Kaiserlichen unter dem Könige von Ungarn und Gallas sich der Art echellonirten, ihnen die rechte Flanke decken zu können, eine Bewegung, die nicht sehr rasch erfolgt zu seyn scheint. Wenigstens wurden die Kaiserlichen durch den Angriff der schwedischen Vortruppen unter den Obersten Kratz und Sattlern

noch sehr überrascht. Der Herzog Bernhard, dieß gewahrend, drang sofort über die Ulmer Landstraße durch das ziemlich enge Thal des Goldbach, warf die österreichischen Cuirassiere, die ihm hier entgegentraten, rasch zurück, so daß die Oesterreicher in die Verschanzungen, welche sie früher inne gehabt, zurückzuweichen begannen. Der Verabredung zwischen Bernhard und Horn gemäß, hätte Ersterer sich mit diesen Vortheilen begnügen und auf den Arnsberg zurückkehren sollen. Doch der Oesterreicher mangelhafte Vorbereitung nach dieser Seite hin bemerkend, und dabei von einer großen Siegeszuversicht getrieben, drang er bis über das Dorf Ederheim, das im Thale liegt, vor. Hier aber stieß er an der nördlichen Seite des Hesselbergs auf eine Verschanzung der Spanier, von woher die Schweden plötzlich ein sehr lebhaftes Feuer bekamen. Mehrere Angriffe darauf, welche die Brigade Vitzthum unternahm, scheiterten gänzlich. Der Herzog mußte also dabei stehen bleiben, sich auf der Höhe bei Ederheim zu behaupten. Doch ließ er noch in der Nacht den Wald des Hesselbergs durch Ueberfall nehmen, alles, was sich darin vorfand, niedermachen und zugleich einige Schanzen aufwerfen, die sofort mit Geschütz armirt wurden. Die Spanier benutzten die Nacht gleichfalls, den Allbuch zu befestigen, wie man dieß aus dem Getöse der Arbeiter deutlich vernehmen konnte.

Gustav Horn war mit den Vorgängen auf dem linken Flügel nicht sonderlich zufrieden; sie

schienen ihm mit Recht etwas übereilt. Nach reiflichem Erwägen war er der Ansicht geworden, im Gegentheil etwas rückwärts die gesammte Macht zu conzentriren, und dann des andern Tages mit vereinter Kraft die Kaiserlichen anzugreifen. Wie es scheint, beabsichtigte er so, eine Art schräger Linie zu formiren, wodurch man es allerdings nicht mit der ganzen Kraft der Kaiserlichen würde zu thun bekommen haben. Da sich Bernhard jedoch einem Ansinnen dieser Art durchaus widersetzte, so blieb Horn nur übrig, so viel wie möglich in das einmal begonnene Werk einzugreifen. Er mußte also vor allen Dingen wieder suchen, mit dem linken Flügel in Verbindung zu kommen, von dem er durch den Hesselberger Wald ganz getrennt war. Zu diesem Behuf dirigirte er sich also gegen den Allbuch, aber da der Weg dahin durch ein sehr rauhes Terrain führte, die Marschanstalten überdieß schlecht getroffen waren, indem die Artillerie sich vor die Infanterie gesetzt, so erreichte er den Angriffspunkt erst sehr spät in der Nacht. Der Cardinal-Infant hatte unterdessen den Berg hinlänglich befestigen lassen und seine gesammte Mannschaft der Art disponirt, jedem Angriff gerüstet entgegentreten zu können.

Hiermit schließen die Vorbereitungen und Einleitungen einer Schlacht, welche die blutigste des ganzen Krieges war, und in welcher von kaiserlicher Seite die meisten Truppen vereinigt gewesen sind. — Den 27. August, kaum als der Tag graute,

griffen beide Heere wieder zu den Waffen. Dießmal entspann sich der Kampf auf dem rechten Flügel der Schweden. General Witzleben nämlich unternahm, angeblich ohne Befehl, einen Angriff auf einige Infanterie, wobei ihm jedoch mehrere Geschwader burgundischer Reiter in die Flanke fielen *). Sich nun gegen diese wendend, warf er sie zwar, stieß aber bei der Verfolgung auf solche Ueberlegenheit, daß er mit namhaftem Verlust zurückgeworfen ward. Feldmarschall Horn sah sich demgemäß genöthigt, ihm einige Squadronen zu Hülfe zu senden. Nichtsdestoweniger mußte sich diese Cavallerie nach ziemlichem Schaden, wie Chemnitz erzählt, an den Abhang des Berges, von wo sie früher zum Angriff vorgerückt, zurückziehen.

Unterdessen hatte sich auch die schwedische Infanterie formirt und war zum Angriff gegen den Feind übergegangen. Dieser stand in drei angefangenen retrenchementen oder halben Monden, so die form oder gestalt eines trifolii machten vnd so den ganzen Flügel mit ihren Stücken und mußguetten commendiret. Von diesen retrenchementen war das erste, welches am meisten außgemachet, forn, da der

Hügel

*) Ueber den Grund zum Angriff sagt Chemnitz: „entweder daß er die ordre nicht recht verstanden, oder dieselbige, in deme er den Feldmarschalck selbst avanziren gesehen, geendert zu seyn vermeint." II. S. 531.

Hügel anfängt abhängig zu werden, gelegen. Also daß die Evangelische Armee vor selbigem gantz nicht sicher stehen oder sich sehen lassen, weiniger, den Canon mit nutzen gebrauchen, hingegen da Sie selbigen posto inne gehabt, den Canon recht pflanzen, vnd mit besser ordre, auch mehrer Macht den Feind in denen andern angreiffen, den Hügel (an dessen gewinnung ihre ganze wolfart gelegen) vollends erobern vnd zu ihrem vorhaben gelangen könne. Solches, wie ein halber Mond formirtes, retrenchement, dahinter zwei Regimenter, als das Wurmserische vnd Salmische gestanden, ließ der Feldmarschalk durch zwo seiner brigaden angreiffen, vnd auf jegliche face eine angehen: doch mit ordre, daß sie, den posten zu gewinnen sich vergnügen, vnd den Feind nicht verfolgen, sondern in ihrem vortheil stehen bleiben sollten. Gemelte brigaden thaten den angriff mit guter resolution, vnd jagten des Feindes Regimenter (vngeachtet des retrenchements, so selbige bedecket) bald darauß, mit hinterlassung der feld Stücken, die sie bei sich gehabt. Worüber auch die beyde Obristen Salms und Wurmser nebst anderen vom Feinde geblieben. —

Mit diesen Worten des bekannten Historiographen, welche wir dem Leser nicht haben vorenthalten mögen, ist die ganze Einleitung zum Gefecht sowohl, als zum Engagement selbst gegeben*). Wir

*) Chemnitz I. p. 531.

vermuthen, daß beide Theile hierbei in der herkömmlichen Art und Weise formirt waren.

Bei dem Eindringen in die Schanze jedoch begegneten einander die beiden schwedischen Brigaden, wodurch sie in Unordnung geriethen. Diese ward noch vermehrt, als eine Pulver-Explosion in der Schanze Statt fand. Angeblich erfolgte diese durch zufällige Entzündung der vom Feinde zurückgelassenen Munition, obwohl andererseits behauptet worden, daß sie durch eine Mine verursacht worden. Diesen Augenblick benutzten die kaiserlichen Cuirassiere und warfen sich auf die Schweden, die nun, ohne durch die Befehle und das Beispiel ihrer Offiziere zum Widerstand bewogen werden zu können, sich in Unordnung den Berg hinunterstürzten. Die schwedische Cavallerie, welche diesem Angriff hatte begegnen sollen, war durch ihr früheres Mißgeschick zu weit von der Infanterie entfernt worden, als daß sie im Stande gewesen wäre, ihr zu Hülfe zu eilen. Die Spanier, obwohl einen Augenblick unschlüssig, besetzten die Schanze aufs Neue und trafen die nöthigen Anstalten zur Gegenwehr. Die hier im Feuer gewesenen Schweden waren jedoch durch keine Maßregeln zu einem neuen Angriff zu bewegen. Sie glaubten den ganzen Berg unterminirt, was vermuthen läßt, daß jene Explosion von den Soldaten den Wirkungen einer Mine zugeschrieben worden *). Da jedoch ohne den Be-

*) Weng und Doppelmayr Schlacht bei Nördlingen S. 147.

sitz dieses Berges, dessen Geschütz den größeren Theil des Schlachtfeldes beherrschte, an keinen günstigen Erfolg der Schlacht zu denken war, so führte der Feldmarschall Horn andere Truppen zum Angriff vor, während die Brigaden, welche bereits gefochten hatten, als Reserve geordnet wurden. Sey es jedoch, daß die Spanier dießmal ihre Posten besser vertheidigten, oder, was von Chemnitz angedeutet wird, daß die schwedische Infanterie, weil sie von dem Berge herab die Flucht der Cavallerie ihres linken Flügels gewahrte, nicht recht ihre Schuldigkeit that — ihre Anstrengungen blieben durchaus ohne jeden Erfolg *). Alle von Horn mit Einsicht geleiteten Angriffe scheiterten an der guten Haltung der Spanier. Der Feldmarschall forderte nun Unterstützung von Bernhard, welche dieser ihm auch unter dem jungen Thurn zusandte. Doch diese, aus zwei Regimentern bestehend, mußte vom linken nach dem rechten Flügel marschiren, wodurch natürlich Zeit verloren ging; sie traf also nicht zur rechten Zeit ein. Ueberdieß verfehlte Thurn den richtigen Angriffspunkt. Unbekannt mit dem Terrain, debuschirte er zu weit links vom Allbuch und ward so in ein heftiges Gefecht mit den Italienern verknüpft, die unter Leslie's Anführung im Begriff waren, sich hier zwischen die beiden feindlichen Flügel zu werfen. Hierbei kam es

*) Chemnitz sagt, sie hätte ihre tapferkeit vor dießmal nicht recht spüren lassen wollen.

zu einem wüthenden Gefecht, in dem Thurn seine Truppen angeblich siebenzehnmal gegen den Feind führte. Die Cavallerie des rechten Flügels eilte ihm hierbei zu Hülfe und machte selbst einige glückliche Angriffe, doch mußte sie zuletzt immer wieder der feindlichen Uebermacht weichen und in ihre frühere Aufstellung, am Abhange des Berges, zurückgehen. Endlich blieb nichts übrig, als dem Feinde zu weichen. Hierdurch wurden beide Flügel getrennt, und Horn zugleich von der Seite und von vorn angegriffen. Da die Oesterreicher, ihrer Ueberlegenheit wegen, ihre Truppen entweder ablösen, oder doch immer mit frischen Truppen verstärken, die Schweden dagegen nur Leute, welche bereits gefochten hatten und theilweise entmuthigt waren, ins Gefecht bringen konnten, so stellte sich der Kampf sehr bald höchst nachtheilig für die Protestanten heraus. Er hatte bereits sieben bis acht Stunden gewährt — alle Truppen waren im Gefecht — mit den Verwundeten entfernten sich zugleich viele andere Leute aus der Schlacht, und so wurden die schwedischen Linien immer dünner. Alle höheren Offiziere, welche um den Feldmarschall Horn waren, baten ihn jetzt, das Gefecht abzubrechen, bevor er noch von hinten angegriffen und gänzlich von dem linken Flügel getrennt werde (wie er sich von dem ort abgeben, vnnd einen sichern stand ergreiffen möchte, sagt Chemnitz); doch wollte er dieß nicht ohne den Rath, oder vielmehr ohne die Beistimmung Bernhard's unternehmen. Des-

sen Meinung ging dahin, ihre resp. Stellungen dem Feinde gegenüber bis zum Abend zu behaupten und dann den Rückzug anzutreten. Da es jedoch erst wenig über Mittag, so war dieß eine höchst schwierige, ja unter den Verhältnissen, wie sie sich gestaltet, fast unausführliche Aufgabe. Horn ließ daher den Herzog Bernhard durch seinen General-Quartiermeister Morshäusern hierauf aufmerksam machen, worauf man denn dahin übereinkam, daß Horn, während der linke Flügel ferm halten wolte, unter dessen Schutz sich allmählig abziehen und eine neue Stellung nehmen sollte. Vnterm favor von des Marschalcks Stücken vnd trouppen, sollte sich dann der linke Flügel gleichfalls zurückziehen. Ein Unternehmen, fügt der ehrliche Chemnitz hinzu, daß man wohl, bis der Rheingraf mit dem secours angelanget, hette halten, oder zum wengsten ohne fernern schaden vnd haubniederlage vom Feinde abkommen könne *).

Feldmarschall Horn unternahm diesen Rückzug unter Anordnungen, die dem besten Taktiker unserer Tage Ehre gemacht haben würden. Durch einen lebhaften Angriff mit seiner Cavallerie warf

---

*) Der Rheingraf Otto Ludwig war, mit etwa 5000 Mann, mit der Belagerung von Breisach beschäftigt gewesen. Er hatte seinen Zug nur sehr langsam — fast nur zwei Meilen täglich — fortgesetzt, und war drei Meilen vom Schlachtfelde angekommen.

er die Feinde so weit zurück, daß es ihm möglich ward, mit seiner Artillerie und Infanterie, die er sofort zurücknahm, einen bedeutenden Vorsprung zu gewinnen. In deme Er anfangs den canon, hernach die avantguarde von reutern vnd fußvolck fortgehen lassen, letzlich die arriereguarde in den zug gebracht, vnd ziemlich damit avancirt; ohne daß Ihm etwas, so Er zufürchten, gefolget were, sagt Chemnitz, der, wie bekannt, in seiner Darstellung dem offiziellen Bericht Horn's folgt. Doch ungefähr zwei Musketenschuß vom Berge, um dessen Besitz mit solcher Erbitterung gestritten, ereilt die Schweden ein Unglücksfall, dem weder Horn's Einsicht, noch die Tapferkeit der Seinen zu begegnen vermochte. In der Nähe nämlich von Hirnheim angekommen und noch beschäftigt, seine Truppen der Art aufzustellen, um dem nachrückenden Feinde den größestmöglichen Widerstand entgegenzusetzen, wird plötzlich ein Theil der Reiterei des linken Flügels auf Horn's Truppen geworfen, wodurch alsbald Alles in Unordnung geräth und dann in die wildeste Flucht übergeht. Vergebens daß der Feldmarschall selbst zur Arrieregarde eilt, um hier die nöthigen Anordnungen zu treffen. Die Reiterei flieht, ohne auf dessen Stimme zu hören, die Infanterie steubt auseinander und verbirgt sich in dem Gebüsche und in den Schluchten — daß es also hiemit bund über eck, vnd alles in voller Flucht durcheinander davon gegangen, sagt Feldmarschall Horn in seinem Bericht. Er selbst

ward bei dieser Gelegenheit mit den meisten Offizieren seiner Umgebung gefangen.

Während die schwedischen Waffen so unglücklich auf dem rechten Flügel fochten, hatte sich auch auf dem linken Flügel, wo Bernhard von Weimar befehligte, das Glück gegen sie entschieden. Wie es scheint — denn genügende Berichte fehlen hierüber gänzlich — begann hier die Schlacht mit einiger Unordnung. Die Cavallerie nämlich des Generals Taupadel, welche den ersten Angriff machte, kam hierbei auseinander. Hungarn, Croaten und Polacken, wie die Berichte der Zeitgenossen sagen, benutzten diesen Fehler und warfen sich mit solcher furi auf sie, daß sie bis zu dem Walde in der Höhe von Ederheim, den die Infanterie und Artillerie des Herzogs besetzt hatte, zurückgeworfen ward. Viele der Zeitgenossen schreiben jedoch diesen Vorgang der List Gallas zu. Durch die verstellte Flucht nämlich seiner Cavallerie soll er die schwedische Reiterei in den Bereich einiger maskirter Batterien gelockt haben, wodurch sie nicht allein in Unordnung gerathen, sondern auch einen bedeutenden Verlust erlitten haben soll. Doch scheint am Rande des Waldes die Sache wieder ins Gleichgewicht gekommen zu seyn. Bernhard drang sogar wieder so weit vor, daß seine Schaaren die kaiserliche Linie durchbrachen und auf der Nördlinger Straße bis eine Viertelstunde gegen jenen Ort vordrangen; er vermochte sogar bald nach diesem Moment die Brigade Thurn's dem rechten

Flügel zu Hülfe zu schicken. Bis gegen Mittag wenigstens blieben hier die Kämpfenden in ziemlich gleichem Vortheil mit einander, sey es nun, daß die Kaiserlichen mit ernstlichen Angriffen zögerten, oder daß Bernhard ihnen mit mehr Glück als Horn widerstand. Um diese Zeit jedoch änderte sich plötzlich die Scene. Herzog Bernhard nämlich gab um Mittag den Befehl, sich des Häselbergs zu bemächtigen, um so die beiden Flügel in Verbindung zu bringen und zugleich den Angriff Horn's zu erleichtern. Doch dieser Bewegung traten die Kaiserlichen, unter des bekannten Johann von Werth Anführung, mit so entschiedener Ueberlegenheit entgegen, daß die Schweden nach rühmlichem Widerstande diesen Theil des Schauplatzes verlassen mußten. Nun drangen die Kaiserlichen von allen Seiten sowohl gegen die beiden Flügel, als auch besonders gegen diese Lücke vor. Der Kampf entbrannte auf dem linken Flügel so heftig, daß Bernhard selbst die Standarte seines Leibregiments ergriff, um die Seinigen vorzuführen. Doch die Unordnung war bereits so groß, daß auch dieses Beispiel heroischer Hingebung seine Wirkung verfehlte. Herzog Karl von Lothringen soll in dem Handgemenge, was hierbei Statt gefunden, dem Herzog die Standarte aus der Hand gerissen haben. Endlich bleibt diesem, der gewiß alles Mögliche aufgeboten, was im Bereiche menschlicher Kräfte liegt, nichts übrig, als der Cavallerie

lbst zu rathen, sich zu retten *). Dieser Moment ar es, wo die schwedische Cavallerie, durchbrochen nd auseinandergesprengt, nach allen Seiten floh nd sich in das Thal stürzte, wo ein Theil sich auf ie Horn'sche Colonne warf und diese in Unord: ung brachte. Der Verwirrung hier zu wehren, lieb von den höheren sowohl als niederen Offizie: en nichts unversucht — doch vergebens. Mehrere er höchsten Offiziere wurden darüber gefangen ge: ommen; der Rest der Armee aber floh, oder äubte vielmehr nach allen Richtungen aus inander. Herzog Bernhard selbst, der leicht m Halse verwundet, sein Pferd verlor, wäre der Gefangenschaft wahrscheinlich auch nicht entgangen, enn ihm nicht ein Hauptmann vom Taupadel'schen Regiment mit einem kleinen, doch untersetz: en raschen klöpper ausgeholfen. Die Verfol: ung der Kaiserlichen übrigens ging so rasch, daß er Herzog Bernhard auf seiner Flucht durch Kanstadt — 11 Meilen vom Schlachtfelde — kaum in Ei verzehren konnte, um seinen Hunger zu stil: en. Aber drei Meilen vom Schlachtfelde, bei Göp: ingen, wo der Rheingraf sich befand und Anstal: en zur Aufnahme der Geschlagenen traf, endete ie allgemeine Verfolgung der Kaiserlichen, welche n einer furi fortgehawen. In Neresheim

*) Nach Röse Herzog Bernhard der Große, I. S. 302.

fiel die gesammte Bagage des Herzogs in die Hände der Croaten — nur die geheime Canzlei des Herzogs hatte man Zeit zu verbrennen.

Viertausend Wagen, 300 Cornete und Fähnlein, die gesammte Artillerie, 80 Geschütze nebst 1200 Pferden, so wie ferner 6000 Gefangene fielen in des Siegers Hände, der nur 1200 Mann verloren haben will. Gegen 8000 Leichen des protestantischen Heeres deckten das Schlachtfeld. Unter den Gefangenen waren Horn und Kratz die beiden vornehmsten. Wenn der Erstere, als Schwiegersohn Oxenstierna's und als Führer der Armee, sich der Gnade der Ueberwinder erfreute, so war dieß mit dem Anderen, als einem aus bayerschen Diensten übergetretenen Offizier, nicht der Fall. Ersterer, von den Werthischen Reitern gefangen genommen, blieb acht Jahre in Gefangenschaft und ward erst 1642 gegen die Generale Johann von Werth, Buchhain und Hofkirchen mit vielem Pomp auf der Brücke zu Lahr eingewechselt. Letzterer, den wir als den Anführer der bayerschen Reiterei auf dem linken Flügel in der Schlacht auf dem weißen Berge kennen gelernt, der durch seinen Flankenangriff auf die königliche Reiterei so viel zur glücklichen Entscheidung der Schlacht beitrug, fand später seinen Tod durch Henkershand. Wie viel hierzu sein Uebertritt zu den Schweden, wie viel er selbst durch Intriguen dazu beigetragen, muß hier unentschieden bleiben.

Dem vorurtheilsvollen Beobachter wird die

Schlacht bei Nördlingen vollauf Stoff zu Betrachtungen geben. Auf jeden Fall wird man eingestehen müssen, daß darin von den Schweden Fehler auf Fehler gehäuft wurden. Charakteren, wie Horn und Bernhard, in allen Beziehungen von verschiedenen Gesichtspunkten ausgehend, überdieß durch ihre Stellung in der Armee entzweit, konnte es wohl von Hause aus nicht zugemuthet werden, bei Anlage einer Schlacht von einem Gesichtspunkte auszugehen. Daher die Verschiedenheit ihrer Ansichten schon beim Anmarsch gegen den Feind. Horn will sich der Idee von einem Ueberfall des Lagers nicht fügen. Er, der Gustav Adolph vom Uebergange über den Lech abgerathen, der einst Bernhard von einer Schlacht mit Feria und Altringer abgehalten, der, während er an der Spitze der schwedischen Armee stand, nie eine Schlacht geliefert, dem eine kluge, vielleicht übertriebene Vorsicht zur andern Natur geworden, mußte natürlich dafür stimmen, die zu gewärtigenden Verstärkungen abzuwarten, bevor man zu einer Entscheidung schritt. In thesi hatte er unbedingt Recht, und es ist die Frage, ob die 5000 Mann unter dem Pfalzgrafen, die nur einen kleinen Marsch vom Schlachtfelde standen, zweckmäßig gegen den Häselberg benutzt, nicht ein günstigeres Resultat hätten erringen helfen. Auf jeden Fall hätten sie die Trennung der Flügel verhindert, welche später besonders die nachtheiligen Resultate hervorrief. Sublim erscheint die Idee Horn's, die ganze Armee rückwärts zu

konzentriren, und dann vereint gegen den Feind vorzudringen. Verstehen wir diese Combination recht, so war dieß ein Angriff mit schiefer Front, der rechte Flügel ungefähr in der Direction, in welcher der linke später angriff. Hierdurch wären den Kaiserlichen alle Schanzen unnütz geworden, und hätten die Schweden so auch besonders das Gefecht in dem coupirten und vorbereiteten Terrain vermieden, was sie so aufhielt, ihnen so viele Menschen kostete, und worin sie wahrscheinlich auch nicht so geübt waren, wie die Kaiserlichen. Die Vehemenz jedoch des Herzogs sowohl, als seiner Offiziere trug im Rathe über die kluge Besonnenheit des schwedischen Heerführers den Sieg davon. Die Art und Weise, wie Horn sich später benahm, beweist dessen Umsicht und Entschlossenheit. Man darf sagen, daß er im ganzen Laufe des Gefechts, dem er sich nur mit Unmuth anschloß, keine Fehler begangen, und daß er selbst der strengsten Critik genügte. Daß Witzleben früher angriff und hierdurch eine Verkettung übler Umstände herbeiführte, kann ihm nicht beigemessen werden. Er that im Gegentheil Alles durch seine kluge Leitung des Infanterie-Angriffs, die Sache wieder gut zu machen. Dem panischen Schrecken selbst, der seine Truppen ergriff, als die Miene sprang, oder die Munitionswagen in die Luft flogen, ward durch seine zweckmäßige Anstalten vorgebeugt. Ob ihm der Umstand zur Last zu legen, daß sich beim Anmarsch gegen den Angriffspunkt, die schwere Artillerie, welche sei-

ner Disposition zufolge zurückbleiben sollte, vor des Feldmarschalcks ganzen reuterey angestecket, vnnd weil die nacht eingefallen, im finstern vnterschiedlicher orten vmbgeworfen; dadurch selbige reuterey auffgehalten worden, vnd es mitternacht gewesen ehe Sie das holz paßiert, wie die Original-Relation es besagt — wer wollte dieß heute entscheiden? Vortrefflich sind des Feldmarschalls Horn Dispositionen zum Zurückzuge. Zuerst wirft er durch einen verstärkten, erneuerten Cavallerie-Angriff den Feind, und zieht dann die Artillerie zurück. Durch eine geschickte Mischung und Aufstellung seiner Truppen wird es ihm nicht allein möglich, das Schlachtfeld unangefochten zu verlassen, er hat sogar schon einen Theil seiner Avantgarde am jenseitigen Rande des Goldbaches plazirt, um hier das Gros aufzunehmen, als eine Catastrophe, welche sich auf einem anderen Theile des Schlachtfeldes entspann, jene unheilsvölle Entscheidung herbeiführte. —

Ueber die Verhältnisse auf dem linken Flügel der Schweden fehlen fast alle Details. Wahrscheinlich waren es falsche Nachrichten, welche Bernhard über die Stärke der Armee zugegangen, die ihn bestimmten, eine Schlacht zu suchen *). Die Ereignisse am Vorabend der Schlacht hatten ihn über-

*) Khevenhiller sagt XII. S. 1216, daß ihm von Venedig Avisa zugegangen, daß des Cardinals Succurs nicht über 5000 Mann stark und wegen so weiter Reise abgemattetes Volk sey. —

dieß etwas zu unternehmend gestimmt. Das Gefecht war hitzig gewesen — selbst die höchsten Führer hatten in den vordersten Reihen gefochten, Feldmarschall Kratz persönlich den Führer der österreichischen Cavallerie, seinen alten Waffenbruder Aldobrandino, wie Khevenhiller erzählt, vom Pferde geschossen. Der glückliche Ueberfall auf den verschanzten Posten im Walde scheint jenen Muth bei Bernhard sowohl, als seinen Untergebenen gesteigert zu haben. Daher wahrscheinlich auch die Unordnung beim ersten Cavallerie-Angriff, die gewiß aus einer zu großen Nichtachtung des Feindes hervorging. Mit ihr hört zugleich die klare Uebersicht des Ganges der Schlacht auf dem linken Flügel ganz auf — wie es scheint, reduzirte sich hier bald alles auf parzielle Gefechte, an denen die verschiedenen Waffen, weniger in taktischem Verbande geordnet, als wie es gerade die Gelegenheit gab und der Zufall erlaubte, Theil nahmen. Was einzelne schwedische Nachrichten von den maskirten Batterien sagen, in deren Feuer sie beim Nachsetzen gerathen, davon schweigen die österreichischen offiziellen Angaben ganz. Doch läßt sich im Allgemeinen über die Führung der Schlacht auf diesem Flügel sagen, daß sie mit großer Tapferkeit durchgeschlagen ward, daß jedoch später der Schweden Muth angefangen problematisch zu werden. —

Jede Schlacht, in der man die Front des Feindes unbeschäftigt läßt, während man sich gegen beide Flügel wendet, muß damit enden, verloren zu

werden, wenn der Gegner nämlich seinen Vortheil versteht. Er hat nur sein Centrum vorzunehmen und sich damit gegen einen, oder nach Befinden der Umstände gegen beide Flügel zu wenden, wenn dazu der richtige Moment gekommen, d. h. wenn sie so engagirt sind, daß sie das Gefecht nicht mehr abbrechen können. Kommen hierbei noch andere Verhältnisse mit ins Spiel, bedeutende numerische Verschiedenheit, Terrainnachtheile, die Lage der Rückzugslinie hinter einem der Flügel ꝛc., so würden Türenne und Friedrich selbst nicht vermögen, Niederlagen abzuwenden. — Auf der andern Seite ist nicht zu leugnen, daß wenn Horn früher auf die Ideen Bernhard's eingegangen wäre, nämlich im raschen Anlauf sich auf das österreichische Lager zu stürzen, es gewissermaßen zu überfallen, der Erfolg wahrscheinlich auf der Schweden Seite geblieben seyn würde.

Auf der österreichischen Seite scheinen sich, was die Führung der Schlacht anbetrifft, weniger Mängel herauszustellen. Obwohl überrascht, daß die Schweden so plötzlich auf der Ulmer Straße anrückten, traf man dennoch sofort Anordnungen, dieselben so lange wie möglich aufzuhalten. Wir wissen, daß dieser Versuch im Allgemeinen ziemlich glücklich, obgleich nicht ohne Verlust ablief. Die Ankunft Galla's auf dem bewußten Punkt stellte die Sachen wieder her. Auch ist ihm die Besetzung und Verschanzung des Postens, der Bernhard anfangs aufhielt, und dessen er sich erst in der Nacht

bemächtigte, zuzuschreiben. Später recognoscirte er die ganze Gegend, und traf alle Anstalten zu einer hartnäckigen und entschlossenen Gegenwehr, ließ schanzen, die Batterien plantiren, und plazirte seine Truppen, wie es die Localität, deren Eigenthümlichkeit und Moralität verlangte. Das Lager, welches man in der Nähe von Nördlingen hatte, ward fast ganz verlassen, und die Truppen in der Position, wie sie oben angegeben, aufgestellt. Man rühmt Gallas besonders nach, seine Truppen so plazirt zu haben, daß sie von denen Schwedischen nicht hätten gesehen werden können, und wo es vonnöthen gethan hätte, oder ein Unglück bei den andern Regimentern vorgeloffen wäre, die Schwedischen hätten angreiffen können, wie denn diese Regimenter nie zum Fechten kommen, sondern allezeit in Reserva gestanden *). Der König von Ungarn hatte seine ganze Autorität für diesen Tag an Gallas abgetreten und allen Generalen aufgegeben, ihm zu obediren. Dabei stand er ihm mit Rath und That zur Seite. Die Antwort, welche er, der nie einer Schlacht beigewohnt, einem Offizier gab, der ihn auf die Gefahr, welche ein spanischer General bei Behauptung eines Postens liefe, aufmerksam machte: que crepa ay, ist charakteristisch. Khevenhiller giebt es uns deutsch wieder: er soll eher crepiren als weichen. —

Wie es scheint, so setzten die Oesterreicher den

*) Khevenhiller XII. S. 1214.

beiden Flügeln die nöthigen Truppen entgegen und verwendeten dann, als sie sahen, daß sie dort nicht ohne Erfolg stritten, ihre Reserven gegen das Centrum. Hier focht bekanntlich nur eine Brigade, welche dahin eigentlich nur durch Zufall gekommen war. Die fehlerhafte Anlage der Schlacht ward also von Gallas sehr gut benutzt. Beide feindliche Flügel, schon taktisch getrennt, waren nahe daran, ganz umwickelt zu werden, als sie endlich wichen. Daher auch die gänzliche Zersprengung der Armee, vorzugsweise des rechten Flügels. Als besonders nachtheilig trat beim Rückzuge der Armee noch der Umstand hervor, daß die Rückzugslinie ganz auf dem linken Flügel lag, und daß der Weg dahin durch ein sehr schwieriges Terrain führte.

Ueber die taktischen Anordnungen während der Schlacht läßt sich wenig hinzufügen. Ein gründliches Studium derselben wird jedoch dazu beitragen, die falschen Begriffe, welche selbst gebildete Militairs von der Taktik aus der Zeit des dreißigjährigen Krieges haben, zu berichtigen. Wir haben hier einen gut combinirten Angriff einer verschanzten Stellung, den richtigsten Ansichten gemäß aufgestellte Reserven, gut geführte Tirailleurgefechte, bei denen Massen zur rechten Zeit eingreifen, einen von Feldmarschall Horn nach allen Regeln der Kunst eingeleiteten Rückzug, mit einem Worte Alles, was ein gut ausgebildetes taktisches System in sich schließt. Wir haben eine unendliche Menge neuerer Schlachten, bei deren Durchfechtung lange

nicht die Kunst vorwaltete, wie bei dieser, die Truppen sich für alle Nüanzirungen des Gefechts so vorgebildet bewiesen wie hier. — Wir wollen hier nicht die Witzeleien Bülow's und Cancrin's in Bezug auf einen großen Feldherrn wiederholen, glauben jedoch die Bemerkung hinzufügen zu müssen, daß das Studium des dreißigjährigen Krieges für alle Militairs von dem höchsten Nutzen ist. — Möchte sich recht bald eine tüchtige Feder finden, die, von pedantischer Schulmeisterei entfernt, diesen Krieg für das Militair eben so darstellt, wie dieß Menzel u. A. für andere Zwecke so rühmlich gethan! —

Die Verfolgung der Kaiserlichen können wir in allen Beziehungen musterhaft nennen. Doch scheint sie mehr das Werk einzelner Regiments-Commandeure, als der höheren Führer gewesen zu seyn. Khevenhiller sagt ausdrücklich, daß den ganzen Tag ein Regiment nach dem andern vom Nachsetzen der Weimarschen angekommen, und in den fördern Gliedern abgenommene Fähnlein geführet und Ihrer Majestät präsentiert, nebst vielen andern Gefangenen, welche sie gleichfalls präsentiert.

Der Herzog Bernhard floh, demselben Zeugniß gemäß, nur mit einigen Reitern vom Schlachtfelde. — Die Croaten Isolani's trafen fast eben so schnell in Neresheim ein, wohin der Herzog seinen Adjutanten Christoph von Grün zur Rettung der dort lagernden Bagage entsandt hatte, als die-

ser selbst. Wir wissen bereits, welches der Ausgang des dort entbrannten Kampfes war. Auch fanden die kaiserlichen Truppen den ersten geordneten Widerstand, als sie drei Meilen vom Schlachtfelde auf die Truppen des Rheingrafen stießen. Hätte Gallas sich entschließen können, mit seiner siegreichen Armee sofort gegen diese zu marschiren, so ist es wohl möglich, daß auch er einer Catastrophe erlegen. Auf jeden Fall würde er sehr nachtheilig auf die Moralität jenes Truppencorps, das eben nicht aus sonderlichen Leuten bestand, gewirkt haben.

Die erste Nachricht von der Niederlage bei Nördlingen nahm man in Schweden ohne Niedergeschlagenheit auf — in Deutschland aber brachte sie, nach Geijer, die sogenannte dritte Partei zur Consistenz, gleichwie eine Feuchtigkeit auf dem Gefrierpunkt bei der ersten Erschütterung sich in Eis verwandelt. Zugleich verschwanden mit dieser Niederlage die letzten Spuren der Kriegszucht Gustav Adolph's im schwedischen Heere. — Die schwedischen Bundesgenossen, sagt Röse*) nach gleichzeitigen Berichten, verfahren mit Rauben, Morden, Sengen, Brennen, Knebeln, Forchiren und anderen Tyranneien, wie von Heiden und Türken nie gehört worden ist. Deutschland ist nie

*) II. 9. im Leben Bernhard's des Großen. Wie es die Kaiserlichen trieben, erzählt Chemnitz II. S. 521.

unglücklicher gewesen als damals. Auf der einen Seite, erzählen Zeitgenossen, wüthen Schweden, Lappländer, Finnländer, auf der anderen Croaten, Cosaken, Polaken, Hungaren, Wallonen, Spanier, und niemand wußte, wer Freund oder Feind wäre. Wer Geld hatte, war Feind; wer nichts hatte, wurde dennoch dafür gehalten und gemartert. Da war kein Unterschied des Ortes oder der Personen, und eingeborene Landeskinder befleißigten sich, in der Tyrannei die Meister zu übertreffen *).

In Banner, der, wie schwedische Berichte es behaupten, schon am Tage vor der Schlacht bei Lützen vom Könige bestimmt worden war, einst den Oberbefehl zu übernehmen, erhielten die Schweden nach Horn's Gefangennehmung einen Oberbefehlshaber, wie ihn der verzweifelte Zustand ihrer Angelegenheiten erforderte. Der Tod des Königs hatte ihn, der damals an seinen bei Nürnberg erhaltenen Wunden darnieder lag, so ergriffen, daß er für einen Augenblick Alles verlassen wollte. Nur des Kanzlers Oxenstierna's Bitten hielten ihn damals zurück und bewogen ihn, den Befehl an der Elbe zu übernehmen. Hiermit war damals die schwierige Cooperation mit den Sachsen verbunden. Er stand gerade vor Prag, als ihn die Nachricht von dem Unglück bei Nördlingen ereilte und ihm zugleich die traurige Pflicht auflegte, mit der letzten schwedischen Armee auf deutschem

*) Théat. Europ. III. 363.

Boden den Rückzug anzutreten. Er war mit seinem Corps in Magdeburg angekommen, als der Kanzler dort eintraf. Es mochte zwischen 15 und 16,000 Mann stark seyn, aber nach Chemnitz Versicherung wenig zum Schlagen bereit *). Auch dürften darunter kaum mehr als 2—3000 Schweden und Liefländer gewesen seyn **). Der große Rest bestand aus Deutschen, in der Mehrzahl Flüchtlinge aus den österreichischen Erbländern, welche ihrer Religion wegen dort keine Sicherheit gefunden haben würden.

Welches der Zustand dieser Armee war, geht wohl daraus am besten hervor, daß sie sich des Kanzlers versichern wollte, der damals bei der Armee eintraf, um ihn den Sachsen zu überliefern, deren Kurfürst bald darauf zu offenbaren Feindseligkeiten überging, nachdem er im Prager Frieden (1635) zum drittenmal seine Rolle in diesem Kriege geändert.

Ein Sieg des schwedischen General-Lieutenants Ruthven bei Dömitz über den sächsischen Gene-

---

*) II. 775.

**) Le Laboureur histoire du Maréchal Guébriant S. 71. Les Suédois éstant reduits à une armée de 15—16,000 hommes, dont il n'y avoit que 2—3000 Suédois et Lieflandois, tout le reste étant Allemand et fort partagé d'inclination entre la paix et la guerre et entre la Suéde et la Saxe. —

ral Baudissin, der den schwedischen Dienst für den sächsischen vertauscht hatte, so wie eine Verstärkung unter Torstenson, der ihm 2000 Reiter und sechs Regimenter zu Fuß aus Preußen zugeführt, setzten Banner bald darauf in Stand, seine Operationen aufs Neue zu beginnen. Wenn es dießmal auch gerade nicht den Combinationen der Kunst angemessen gewesen wäre, das Kurfürstenthum Sachsen zum Ziel seiner Operationen zu machen, so ist es doch wahrscheinlich, daß der Wunsch nach einer verzeihlichen Rache die Schweden nach Sachsen geführt haben würde. Aber dießmal konnte beidem genügt werden. Der Kurfürst, Pommern bedrohend, ward plötzlich durch Banner's Uebergang über die Elbe mitten im Winter in sein Land zurückgescheucht, das jetzt der Tummelplatz eines feindlichen Heeres ward, das Parteiwuth und Rache in gleichem Maße belebte. Das Herbeieilen eines kaiserlichen Hülfsheeres unter Hatzfeld, mit dem sich der Kurfürst vereinte, bewog Banner zum Rückzuge nach Werben, worauf dann Magdeburg, Havelberg, Brandenburg, ja Werben selbst nebst mehreren anderen kleinen Plätzen verloren ging — ein Mißgeschick, das die Commandanten wohl meistentheils verschuldeten, und was der Regierung in Schweden die strenge Weisung abpreßte, solche Commandanten vor ein Kriegsgericht zu stellen. Nach mannigfachen Hin- und Hermärschen, so wie auch nach Vereinigung mit mehreren Detachements — das Lesli'sche, mit dem die

Vereinigung bei Lüneburg Statt fand, kam von iner Expedition am Main hier an — wodurch ich die Schweden der sächsisch-österreichischen Armee einigermaßen gewachsen glaubten, suchte Banner eine Schlacht. Die Bewegung der Kaiserlichen gegen die Mittelmark, wo sie nicht unbedeutende Fortschritte machten, so wie deren spätere Versuche, sich mit General Klitzing, der zur Belagerung von Brandenburg mit c. 4000 Mann detaschirt gewesen, imgleichen mit einigen anderen Truppen wieder zu vereinen, führten endlich zu der Schlacht von Wittstock, die mit der fast gänzlichen Vernichtung des verbündeten Heeres endete und das schönste Lorbeerblatt in dem Kranze Banners bildet.

Banner hatte einen Angriff auf die Werbener Schanze gemacht, die nach seinem Abzuge in der Verbündeten Hände gerathen war. Die Kaiserlichen erschienen bald darauf in Perleberg, um sich von hier aus auf einem großen Umwege über Wittstock und Zehdenik mit General Klitzing und andern Regimentern, so noch selbst herum bei Schweden lagen, wie sich Khevenhiller ausdrückt, zu vereinigen. Auf die Nachricht, daß die Kaiserlichen gegen Wittstock sich gewendet, hob Banner die Belagerung auf und dirigirte sich gegen Wusterhausen und Ruppin, um jene beabsichtigte Vereinigung zu hintertreiben, und die verbündete Armee vor Vereinigung mit jenen Truppen zur Schlacht zu zwingen. Die Verbündeten, hierdurch

stutzig gemacht, scheinen sich länger unnöthig verweilt zu haben, wodurch es Banner möglich ward, sich später auch noch gegen Wittstock in Bewegung zu setzen. Als sie nun erfuhren, daß die Schweden nur noch drei Meilen von diesem Orte entfernt wären, zogen sie es vor, lieber eine Schlacht anzunehmen, als ihre beabsichtigte Bewegung fortzusetzen. Sie wählten also in der Nähe von Wittstock, auf dem Schreckenberge, eine Stellung, welche sie auch sofort anfingen sorgfältig zu befestigen.

Ganz in der Nähe von Wittstock, westlich von der Stadt, liegt der Schreckenberg, der sich westlich nach dem ehemaligen Kloster Heiligen Grab, und östlich nach der Stadt zu verflacht. Oestlich ist er durch eine nur schmale Einsenkung von einem anderen Berge geschieden, der dem Laufe der Dosse dann eine Zeit lang folgt. Zur Zeit der Schlacht trennte ein Weg die beiden Berge. Die Abhänge beider Höhen waren mit Holz bewachsen, die gleichwohl der Berg commandirte, wie das Théat. Europ. sagt, wodurch die Bewegungen der Truppen wohl erschwert, jedoch nicht verhindert wurden. Auf dem Schreckenberge nun hatte sich die verbündete Armee sorgfältig verschanzt. Sie hatte auf der rechten Flanke das Kloster Heilige Grab, links sicherte sie der nicht unbedeutende Abhang des Schreckenberges selbst — die Front deckten dreizehn geschlossene Redouten mit Wagen verschrenkt, hinter denen die Armee, 14,000 Pferde und 16,000 Mann Infanterie stark, mit 32 Geschützen aufmarschirt war.

war. Wie es scheint, waren die Kaiserlichen in ihrer alten tiefen Stellung, in großen Terzias, während die Sachsen wahrscheinlich nach schwedischer Art, also in nicht bedeutender Tiefe standen. Im Rücken, am Abhange des Berges, floß die Dosse. In einiger Entfernung vor der Fronte mußte man zuvor über diese selbst setzen, und zwar an einem Punkte, welchen die Kaiserlichen besetzt hatten. Nachdem die Schweden die Kaiserlichen von hier vertrieben, recognoscirte Banner ihre Stellung, fand sie aber so stark, daß er es nicht wagte, sie in der Front anzugreifen. Die Armee zog sich demnach rechts und suchte den Berg, der dem linken Flügel der Verbündeten gegenüber lag, zu gewinnen. Torstenson, der den rechten Flügel befehligte, leitete die Bewegung mit der ihm eigenen Geschicklichkeit. So wie jedoch die Kaiserlichen die Vorkehrungen dazu bemerkten, quittirten sie ihre erste Fronte und sich zur Opposition gegen besagten rechten Flügel der Cavallery, welcher sich einer Höhe bemächtigen wüllen, gestellet, auch mit dem ganzen Schwarm der Reuterey und Fußvolkes auff denselben gefallen. Hierbei kam es sowohl am Fuße des Schreckenberges, als auf dem ihm zur Seite liegenden kleinen Berge zu einem sehr lebhaften Gefecht — dergleichen (das bei Cavalliers Worten und Glauben geredt und geschrieben worden) in erdenklichen Zeiten nicht fürgangen — in dem der Sieg lange von einer Seite zur andern scheint geschwankt zu haben. Es

ist wahrscheinlich, daß sich das Glück hier nur sehr zweifelhaft für die Schweden erklärte; selbst die Brigade zu Fuß, welche Feldmarschall Leslie zur Unterstützung herbeiführte, vermochte den Sieg nicht unbedingt an der Schweden Fahnen zu fesseln. — Es waren Regimenter, welche 10mal zum Einhauen gekommen — der ganze rechte Flügel schien wegen continuirlichen, unentsetzten Treffens fast ruinirt. Darüber war der Abend herangekommen. Wahrscheinlich wäre jedoch auf diesem Flügel die Sache völlig entschieden worden, wenn den Befehlen Banner's von allen Offizieren genügt worden wäre. Beim Beginn der Schlacht nämlich hatte er eine Abtheilung seines Heeres unter General-Lieutenant King und General-Major Stalhändske *) zur Umgehung des feindlichen rechten Flügels detachirt. Zugleich hatte er eine Reserve unter dem General Vitzthum zurückgelassen, um sowohl den Uebergang über die Dosse zu hüten, als für unvermuthete Zufälle in Bereitschaft zu seyn. Diese nun sollte im entscheidenden Augenblicke anrücken. Aber sey es Verrätherei oder Kleinmuth, Vitzthum kam nicht. Der Weg, den die erste Abtheilung zurückzulegen, verspätete gleichfalls deren Ankunft. So wie jene jedoch ihre Umgehung vollendet, begann auch hier

*) Der Feldmarschall Hermann Wrangel nennt ihn, in seinem Briefwechsel mit seinem Sohne, einen alten abgetragenen Kerl und Vollsäufer. —

ein heftiges Gefecht. Wie es scheint, blieb jedoch auch hier der Erfolg zweifelhaft. Die Nacht brach gleichfalls herein, ohne daß sich der Sieg für einen der beiden Theile unbezweifelt entschieden.

Auf jeden Fall wäre jedoch des andern Tages die Schlacht von den Schweden fortgesetzt worden, wenn die Kaiserlichen und Sachsen nicht die Dunkelheit der Nacht benutzt und das Schlachtfeld verlassen hätten. Durch Gefangene nämlich hatten diese erfahren, daß die schwedische Reserve noch nicht im Feuer gewesen. Wenn sie nun andererseits auch auf eben diesem Wege vernommen, daß die im Feuer gewesenen Mannschaften bedeutend gelitten, so wollten sie es doch nicht auf eine neue Schlacht ankommen lassen. Nachdem also Graf Hatzfeld eiligst einen Kriegsrath zusammenberufen, und sich erkundigt, „wie es mit ihrer (der Kayserlichen und Chur-Sächsischen) Artollerey vnnd Fußvolk bewendt", und hier erfahren, daß die Munitionspferde fast alle entritten und daher alle Artollerey im Feld stehen blieben wäre, auch zu der Kayserlichen und Chur-Sächsischen Vortheil wider die Schweden gar nicht gebraucht werden könnte, daß auch ferner die meisten Brigaden von dem Fußvolk großen Schaden und Niederlagen erlitten hätten, ward für gut befunden, in der Nacht das Schlachtfeld zu räumen und sich gegen Werben zu wenden. Dieß geschah auch sofort. Die ruinirte Infanterie ward mit Prahmen über die Elbe gesetzt, die Cavallerie aber benutzte eine Fuhrt, um sich der

feindlichen Verfolgung zu entziehen. — Zwar ward Stalhändske sofort mit einigen Tausend Pferden detachirt, um die Fliehenden zu verfolgen — (in die Eysen commendiert), doch scheinen sich dessen Trophäen fast nur auf Fahnen und Luxusgegenstände beschränkt zu haben.

Desto bedeutender aber waren diese auf dem Schlachtfelde selbst. Die Canzleien des Kurfürsten sowohl als des Grafen Hatzfeld, die gesammte Bagage (darunter des Kurfürsten Silberwagen), die Artillerie (so in etlich tausend Wägen bestand), 32 Geschütze, darunter fünf halbe Canonen, 6 Feldschlangen, 4 Feuermörser, 8 Petarden, 180 Munition-Wägen, unter welchen bei 30 mit Ueberhängen versehen gewesen, benebst einer großen Quantität Granaten und sonsten allerhand Munition waren die Beute des Siegers geworden. Gegen 1000 feindliche Todte sollen ferner das Schlachtfeld gedeckt haben. Der Feind, berichtete Banner nach Schweden, hat von seiner ganzen Infanterie kaum 1000 Mann davongebracht, meist Sachsen. Die Kaiserlichen aber wurden völlig gefangen und ruinirt. Die Cavallerie hat sich meistentheils mit der Flucht salvirt ꝛc. —

Dieß die kurze Darstellung dieser merkwürdigen Schlacht, welche den 24. September 1636 geschlagen ward, und die den bösen Eindruck der Niederlage von Nördlingen, welche für die Schweden so üble Folgen gehabt, einigermaßen verwischte. Die schwedische Regierung war darüber entzückt. Ban-

ner und Torstenson bekamen bedeutende Geschenke, und den Auftrag, verdiente Offiziere mit Gütern, welche dem Feinde genommen wären, zu bedenken. Auch sollten ihnen goldene Ketten und Konterfeie für 3000 Thaler ausgetheilt werden. — Leider sind die Nachrichten über die Schlacht selbst so wenig ausreichend, daß sich davon kaum mehr geben läßt, als die — Resultate. Dasselbe ist mit den taktischen Details noch mehr der Fall. Wir dürfen jedoch nicht abstehen, die vorzüglichsten Maßregeln in ihren Hauptzügen zu verfolgen. Die Bewegungen des schwedischen Feldherrn vor der Schlacht sind vortrefflich. Wollten wir moderne Ausdrücke auf Banner's Bewegungen anwenden, so würden wir sagen können, daß er sich auf der innern Linie befunden. Auf alle Fälle ließe sich daraus demonstriren, wie gar irrig die Vorstellungen des Generals Jomini sind, wenn er annimmt, daß er uns mit seiner Theorie über diesen Gegenstand etwas Neues gesagt. In ein System hat er die Sache gebracht — dieß Verdienst wird ihm Niemand absprechen — aber mehr wird ihm von Niemand, der sich mit der Kriegsgeschichte beschäftigt, zugestanden werden können.

Die Anlage zur Schlacht ist in manchen Beziehungen der der Schlacht von Nördlingen ähnlich — Angriffe der beiden Flügel. Hier hatte sich der schwedische Feldherr, durch Zurücklassung einer Reserve dem Centro gegenüber, dagegen gesichert, daß der Feind sich nicht zwischen die Flügel wer-

fen und so das Beispiel von Nördlingen erneuern konnte. Auf dem schwedischen rechten Flügel scheint der Kampf am blutigsten gewesen zu seyn. Wir haben leider keine Details über diesen Angriff. Auf jeden Fall gebührt den Oesterreichern, die hier fochten, die höchste Anerkennung. So wie sie die Flankenbewegung Banner's bemerkten, änderten sie sofort ihre Stellung, die ihnen, einmal in der Flanke angegriffen, durchaus keine Sicherheit mehr gewährte. Dabei schlugen sie sich mit einem Muthe, der ihnen alle Ehre machte — sie deckten eben den Ort, da sie gefochten, mit ihren Leibern, daß sie also lieber sterben, als von ihrer Stelle weichen wollen, darüber sich General Banner selbst verwundert und bekennet, daß General Hatzfeld die Schlachtordnung sehr weißlich angestellt und die Kayserlichen Soldaten hertzhaft gefochten hätten *).

Der Sieg blieb hier unentschieden — so wenigstens sagen uns die Berichte, welche wir bis jetzt in Deutschland darüber haben. Die hartnäckige Vertheidigung, so wie das Abschlagen der an manchen Stellen 6, 8, ja 10mal wiederholten Angriffe, wie uns Khevenhiller sagt, beweisen auch hier, mit welcher Erbitterung und Ausdauer man sich damals geschlagen.

Die Bewegung gegen den rechten feindlichen Flügel war etwas gewagt. Wir wissen nicht, ob die Verbündeten sie bei Zeiten gemerkt Wäre

*) Khevenhiller XII. S. 1999.

dieß der Fall gewesen, so dürfte es, bei der geringen Ausdehnung der Armee, vielleicht nicht unangemessen gewesen seyn, durch einen Theil der dort stazionirten Truppen den andern Flügel zu verstärken und dadurch ein numerisches Uebergewicht herbeizuführen. Die langsam ausgeführte Umgehung, so wie der noch später eingeleitete Angriff hätten hierzu vollkommen einige Stunden Zeit gelassen, die ausreichend gewesen wären, den Sieg zu entscheiden, da der Kampf auf jenem Flügel überhaupt nur drei Stunden dauerte. — Daß die Reserve nicht hierzu benutzt ward, kann dem General Banner nicht zur Last fallen. Deren Führer, von eigennützigen Absichten getrieben, versagte den ihm zugehenden Befehlen zwar nicht direkt den Gehorsam, aber er wußte so viel Auswege zu finden, ihn zu eludiren, daß es darüber zu spät ward anzugreifen. —

Höchst übereilt dürfte der Rückzug der Kaiserlichen erscheinen, wenn dazu nicht ganz besonders triftige Gründe vorhanden waren. Daß ihre Verluste so bedeutend stärker gewesen seyn sollten, als die der Schweden, läßt sich kaum annehmen. Ueberdieß waren sie auf dem Schlachtfelde um neun Tausend stärker als ihre Gegner angekommen. Sie hatten dabei den Vortheil des Terrains voraus. Entweder hatten sie also durch eine schlechte Oeconomie ihre Streitkräfte absorbirt, oder aber sonst durch schlechte Anordnungen eine Desorganisation derselben herbeigeführt, welche jenen übereilt schei-

nenden Rückzug mit Zurücklassung sämmtlicher Artillerie und Bagage veranlaßte. — Wie die Berichte sagen, waren es zwei Losungs-Schüsse, welche die Schweden thaten, nachdem die Finsterniß bereits eingebrochen, die jenen Rückzug motivirt hätten. Wahrscheinlich hielt man sie für ein Signal zu einem neuen Angriff. Banner's Charakter übrigens läßt etwas dieser Art vermuthen. — Merkwürdig bleibt es, daß die Verbündeten später auf der früheren Marschlinie der Schweden abmarschirten, während das Gros von Banner's Heer in der Umgegend von Wittstock blieb, sich hier restaurirte, betete und Victoria schoß. —

Die Schlacht von Wittstock öffnete den Schweden jetzt wieder die Wege nach Süddeutschland, wo sich die Reste des weimarschen Corps nur noch mühsam hielten. So interessant und belehrend es seyn dürfte, Banner auf seinen Zügen nach Deutschland zu begleiten, so dürfen wir seinem Siegeslauf doch nur wenige Zeilen widmen. Nach Erfurts und Torgaus Einnahme versuchten sich die Schweden an Leipzig; doch mußten sie von dessen Belagerung, da sich alle Heere des Kaisers jetzt gegen sie wandten, abstehen. Mit größtem Interesse gewahren wir nun Banner in seinem festen Lager bei Torgau, wo er vier Monate lang (vom Februar bis Juni 1637) den Angriffen der gegen ihn vereinten, überlegenen Heere widersteht. Durch eine Kriegslist die Feinde täuschend, geht er rasch über die Elbe und Oder, um sich an der

Warthe mit Wrangel zu verbinden, findet aber hier gegen alles Vermuthen den kaiserlichen General Maracini, der sich bald mit Gallas, den Banner so glücklich bei Torgau getäuscht hatte, vereint. Durch eine neue List seine Feinde nach einer falschen Seite hin ziehend, geht er nun plötzlich über die Oder und vereinigt sich bei Schwedt mit Wrangel. 60,000 Mann waren vergebens gegen die 14,000, welche Banner führte, in Bewegung — kein Geschütz, keine Trophäe fiel in deren Hände. Die Zeitgenossen erkannten diesem Zuge die Meisterschaft zu; der größte Staatsmann, den Frankreich gehabt, stellt ihn den ruhmwürdigsten Ereignissen an die Seite *). Die Zeitgenossen aber rächten sich durch Witze und Carricaturen, welche man in unseren Tagen unter ähnlichen Verhältnissen wieder hervorgesucht hat. Mit Bedauern sieht man Banner darauf in einem Winkel Hinterpommerns kämpfen (1637) — von den Eroberungen seines großen Königs ist fast nichts mehr übrig. Aber plötzlich ändert sich die Scene (1638). — Wie ein Strom durchbricht er die Schranken, schlägt die Sachsen bei Chemnitz und versetzt dann den Krieg wieder nach Böhmen. Der Tod Bernhard's von Weimar jedoch, den er an der Donau mit einem Heere finden sollte, so wie in Sachsen und Brandenburg ausbrechende Unruhen zwingen ihn zum Zurückzuge. —

*) Mém. du card. de Richelieu IX. S. 386.

Eine Vereinigung mit einer französischen Armee in Erfurt (1640) führt in diesem Jahre zu keinem Ziele — aber es ist interessant, den Helden aus dem nördlichen Deutschland plötzlich wieder an der Donau erscheinen und Regensburg berennen zu sehen, wo Kaiser Ferdinand III. mit den Kurfürsten und Fürsten reichstagte. Nur ein schnelles Thauwetter, das Banner zwang, über die Donau zurückzuziehen, rettete damals vielleicht das Reichsoberhaupt von der Gefangenschaft. Von den Franzosen verlassen, mußten die Schweden nun daran denken, sich eiligst zurückzuziehen. Die geschicktesten österreichischen und bayerschen Generäle verfolgten die fliehenden Schweden — eilf Tage ward kein Pferd abgesattelt; nur durch die angestrengteste Thätigkeit und Energie entging das kleine Heer seinem Verderben. Aber sein großer Feldherr erlag auf diesem Zuge. Schon den letzten Theil desselben hatte er auf einer Bahre getragen werden müssen. Er starb zu Halberstadt den 10. März 1641 im fünfundvierzigsten Jahre — noch im Tode seinen Feinden ein Schrecken *). Glücklichere Feldherren hat Schweden noch manchen aufzuweisen; aber mehr Muth in Gefahren, eine größere innere Kraft mit Thätigkeit und Gewandtheit in diesem Maße vereint, hat deren keiner an den Tag gelegt. Er war unbedingt der würdigste der Schüler

*) Dies Heer führte in der Schlacht bei Wolfenbüttel die Leiche seines Feldherrn mit sich.

des großen Königs, die dieser in so großer Menge zurückgelassen *). Wie viel Schwächen auch sonst das Leben dieses Helden entstellt haben mögen — seine imperatorischen Tugenden überwiegen sie alle, alle. Das Heer hatte unter Banner einen Grad der Verwilderung erreicht, den kaum eine Feder auszudrücken vermag. — Nichtsdestoweniger hatten die Schweden seit 1637 eine Art Kriegsräthe, Assistenzräthe genannt, bei der Armee eingeführt, welche sowohl eine politische, als administrative und ökonomische Bestimmung haben sollten. Auch dürften sie wohl Einfluß auf die Operationen gehabt haben. Aber eben so wenig wie die Conventsdeputirten bei den Neu-Franken das zu leisten vermochten, was sie sollten, eben so wenig gelang dieß auch den Schweden. Das Reich der Gewalt, das sich seit so langer Zeit bereits geltend gemacht, konnte und mochte von keiner Seite her eine Beschränkung ertragen. —

Das Heer, welches wir unter Marschall Guébriant sich mit Banner vereinigen sahen, bestand in der Mehrzahl aus den Trümmern des ehemali-

---

*) Man vergleiche dessen Biographie im schwedischen Plutarch von Lundblatt in der Schubart'schen Uebersetzung, und Laboureur's Charakteristik in der Histoire du Maréchal Guébriant p. 305, wo er ihn digne d'être estimé le second Gustave du Septentrion, et l'un des plus grands Capitaines de tout l'univers nennt.

gen weimarschen Heeres. Er hatte es nach der Schlacht von Nördlingen zwar wieder neu organisirt, aber so ritterlich auch der Herzog ringen, so tapfer und häufig er auch sich schlagen mochte, sein früheres Ansehen erlangte der Fürst nicht mehr. Seine Belagerung von Breisach und die um den Besitz desselben gefochtenen Kämpfe bei Wittenweyer, Thann und Breisach selbst, bilden unbedingt den schönsten Theil seines militairischen Lebens; aber es ist, als wenn ihn bei seinen näheren Berührungen mit Frankreich sein guter Genius verlassen. Er starb in der Blüthe seiner Jahre, 36 Jahr alt, 1639 zu Neuburg im Sundgau, mit großen Plänen für die Zukunft beschäftigt.

Für seine Armee hatte er in seinem Testamente vier Direktoren ernannt, Reinhold von Rosen, die Grafen von Nassau, Erlach und Oheim, welche Frankreich bald zu gewinnen wußte. Sie überließen sowohl die Armee, als die am Rhein gemachten Eroberungen an diesen Staat — den ganzen Elsaß, die vier Waldstädte und Freiburg. Diese Armee nun war es, mit den Franzosen vereint, welche fortan für Ludwig focht. Wir kennen diese Armee Bernhard's in ihren Bestandtheilen — sie waren die aller deutschen Heere, in eben der Art ergänzt, besoldet, genährt und bekleidet — sie hatte alle Vorzüge und Fehler deutscher Truppen. Anders war dieß mit den französischen Heeren, die in Deutschland fochten. Hier die Schilderung der französischen Armee jener Zeit aus Ri-

chelieu's Feder: Il n'y avait pas plus d'intelligence entre les maréchaux de camp, lesquels, commandant chacun à son jour, chacun d'eux craignait que son compagnon en fît davantage en celui auquel il commandait qu'il n'avait fait au sien; le peu d'obéissance qu'il y avait dans la noblesse, vice qui s'était glissé depuis la mort du feu Roi, sans qu'au commencement on eût pris soin d'en arrêter le cours, ni que depuis on l'eût pu faire à cause des guerres civiles et des cabales de la cour, qui empêchaient que l'on n'y apportât la sévérité qui y était nécessaire, aidait encore à ce mal, car la liberté entre eux était si grande, que la compagnie de gendarmes de M. le prince n'eut point de honte de refuser absolument le commandement qui lui fut fait par le cardinal La Valette à Mayence de passer le Rhin avec lui, et s'il ne les eût menacés de les faire tailler en pièces, ce qu'il étoit resolu de faire, s'ils n'eussent point obéi. Les gendarmes et chevaux legers de la garde du Roi étaient si insolens, qu'ils murmuraient sans cesse et jetaient des semences de mécontentement dans toute la cavalerie, se plaignant continuellement, maudissant cette guerre et ne parlant que de retourner trouver le Roi *).

---

*) Mémoires du Cardinal de Richelieu VIII. p. 422.

Die französische Cavallerie hielt dieser Staatsmann völlig untauglich, stets schlagfertig zu seyn. L'espérance avait fait connaitre que la cavalerie étrangère était absolument nécessaire pour faire toutes les fatigues, et donner moyen à la cavalerie française, qui n'en était pas capable, à se tenir toujours en état de combattre *).

Die Reste der weimarschen Armee, mit diesen Elementen versetzt, sind es zunächst, deren Unternehmungen unsere Aufmerksamkeit beschäftigen mögen. Wir glauben nämlich den Schauplatz, wo die schwedisch-deutschen Truppen sich mit den Kaiserlichen schlagen, verlassen zu dürfen, um unsere Untersuchungen den letzteren Schlachten dieses Krieges zuzuwenden, in denen Deutsche, vereint mit den Franzosen, gegen Deutsche wüthen.

Nachdem der junge Condé bei Rocroy gesiegt hatte, und Thionville an die Franzosen übergegangen war, vereinte sich ein Theil dieses siegreichen Heeres unter Marschall Rantzau mit den Truppen unter Marschall Guébriant, der bis jetzt die Reste der weimarschen Armee in Deutschland befehligt. Dieser, in dem vorigen Feldzuge über den Rhein zurückgedrängt, brach sofort wieder nach Deutschland auf — ihm folgten die Kaiserlichen und Bayern. Guébriant rückte mit seinen 18,000

*) Mémoires du Cardinal de Richelieu VIII. p. 289.

Mann vor den Schwarzwald, passirte das Kinzingerthal und belagerte Rothweil. Eine kurze, obwohl energische Vertheidigung ließ diesen Platz nach einer sechszehntägigen Gegenwehr übergehen. Der französische commandirende General, Marschall Guèbriant, verlor bei dieser Belagerung den rechten Arm und starb bald darauf, worauf Marschall Rantzau den Oberbefehl übernahm.

Um die Armee besser ernähren zu können, breitete sich der Marschall aus dem Spaiginger Thal, in dem Rothweil liegt, bis über Donaueschingen nach Mühlen zu aus. Duttlingen, Möhringen, Geysingen, Mühlen und noch viele andere Oerter wurden belegt. Duttlingen ward für den Fall eines Angriffs zum Sammelplatz bestimmt. General Rosen, der sein Quartier in Mühlen, das unter den Verhältnissen, wie sie waren, dem Feinde am nächsten lag, genommen, ward der Auftrag, die Cantonirungen gegen den Feind zu decken. Dieser hatte die Gegend von Ballingen inne. Die vorgerückte Jahreszeit — man befand sich Ende November — ließ die Franzosen glauben, es sey mit allen Operationen für dießmal vorüber. Die kaiserlichen und bayerschen Offiziere jedoch, die ihnen gegenüberstanden, hatten es ganz anders im Sinne. Der General-Feldmarschall Graf Hatzfeld, der Banner den Sieg so nachdrücklich bei Wittstock streitig gemacht, vereint mit dem Herzog von Lothringen, dem Grafen von Hatzfeld, dem nie rastenden Mercy, Lamboi und Johann

von Werth, kamen nämlich überein, die französischen Quartiere zu überfallen. Die Vorbereitungen hierzu wurden mit einer musterhaften Umsicht getroffen. Den 23. November gingen die Kaiserlichen und Bayern, nachdem sie alles, was den Marsch verzögern gekonnt, zurückgelassen, bei Siegmaringen über die Donau. Der Verspätung einiger Truppen wegen mußte jedoch die Armee vor dem Walde von Meßkirchen eine Zeitlang verbleiben. Sie that dieß völlig aufmarschirt und zur Schlacht vorbereitet. Nachdem die erwarteten Truppen, das Detachement des General Haßfeld, gegen Morgen eingetroffen, setzte man sich gegen Duttlingen in Marsch, wobei es, der schlechten Wege und Defileen wegen, eine große Menge Schwierigkeiten zu überwinden gab.

Johann von Werth, ausgezeichnet durch sein Talent für kriegerische Unternehmungen jeder Art, so wie durch eine seltene Tapferkeit; der sich vom gemeinen Reiter bis zu dieser Würde emporgeschwungen, führte die Avantgarde, welche aus 1000 Pferden und 600 Mann Infanterie bestand. Die Sorgsamkeit des bayerschen General-Quartiermeisters, Obersten von Holz, der in dem sehr coupirten Terrain durchaus orientirt war, bewirkte es, daß der Marsch, wenngleich langsam, doch ohne bedeutenden Aufenthalt, was hier vom entschiedensten Nachtheil gewesen seyn würde, vor sich ging. Durch verschiedene Gefangene erfuhr man, daß die französischen Truppen durchaus keine Ah-

nung von dem Marsche ihrer Gegner hätten — sie hielten das Terrain, von wo her ihnen das Verderben drohte, für durchaus inpracticabel. So groß war die Sicherheit derselben, daß, als die österreichisch-bayersche Armee bei Neuhausen, eine Stunde von Duttlingen, und eine halbe von Mühlen, wo Rosen lag, dem die Sicherheitsmaßregeln des Corps übertragen waren, ankam, sie noch nicht die mindeste Nachricht vom Anmarsch des feindlichen Corps hatten. Ein dicker Nebel begünstigte das Unternehmen. Es scheint fast unglaublich, daß eine ganze Armee sich beinahe einen halben Tag so in der Nähe der feindlichen Quartiere bewegen konnte, ohne daß sie das Mindeste gewahrten. Nichtsdestoweniger war es schon 3 Uhr Nachmittags, als man in der Nähe von Duttlingen selbst anlangte, wo man aus dem coupirten Terrain hervortreten und sich zum Angriff formiren mußte.

Das alte Schloß Honburg, das die Umgegend der Stadt von dieser Seite her beherrscht, war durch seine Lage ziemlich fest. Hinter demselben in einem Grunde, auf einem Kirchhofe jedoch, unmittelbar an der Stadt, einen Pistolenschuß davon, sagt das Théat. Europ., war die gesammte französische Artillerie aufgefahren. Der mindeste Verzug in dem Unternehmen der Kaiserlichen hätte das ganz gut ausgesonnene Vorhaben scheitern machen können. Man wartete also auch nicht ab, bis sich die gesammten Truppen aus dem Defilee herausgewunden, sondern schritt sofort zum An-

griff. Der erste Anlauf ward gegen den Kirchhof gerichtet, den man nur schwach besetzt wußte. Dreißig Croaten zu Pferde, von Dragonern und anderer Reiterei unterstützt, bemächtigten sich desselben im ersten Anlaufe, machten die Wache nieder und wurden dadurch Herr der Artillerie. Der Rest der Avantgarde dirigirte sich so, daß das Schloß von der Stadt her keine Unterstützung bekommen konnte, während man jenes selbst umringen und durch 600 Musketiere angreifen ließ, die sich desselben, ohne einen Mann zu verlieren, bemächtigten. Die ganze Sache ging so rasch, daß die bloße Avantgarde dazu hinreichte. Die Dragoner wandten sogar die eroberten Stücke gegen die Stadt, wo sich Alles, wie man denken kann, in größter Unordnung befand.

Die kaiserliche Armee war unterdessen der Avantgarde in größter Eile gefolgt, hatte Cavallerie über die Donau dirigirt, um Duttlingen ganz zu isoliren und es von jeder Hülfe abzuschneiden, zugleich gegen Mühlen und Möhringen Front gemacht und dabei auch Duttlingen hermetisch eingeschlossen. Das französische Geschütz diente dazu, dem Orte lebhaft zuzusetzen und dadurch die Bestürzung und Unordnung zu vermehren. — Die Quartiere der Franzosen waren durch den Marsch der Kaiserlichen durchaus getrennt. In Duttlingen selbst befand sich das Hauptquartier der Armee; in Möhringen lagen sieben Regimenter Infanterie; Mühlheim (Mülen) war durch das Rosensche Detachement

belegt — viele Ortschaften endlich waren mit Leuten angefüllt, die Fourage und Lebensmittel beitrieben. — Nachdem Duttlingen selbst eine Zeitlang canonirt worden war und der Tag anfing sich zu neigen, erschien General Rosen mit seiner Cavallerie. Da er jedoch die ganze bayersche Armee vor sich sah, so kehrte er sehr bald um. General Mercy, der sich alsbald aufmachte, ihn zu verfolgen, vermochte nicht mehr, ihn einzuholen. Die Infanterie der Rosen'schen Avantgarde aber, die in Mülen gelegen, ward größtentheils gefangen oder zerstreut. Unterdessen war auch General Werth mit 2000 Pferden vor Möhringen selbst erschienen. Die französische Cavallerie, welche Anfangs Miene machte, sich zu widersetzen, suchte jedoch das Weite, die Infanterie im Orte ihrem Geschick überlassend. Das Regiment Mazarin ging über die Donau, um den Rückzug der Cavallerie zu decken, ward aber bei dieser Gelegenheit fast ganz niedergesäbelt. In der Mehrzahl aus Spaniern bestehend, die einst in Lerida gefangen und zum Dienst gezwungen worden, erlag es einem grausamen Geschick, obwohl es seine Bravour eines würdigern Looses werth gemacht.

General Werth umgab unterdessen die Stadt und sandte General Spork — auch dieser hatte sich vom Trompeter zum General emporgeschwungen — der französischen Reiterei nach. Vergebens daß die Franzosen, die sich immer die ganze Sache noch nicht erklären konnten, zu entfliehen versuchten.

Wohin sie sich auch wandten, überall fanden sie die feindlichen Cuirassiere, welche ihnen entgegentraten. Am folgenden Tage sehr früh erschien auch General Mercy mit Infanterie und Artillerie vor der Stadt. Aus dem eroberten Geschütz wurden alsbald einige Batterien erbaut, was die Garnison zwang, sich noch denselben Tag zu ergeben. Sieben Infanterie-Regimenter streckten hier das Gewehr und ergaben sich auf Gnade und Ungnade. Spork verfolgte unterdessen die flüchtige feindliche Reiterei — angeblich zehn Regimenter — brachte sie zum Stehen, und vermochte so, nachdem er sie geworfen, eine bedeutende Anzahl Trophäen zurückzubringen.

Der Herzog von Lothringen war einstweilen vor Duttlingen geblieben. Da die hier anwesende Generalität daran verzweifelte, sich durchschlagen zu können, so capitulirte sie denselben Morgen — am 25. November. — Die Garnison bildeten zwei Infanterie-Regimenter, unter denen das der Königin, und die gesammte Artillerie. Einzelne Regimenter und Escadrons des Siegers jagten den Flüchtigen auf allen Straßen und Wegen nach und brachten noch eine große Menge Gefangene ein — das Rosen'sche Corps allein entkam ohne Niederlage. Dessen Führer wandte sich auf Rothweil, wechselte hier die Garnison, verstärkte sie auf 2000 Mann, nahm alsdann die Leiche des Marschalls Guébriant, so wie mehrere andere höhere Offiziere, die hier krank lagen, ließ den Befehl im

Orte dem jungen Herzog Friedrich von Würtemberg, begab sich dann durch den Schwarzwald, das Kinzinger Thal hinunter, nach Freiburg, und ging dann bei Neuburg und anderen Orten über den Rhein.

So reich der dreißigjährige Krieg an Ueberfällen auch seyn mag, so höchst interessant und belehrend ist dieser Ueberfall. Die Idee und Anlage dazu gebührt dem bayerschen General-Quartiermeister von Holz, der mit der Localität genau bekannt, ihn entwarf. Durch Gefangene sowohl, als durch Leute aus der Umgegend, hatte man im Hauptquartier der Kaiserlichen und Bayern in Erfahrung gebracht, daß die Franzosen in jener Gegend im Minimum noch 5—6 Tage verweilen dürften. Die ungewöhnlich starke Kälte, welche bereits den ganzen Monat angehalten, der viele Schnee, die bei der Belagerung von Rothweil erduldeten Beschwerden, so wie endlich der kleine Krieg, welchen die bayerschen Parteigänger mit so vielem Geschick führten, machten eine Erholung der Armee unerläßlich. In der Gegend von Duttlingen glaubten die Franzosen solche um so mehr ungestört genießen zu können, als die reichen Berge von der einen, und die Donau von der andern Seite sie zu schützen schienen. Kaum hatte man jedoch im Hauptquartier der Deutschen, in Ballingen, die Ankunft der Franzosen dort erfahren, als man auch schon den Gedanken faßte, ihnen wenigstens das weitere Vordringen zu verwehren.

Wie es scheint, war dieß anfangs die Hauptabsicht. Erst in Siegmaringen, als man durch Gefangene erfahren, daß der Feind ganz ruhig in seinen Quartieren, durchaus keiner Unternehmung gewärtig, stände, faßte man auf des Obersten Holz Rath das einhellige Conclusum — so drückt sich das Théat. Europ. darüber aus — stracks auf ihn, wo derselbe nur anzutreffen, zu gehen, und in Gottes Namen denselben entweder in den Quartieren zu überfallen, oder im Felde mit ihm zu schlagen.

Am 23. November waren alle Truppen, welche man vom Rhein her zu dieser Unternehmung erwartete, mit Ausnahme der Hatzfeld'schen Völker, in Siegmaringen vereint. Man hatte mithin schon einen schwierigen Theil der Aufgabe gelöst und etwa sechs Meilen in einem schwierigen Terrain, unbemerkt vom Feinde, zurückgelegt. Durch Zurücksendung der Bagage nach Riedlingen richtete man sich so leicht wie möglich ein. Das schwierige Terrain von hier bis Duttlingen machte eine Vorsicht dieser Art unerläßlich. Nichtsdestoweniger stieß man auf eine Menge unerwarteter Hindernisse. Die Truppen mußten wiederholentlich halten; in Möskirchen, nachdem man etwa zwei Meilen zurückgelegt, mußte man sogar die Nacht bleiben, um einerseits das Hatzfeld'sche Detachement noch abzuwarten, andererseits die Armee, welche durch die schlechten Wege ganz auseinandergekom-

men war, wieder zu sammeln. Die Truppen brachten die Nacht hier in Battaglia zu. Gefangene, die man einbrachte, bestätigten die Nachrichten, welche man bis daher vom Feinde erhalten. Man erfuhr zugleich die Dislocation der feindlichen Truppen, so wie auch, daß der Feind sein Hauptquartier und à Larma-Platz in Duttlingen habe. Von den Verstärkungen, welche die kaiserlich-bayersche Armee durch das Hatzfeld'sche Corps erhalten, hatte der Feind gleichfalls nichts erfahren. Den 24. November früh, als das Hatzfeld'sche Detachement endlich eingetroffen, ward der Marsch wieder angetreten. Die Seitenpatrouillen und Streifpartien brachten nach und nach über 40 Gefangene ein; es wird nicht gesagt, ob Marodeurs oder Patrouillen *). Alle bestätigten, daß man in den feindlichen Quartieren durchaus keine Ahnung vom Anmarsch der Kaiserlichen habe. Unter den Verhältnissen, wie wir sie angezeigt, langte man noch über die größten Hindernisse hinweg bis in die Nähe der feindlichen Cantonirungen. Wir haben bereits gesehen, daß man bis auf eine Viertelmeile gegen sie vordrang, ohne daß man das Mindeste bemerkte oder hörte — obwohl das Pferde Geschrey, das Stimmen Getöß, wie sich ein gleichzeitiger Bericht ausdrückt, einen nicht geringen Laut

*) Daß es Letztere gewesen, ist nicht wahrscheinlich. Deren Ausbleiben hätte ja Aufmerksamkeit erregen, diese verdoppeln müssen.

und Getümmel verursachte. Man hatte also von Ballingen bis Siegmaringen etwa sechs, von hier bis Möskirch zwei, und von hier bis Duttlingen wieder etwa drei Meilen, in Summa also circa eilf Meilen, unter den Augen des Feindes nicht allein unbemerkt zurückgelegt, man war gewissermaßen in seine Cantonnements hineinmarschirt, ohne daß er eine Ahnung davon gehabt. Die Umgehung desselben in einem weiten Bogen, die Ueberschreitung der Donau, und dann das Durchziehen des rauhen Bergrückens zwischen der Donau und Ablach bei tiefem Schnee und einer strengen Kälte, um sich von einer Seite her, wo man keinen Feind vermuthete, auf Duttlingen zu stürzen, waren etwas, was die Franzosen sich nicht zusammenreimen konnten. Daher deren gänzliche Nichtvorbereitung. Wie groß die Unachtsamkeit gewesen, sieht man am besten daraus, daß man sich des Schlosses Honburg, ohne einen Mann zu verlieren, bemächtigen konnte. Wenn wir auch von den Patrouillen, von dem gewöhnlichen Sicherheitsdienste abstrahiren, so hätten doch wenigstens die Wachen an den Thoren und Portalen ihre Schuldigkeit thun sollen. Einige Schuß aus dem Geschütze in der Burg würden hingereicht haben, den Allarm überall zu verbreiten und die Truppen zu den Waffen zu rufen, wodurch wenigstens die gänzliche Vernichtung der Truppen in Duttlingen und Möhringen verhindert worden wäre. Der Artilleriepark und die Burg einmal genommen, war

das

das Schicksal Duttlingens um so mehr entschieden, als die thätigen und geschickten kaiserlichen Offiziere es sofort von allen Seiten einschlossen und sich zugleich gegen Möhringen und Mühlheim wandten. Die letzte Bewegung, besonders die gegen die Cantonnements Rosen's, entschied über den Ausgang des Unternehmens. Rosen mußte entweder schlagen, oder seinen commandirenden General seinem Schicksal überlassen. Er that das letztere, nach den meisten Berichten, fast ohne Verlust. — Das Quartier von Möhringen theilte das Geschick mit der Besatzung von Duttlingen — es streckte die Gewehre, wodurch etwa die Hälfte des feindlichen Corps in Gefangenschaft gerieth. Dies Loos traf besonders die französischen Truppen, 8 Regimenter zu Pferde, 6 Regimenter zu Fuß und die weimarsche Infanterie. Von diesen, die unter General Rosen standen, 25 Compagnien deutscher Reiter, 2 Regimenter Dragoner und 12 Haufen Infanterie, etwa 10,000 Mann, entzog sich nur die Cavallerie durch einen schleunigen Rückzug der Gefangenschaft. — 8 Generäle, 9 Obersten, 12 Stabs-Offiziere, 240 Subaltern-Offiziere und 7000 Gefangene, die ganze beim französischen Corps befindliche Artillerie, so wie eine große Menge Bagage, geriethen in des Siegers Hände. 4000 Todte und Blessirte sollen außerdem das Schlachtfeld bedeckt haben — was man jedoch Ursach hat zu bezweifeln, da die Vertheidigung weder mit Energie, noch sonderlichem Muthe durchgeführt worden zu seyn scheint.

Die Kriegsgeschichte dürfte kaum einen kühner projectirten, besser unternommenen und geschickter ausgeführten Ueberfall aufzuweisen haben. Ein Blick auf die Karte zeigt, in welche unangenehme Lage die angreifende Armee hätte kommen können, wenn die Franzosen nur einigermaßen auf ihrer Hut gewesen wären. Die Garnisonen von Duttlingen und Möhringen hätten hingereicht, dem Feinde Widerstand zu leisten, während es von Mühlheim her General Rosen ein Leichtes gewesen seyn würde, den Oesterreichern und Bayern in den Rücken zu gehen. Der Genius Deutschlands aber wollte es anders. — Hundert Jahre lang, sagt Schiller in seiner Geschichte des dreißigjährigen Krieges von diesem Ereigniß, hat sich das Andenken dieses unholden Tages erhalten, das später bei Roßbach erneuert ward, und es war den Deutschen zu gönnen, wenn sie sich für das Elend, das die französische Politik über sie häufte, mit Gassenhauern auf die französische Tapferkeit bezahlt machten.

Die Franzosen kann nichts entschuldigen, sich nicht besser vorgesehen zu haben. Es ist wahr; der Feind stand sechs Meilen von ihnen; unwirthbare und kaum zugängliche Gebirge trennten sie von einander — eine strenge Kälte und tiefer Schnee erhöhten noch die Beschwerlichkeit jeder Unternehmung — aber reichen alle diese Entschuldigungen hin, auf dem Wege nach dem kaiserlichen Hauptquartier nicht einen Posten, nicht einige Wachen

gehabt, keine Patrouillen detachirt zu haben? Es ist wahrscheinlich, daß die französische Eitelkeit Entschuldigung und Trost darin fand, dieß dem weimarschen General Rosen überlassen zu haben, und daß das ganze Unglück einen Ausländer traf, der den Vorzug erlangt hat, durch die Verstümmelungen, welche er in ihren Reihen erlitt, eine traurige Berühmtheit zu erlangen *).

Wenden wir uns jetzt zu den letzten Schlachten, welchen wir aus diesem langen und blutigen Kriege unsern Betrachtungen unterwerfen wollen. Wir können hierbei die strenge chronologische Form unbeachtet lassen, wodurch wir zugleich in den Stand gesetzt werden, auf dem Kriegstheater, auf dem wir einmal sind, zu verbleiben. Die Verluste Türenne's und Rosen's bei Mergentheim hatten die französische Regierung genöthigt, eine neue Armee nach Deutschland zu senden. Dieselbe hatte deren Befehl Condé anvertraut, der durch seinen Sieg bei Rocroy, so wie durch den entschiedenen Antheil an der Schlacht von Freyburg, bereits zu einer der ersten militairischen Berühmtheiten Frank-

*) Hier seine Grabschrift:

Du corps du grand Rantzau, tu n'as qu'une des parts,
L'autre moitié resta dans les plaines de Mars;
Il dispersa partout ses membres et sa gloire;
Tout abatu qu'il fut, il demeura vainqueur;
Son sang fut en cent lieux le prix de la victoire,
Et Mars ne lui laissa rien d'entier que le coeur.

reichs herangewachsen war. Die beiden Corps unter Türenne und Condé vereinigten sich im Juli d. J. bei Speier und zählten etwa 23,000 Mann. Der schwedische General Königsmark und der hessische General Geiß, welche beide mit ihren Truppen zu den Franzosen gestoßen waren, als diese den Rhein überschritten, gaben der Armee eine Zahl höherer Anführer, was natürlich eine Menge von Reibungen herbeiführte, die, wie wir sehen werden, nicht ohne Einfluß auf den Gang der Begebenheiten blieben. Dem allgemeinen Plane nach wollte man in Schwaben, das durch den Krieg weniger gelitten, eindringen, sich Heilbronns, als des Schlüssels von Schwaben, Bayerns und Frankens bemächtigen, und sich dann auf München, oder auch auf Wien — so weit gingen die Pläne der kühnen Führer — werfen. Als man jedoch weiter vorrückte, gewahrte man, zu nicht geringem Erstaunen, den bayerschen General-Feldmarschall Mercy in einem wohlgewählten Lager bei Heilbronn, hinter dem Neckar, so verschanzt, daß eine vorläufige Recognoscirung jede Unmöglichkeit des Angriffs darthat. Condé selbst rieth von jedem Angriff ab und schlug im Kriegsrath vor, den bayerschen General aus seiner Stellung herauszumanövriren, und so eine Gelegenheit herbeizuführen, sich unter günstigern Verhältnissen mit ihm zu schlagen. Die Generäle Königsmark und Geiß zeigten sich diesem Ansinnen jedoch in dem Maße abgeneigt, daß sie abzuziehen drohten,

wenn man Braunschweig und Hessen so dem Feinde gleichsam öffnen wolle. In einer neuen Berathung ward beschlossen, jenen ersten Plan aufzugeben und sich für jetzt nach Franken, und von da eventuell nach der Donau, oder auch gegen Heilbronn zu wenden, wenn Mercy ihnen etwa folgen und sein Lager verlassen sollte. —

Man bemächtigte sich darauf Wimpfens, ging über den Neckar und nahm Rothenburg an der Tauber mit seinen beträchtlichen Magazinen. — Trotz dieser glücklichen Fortschritte verließ Königsmark dennoch mit seinen 4000 Schweden die Armee, und General Geiß war im Begriff, mit seinen 6000 Hessen diesem Beispiele zu folgen, als ihm die gemessensten Befehle der Herzogin dieß untersagten. —

Während nun die Condé'sche Armee in Franken lag, war Mercy nach Feuchtwangen marschirt, wo er sich sofort stark verschanzte. Der Wunsch Condé's, mit seinem Gegner zu schlagen, ließ die vereinten Führer daher den Beschluß fassen, sich nach der Donau zu wenden, wo man auch sofort Dinkelsbühl angriff. Mercy jedoch eilte zur Rettung dieses Ortes herbei und wählte sein Lager so geschickt, daß er den Feind zwang, von seinem Unternehmen abzustehen, ohne selbst zur Schlacht gezwungen werden zu können. Das französische Heer entsagte daher seinem Plan auf Dinkelsbühl und wandte sich gegen Nördlingen. — Mercy cotoyirte gleichsam diesen Marsch und zog nach Donauwerth.

Diese Bewegung, die ihn von Heilbronn entfernte, ließ die feindlichen Heerführer glauben, daß nun der Moment gekommen, zu dem ersten Plane zurückzukehren Da aber geht plötzlich die Nachricht ein, daß Mercy die Wernitz überschritten und $1\frac{1}{2}$ Stunde von ihnen, zur Schlacht bereit, bei dem Dorfe Allerheim stehe. —

Nichts konnte den kampflustigen Führern erwünschter seyn, als diese Nachricht. Der Aufbruch des Heeres ward demnach sofort angeordnet, die Bagage in den nächsten Dörfern zurückgelassen, und in voller Schlachtordnung rückte man dem Feinde entgegen. Condé, von den Marschällen Grammont, Türenne, so wie vom General Geiß begleitet, recognoscirte die feindliche Stellung.

Diese war mit seltener Einsicht gewählt und überraschte sowohl Condé selbst, als dessen Begleiter. Der rechte Flügel der bayerschen Armee lehnte an einen Hügel, den steilen Weinberg, der linke an eine Höhe, welche das feste Schloß Allerheim krönte. Die Abdachungen beider Höhen verlaufen sich gegen einander und bilden zwischen sich eine Mulde, in der das Dorf Allerheim, etwa 300 Schritt vor den beiden Höhenkuppen, liegt. Hinter dem Dorfe selbst erhob sich das Terrain allmählig gegen die beiden Hügel. Die Strecke vom Dorfe nach dem Schlosse zu war wegen eines Grabens, der sich bis in die Höhe der Kuppe zog, für geschlossene Trupps durchaus ungängbar; vom Dorfe aber nach dem

Weinberge machte der steilere Abfall der Böschung Bewegungen von französischer Seite schwierig. Das Dorf flankirte überdieß die Angriffe nach beiden Richtungen, während dieses durch seine Bauart jede Attake auf dasselbe selbst problematisch machte.

Die natürliche Stärke dieser Stellung war noch durch Befestigungen erhöht worden. Der Weinberg war sowohl nach vorn, als auch nach der innern Seite hin mit Verschanzungen umgeben — hinter dem Dorfe gewahrte man eine Menge Werke, deren vorspringende Winkel mit Ausfällen versehen waren. Die linke Flanke sicherte sowohl der erhöhte innere Grabenrand, als das befestigte Schloß selbst. Allerheim endlich war mit Schanzen umringt; der Kirchhof war zum Reduit, ja der Thurm selbst, so wie einige andere Gebäude in der Umgebung der Kirche, zur Vertheidigung eingerichtet. 16,000 Mann — in 18 Bataillons und 39 Escadrons — mit 28 Geschützen vertheidigten diese Stellung. Die Disposition der Truppen darin war folgende:

General Gleen war mit Vertheidigung des rechten Flügels beauftragt; 11 Escadrons bildeten das erste Treffen, 6 das zweite — 7 Geschütze waren zweckmäßig aufgestellt. Der Weinberg war mit 2 Bataillons und 5 Geschützen besetzt.

Das Centrum unter des Feldmarschalls Befehl bestand aus 7 Bataillons, welche in den Retranchements hinter dem Dorfe standen, ferner aus

6 Escadrons, welche eine Reserve bildeten, und aus 3 Geschützen.

Den linken Flügel befehligte Johann von Werth. Ihn bildeten 8 Escadrons im ersten, 8 im zweiten Treffen. Vier Geschütze waren an zweckmäßigen Stellen, dicht hinter dem erhöhten Grabenrande, placirt. Schloß Allerheim selbst war mit 2 Bataillons und 3 Geschützen besetzt. — Der Rest der Infanterie, wahrscheinlich die Blüthe des Heeres, war in und hinter Allerheim aufgestellt, auf jeder Seite desselben noch 3 Geschütze hinter Schanzen.

Die französische Armee zählte 17,000 Mann: 5000 Weimaraner, 6000 Hessen und 6000 Franzosen. Sie formirte 20 Bataillons, 41 Escadrons und führte 27 Geschütze. — Die Angriffsdisposition derselben war folgende: Die gesammte Armee bildete zwei Treffen mit angemessenen Reserven dahinter. Der rechte Flügel, in erster Linie 6 Escadrons, in zweiter 4, mit 4 Geschützen, und von einer Reserve von 4 Bataillons und eben so viel Escadrons unterstützt, ward von Marschall Grammont geführt. Das Centrum unter Marquis de Massin zählte 7 Bataillons in erster, 3 in zweiter Linie, und 14 Geschütze — es hatte eine Reserve von 5 Escadrons. — Der linke Flügel unter Marschall Türenne hatte im ersten Treffen 6 Escadrons, im zweiten 4 (Weimaraner) und 9 Geschütze. — 12 Escadrons, 6 Bataillons (Hessen) bildeten unter dem General Geiß und Oberst

Oheim die Reserve. Condé selbst übernahm kein spezielles Commando, sondern behielt sich die obere Leitung der Schlacht vor; zum Gehülfen hierin wählte er sich den Maréchal de camp de Moussaie.

Ein Angriff auf das Dorf Allerheim eröffnete die Schlacht. Von der Infanterie des Centrums und 7 Geschützen mit Muth unternommen, gerieth er nichtsdestoweniger sehr bald in Stocken, denn das Feuer der Infanterie sowohl als der Artillerie von bayerscher Seite, raffte ganze Glieder dahin. Die Artillerie erlitt ebenfalls bedeutende Verluste. Marquis de Massin erhielt demnach von Condé Befehl, mit 3 Bataillons zur Unterstützung vorzurücken. Diese Verstärkung giebt dem Kampfe eine andere Wendung. Die Franzosen überwältigen die Schanzen und dringen in das Dorf; aber sie werden aus diesem wieder herausgeworfen, und würden wahrscheinlich auch bis über die Verschanzungen hinausgetrieben worden seyn, wenn nicht Moussaie mit einer neuen Verstärkung herangerückt wäre. Sie dringen aufs Neue vor und gelangen bis in die Mitte des Dorfes — doch hier kommen sie an die von den Bayern vorbereiteten Reduits. Der Kampf stockt hierdurch natürlich aufs Neue und wird endlich vollends zum Nachtheil der Franzosen entschieden, als auch die Bayern nun Verstärkung erhalten. Die Franzosen werden mit Verlust zum Dorfe hinausgetrieben. Jetzt erscheint Condé selbst an der Spitze

des Restes der Infanterie, welche wir im Centrum aufgestellt gesehen, wodurch also die Hälfte der überhaupt vorhandenen Infanterie des Feindes an dieser Stelle ins Gefecht verwickelt wird. Die Angriffe der Franzosen wiederholen sich unter Condé's persönlicher Leitung mit erneuertem Muthe. Indessen Condé selbst wird verwundet, alle seine Adjutanten fallen an seiner Seite — doch in demselben Augenblicke fällt auch Mercy, tödtlich von einer feindlichen Kugel getroffen. Der Zufall brachte diese Nachricht nur zu bald zu den Franzosen, die dadurch zu neuen Hoffnungen belebt wurden. Sie wiederholten ihre Angriffe nochmals mit Ungestüm, aber was sie auch unternehmen und vollbringen mochten, sie gelangten nie weiter, als bis zu den Reduits der Bayern im Dorfe — selbst das Anzünden der ihnen zunächst liegenden Gebäude bewegt die tapferen Vertheidiger nicht, ihre Stellung aufzugeben. Die Verhältnisse bleiben hier in diesem Zustande bis zum Ende der Schlacht. General Bellenave, welcher allein ohne Wunden geblieben, erhielt den Befehl, die zerstreuten Truppen zu sammeln und die Angriffe fortzusetzen, während Condé nach dem rechten Flügel eilt, um dort Johann von Werth zu bekämpfen. Doch der tiefe Graben, welcher, wie wir oben gesehen, die beiden gegenüberstehenden Flügel schied, verhinderte ein Aneinanderkommen. Condé zog es daher vor, sich gegen den linken Flügel zu wenden und dort sein Heil zu versuchen.

Johann von Werth, der es nicht erwarten konnte, angegriffen zu werden, verläßt jetzt plötzlich seine Stellung, überschreitet den Graben und wirft sich mit solcher Heftigkeit auf den ihm gegenüberstehenden Feind, daß sich dieser sofort zur Flucht wendet. Zwei Bataillone Infanterie, bei denen sich der Marschall Grammont in Person befand, und die ihr Feuer auf 15 Schritt abgeben, mäßigen zwar einigermaßen den Eifer der Bayern, aber verhindern weder ihre Zersprengung, noch des Marschalls Gefangennehmung. General Chabot, der sich ihnen mit der Reserve entgegenwirft, um der Reiterei Zeit zu geben, sich wieder zu sammeln, wird ebenfalls geworfen. Die Cavallerie glaubt darauf ihr Heil nur in einer schleunigen Flucht finden zu können. —

General Werth, in dessen Händen jetzt die Entscheidung der Schlacht lag, verstand nicht, die Früchte seiner Tapferkeit zu ernten. Statt sich rasch auf das Centrum zu werfen, oder nach dem rechten Flügel zu eilen, wo der Sieg noch schwankte, verfolgte er mit größter Eile den fliehenden Feind. Erst um 8 Uhr kehrte er von dieser Verfolgung zurück — aber jetzt war es zu spät — die Schlacht war bereits von den Franzosen gewonnen.

Jene nämlich war auf dem linken Flügel entschieden worden. Als Condé hier anlangte, war Türenne schon zwischen Allerheim und dem Weinberge zum Angriff vorgegangen. Doch erklärte sich das Geschick Anfangs auch hier gegen die Franzo-

sen. Türenne, der, wie wir gesehen, nur 10 Escadrons und 9 Geschütze zu seiner Disposition hatte, gerieth hier in das Feuer von 14 Geschützen und der im Dorfe postirten Infanterie. Zwar durchbricht er, den Widerstand nicht achtend, glücklich das erste Treffen des ihm gegenüberstehenden Generals Gleen, aber er wird von den 6 Escadrons des zweiten Treffens geworfen und dabei selbst verwundet. Die aus der Hauptreserve herbeieilenden 12 Escadrons unter Geiß und Oheim nehmen ihn jedoch auf und beugen größeren Uebelständen vor.

Condé, der hiermit seine letzte Aussicht verschwinden sah, mit den bereits auf der ganzen Linie engagirten Truppen, welche nach seiner Meinung den Kern seiner Armee bildeten, den Sieg zu erfechten, sah sich jetzt genöthigt, die Zuflucht zu dem Rest seiner Reserve zu nehmen, die nur aus Deutschen — den Hessen und Weimaranern — bestand. Diese wurden von ihm selbst zum Angriff gegen den Punkt, wo Türenne gescheitert, geführt. Die Deutschen leisten, was die Franzosen nicht vermocht. Mit unwiderstehlicher Gewalt durchbrechen sie die feindlichen Reihen, wenden sich dann gegen den Weinberg, stürmen diesen und richten das hier eroberte Geschütz nun gegen die Bayern, die, hierdurch in Unordnung gebracht, weichen. — General Gleen selbst, der diesen Flügel führte, geräth in Gefangenschaft.

Hierüber war der Abend angebrochen. Die fran-

zösische Armee, auf ihrem rechten Flügel und im Centrum geschlagen, war auf ersterem in völliger Unordnung gewichen und hatte sich nur mit Mühe vor Allersheim selbst behauptet. Wäre General Johann von Werth selbst in diesem Augenblicke noch auf dem Schlachtfelde erschienen, so war die Schlacht vielleicht noch gewonnen. Aber sein Unstern führte ihn gerade nach der Stelle zurück, von welcher er gekommen. Hierdurch ward die Besatzung im Dorfe ganz isolirt. In der rechten Seite den Feind, im Dorfe selbst, wenngleich nur schwach cernirt, verloren die Truppen, welche bis dahin so tapfer gestritten, den Muth, und ergaben sich, obwohl die Ihrigen, wie die Berichte des Marschalls Türenne sagen, nicht 500 Schritt von ihnen standen. Während dieser Zeit waren die Vorposten keine 50 Schritt von einander. — Noch glaubten die französischen Generäle nicht, daß sie gesiegt. Aber da beginnt um 1 Uhr nach Mitternacht die deutsche Armee ihren Rückzug, ohne daß sie sonst Ursache dazu gehabt. Aber ihr fehlte das Haupt — der General des linken Flügels stand entfernt vom Centrum, und der des rechten war in Gefangenschaft. Ohne daß die Franzosen es bemerkt, zogen die Bayern vom Schlachtfelde ab, 3000 Todte, 15 Geschütze und alle Verwundete auf demselben zurücklassend. Mit Tagesanbruch war die Armee aus den Augen der Franzosen wie verschwunden; sie hatte sich nach Donauwerth, vier Stunden von Allersheim, zurückgezogen, wo eine Brücke über die

Donau ihr den Rückzug sicherte. Marschall Türenne folgte mit 2—3000 Mann den Flüchtigen, ohne sie jedoch einholen zu können.

Der ganze rechte Flügel der französischen Armee und ihre gesammte Infanterie, mit Ausnahme dreier hessischer Bataillone, waren, der Angabe des Marschalls Türenne gemäß, geschlagen — gegen 4000 Mann waren auf dem Schlachtfelde geblieben. Nichtsdestoweniger blieb ihnen der Sieg, weil der Gegner, durch den Tod des Oberanführers, durch die Gefangennehmung des Generals Gleen, und durch die schon angegebenen Verhältnisse der Hülfe des Generals Johann von Werth beraubt, überdieß selbst in Unordnung gebracht, einen Sieg aufgab, den er bis dahin mit eben so viel Ruhm als Erfolg streitig gemacht hatte. Der rechte Flügel der bayerschen Cavallerie war allerdings geschlagen, vier Infanterie-Regimenter hatten gleichfalls starke Einbuße gelitten, die Besatzung von Allerheim hatte capitulirt, und der größere Theil der Artillerie war in feindliche Hände gerathen — aber nichtsdestoweniger war der Verlust der Bayern, im Ganzen genommen, nicht so beträchtlich, als der der Franzosen. Auf beiden Seiten waren mehrere hohe Generäle sowohl getödtet worden, als auch in Gefangenschaft gerathen. —

Durchgehen wir diese Schlacht, so werden wir wenig finden, was uns Gelegenheit giebt, die Führer selbst zu tadeln. Mercy, nachdem er lange und mit Geschick jedes Engagement vermieden,

wählt endlich eine Aufstellung, in der es ihm möglich wird, den Kampf mit ziemlicher Aussicht auf einen sicheren Erfolg anzunehmen. Der unbeugsame Ungestüm Condé's, dem die alten geprüften spanischen Banden unterlagen, der umsichtige und unerschütterliche Muth Türenne's, der nie verzweifelte, das Unmögliche möglich zu machen, waren in gleichem Maße von der Wahl derselben sowohl, als den Vorkehrungen, die sie noch stärker gemacht, betroffen. Und wirklich hatte der Feldherr der Deutschen Alles gethan, was man nur wünschen konnte. Front und Flanken waren gleich stark — die Feinde mußten sich wie auf einem Theater vor seiner Aufstellung bewegen, die Befestigung Allerheims mit seinen Reduits machte es beinahe unmöglich, auf einigen Erfolg bei dessen Angriff zu rechnen; die Rückzugslinie endlich war vollkommen gesichert. — Auch scheint die Vertheilung der Truppen darin ziemlich angemessen, wenn wir den einen Umstand ausnehmen, daß vielleicht der rechte Flügel etwas stärker an Infanterie hätte seyn mögen, die man ja aus der Hauptreserve hätte nehmen können. — Den hier und dort ausgesprochenen Tadel, daß das Schlachtfeld keine Offensive zugelassen, widerspricht Johann von Werth's Bewegung und das Vorbrechen der Brigade aus dem Dorfe.

Weniger zufrieden kann man vielleicht mit der Führung der Schlacht seyn. So lange Mercy lebte, ging freilich Alles gut; mit seinem Tode

aber begann, wie dieß wahrscheinlich auch bei anderen Armeen der Fall gewesen seyn würde, ein Schwanken in den Anordnungen — der Zusammenhang ging verloren. So zweckmäßig vielleicht Johann von Werth's Vorbrechen — wir wissen nicht mit Gewißheit, ob es auf Befehl, oder freiwillig geschah — gewesen seyn würde, so nachtheilig stellte es sich heraus, als er von seinem Siege so einen schlechten Gebrauch machte. Wendete er sich nach Zerstreuung des ihm gegenüberstehenden Flügels seitwärts nach Allerheim, so hätten Condé's und Türenne's herrliche Eigenschaften nicht vermocht, die Schlacht wieder herzustellen. Dadurch aber, daß er erst spät Abends auf demselben Wege, den er gekommen, zurückkehrte, mithin die Franzosen im Besitz des bereits eingenommenen Theils von Allerheim ließ, ward die Katastrophe in Allerheim herbeigeführt. Der Offizier, der das bayersche Regiment in Allerheim befehligte, kann freilich nie entschuldigt werden, eine Capitulation abgeschlossen zu haben — doch sind die Beispiele nicht selten, Truppen, welche oft mit höchster Ausdauer gefochten, später in Kleinmuth verfallen zu sehen, der nicht selten auf ihre Offiziere reagirt. — Ob die Angelegenheiten auf dem rechten Flügel der Bayern mit Einsicht geführt seyn mögen, läßt sich, in Ermangelung taktischer Details, nicht angeben. Die zahlreiche hier disponirte Cavallerie war vielleicht bestimmt, dem Gegner, wenn er sich müde gerungen, plötzlich auf den

Hals zu fallen. Aber Mercy's Tod störte den Zusammenhang, und dadurch, daß sich später die gesammte feindliche Macht gegen ihn wandte, wurden Verwickelungen herbeigeführt, welche, seit General Gleen noch gefangen genommen, nicht mehr auszugleichen waren.

Wie nun aber auch das Resultat der Schlacht gewesen seyn mag, so wird die Kriegsgeschichte des deutschen Heerführers und des Heeres, das hier gefochten, stets rühmend gedenken müssen.

Die Anlage der französischen Heerführer zur Schlacht verräth gleichfalls ein großes Maß von Einsicht. Der Entschluß und Abmarsch zu derselben sind das Werk eines Augenblicks. Der Anmarsch geschieht ohne Hindernisse, und die Recognoscirung und Disposition zur Schlacht werden fast im Fluge gemacht. Die Feldherren standen hier nicht zum Erstenmal einander gegenüber — sie hatten sich schon bei Mergentheim, aber vorzüglich bei Freyburg kennen gelernt. Die Schlachtordnung selbst war ganz zweckmäßig, sehr leicht, wenn man sich dieses Ausdrucks bedienen darf — die Centrirung zweier Flügel, jeder mit einer kleinen Reserve, und endlich eine Hauptreserve aus Infanterie und Cavallerie. In der Leitung der Schlacht jedoch scheint sich einiges Tatonniren zu offenbaren. Erst läuft sich Condé die Stirn an Allerheim wund; dann eilt er auf seinen rechten Flügel, endlich nach dem linken. Hier findet er Türenne in keiner sonderlichen Lage — aber die

Schlachten, welche Condé bis jetzt gefochten, waren ihm nie so leichten Kaufes geworden — er hatte gelernt, worauf es ankam, daher seine erneuerte Anstrengung, den Sieg zu erringen, oder aber selbst ruhmvoll an der Spitze seiner Schaaren zu enden. Wir wissen, daß er den endlichen Sieg den Deutschen verdankte, die wir hier ihren Brüdern, wie leider noch so oft, aber hoffentlich jetzt nie mehr, gegenüber sehen. Der Herzog hört nicht auf, die Deutschen zu loben, schreibt Türenne unmittelbar nach der Schlacht, seiner Schwester, der Mademoiselle de Bouillon, und in der That, fügt er hinzu, hatte er ihnen auch Leben und Freiheit zu danken. Die französischen Nationaltruppen waren an diesem Tage beinahe aufgerieben worden, und es vergingen, dem Zeugnisse der Franzosen gemäß, mehrere Tage, bevor man wieder 12—1500 Mann zusammenbringen konnte. Diese große Erschöpfung der Armee zwang Condé, sich nach dieser Schlacht mit der Einnahme von Nördlingen, die ohne Mühe erfolgte, zu begnügen, worauf sich die Franzosen dann wieder dem Neckar und Rhein näherten.

Bevor wir von dem dreißigjährigen Kriege ganz scheiden, müssen wir noch auf die letzte Schlacht zurückkommen, welche die Schweden, fast von Niemand unterstützt, schlugen. Sie ist in mehr als einer Beziehung merkwürdig, weil sie uns ein schönes Bild hoher kriegerischer Combination giebt, die Beweglichkeit der mit einander käm-

pfenden Armeen in einem schönen Lichte darstellt und zugleich die Taktik der beiden Parteien, die wir füglich als die Repräsentanten derselben in ganz Europa betrachten dürfen, veranschaulicht. Der Leser weiß, welche Verhältnisse die Dänen, die einst gegen den Kaiser in diesem Kriege gestritten, am Ende desselben als Verbündete des Kaisers gegen die Schweden in die Schranken rief. Der Kampf, der sich hierauf in Holstein und Jütland entspann, befreite Ferdinand für längere Zeit von seinem gefährlichsten Feinde, und gewährte seinen erschöpften Ländern eine Ruhe, deren sie nur zu sehr bedurften. Auch hatten Ferdinand's Offiziere im Rücken der größeren Armee deren Abwesenheit so gut benutzt, daß den Schweden von allen ihren früheren Eroberungen nur Groß-Glogau und Olmütz geblieben war. Gallas, des Siegers von Nördlingen, Apathie jedoch, und Torstenson's rastlose Thätigkeit führten ganz unvermuthet und plötzlich eine Crisis herbei, die Niemand geahnt hatte. Während nämlich die Kaiserlichen und die Dänen Torstenson eng eingeschlossen zu haben glaubten, ging dieser plötzlich über die Eider, schlug die Dänen, und Gallas Armee selbst auf ungebahnten und für inpracticabel gehaltenen Wegen umgehend, setzte er über die Elbe. Voller Mißmuth folgten ihm beide Heere, trennten sich aber später bei Bordewyk, und, wie dieß bei Coalitionen häufig der Fall ist, in größter Unzufriedenheit.

Torstenson gewann hierdurch wieder festen Fuß in Deutschland. Da durch die Trennung der beiden Heere zugleich jenes numerische Mißverhältniß, was so störend auf Torstenson's Operationen eingewirkt hatte, aufgehoben war, so ergriff dieser alsbald wieder die Offensive. In kurzer Zeit war Gallas bis Bernburg an der Saale zurückmanövrirt, wo er in einem verschanzten Lager den Fortschritten seines gefürchteten Gegners Einhalt thun zu können glaubte. Doch dieser ging über die Saale und lagerte im Rücken der kaiserlichen Armee, die sich so plötzlich von Sachsen und Böhmen abgeschnitten sah. Gallas blieb nun nichts übrig, als zu schlagen, oder sich zurückzuziehen. Er wählte das letztere, ging zu diesem Behuf über die Elbe, dann nach Magdeburg, und zog sich unter steter Verfolgung seines rastlosen Gegners nach Böhmen zurück. Durch ein unglückliches Gefecht, das die Reiterei in der Nähe von Jüterbogk, bei Niemeck hatte, so wie durch andere Umstände, welche Rückzüge stets begleiten, ward die Armee so vermindert und demoralisirt, daß eigentlich nur Trümmer derselben nach Böhmen zurückkehrten. Selbst die blutigsten Schlachten hatten früher eine so totale Auflösung der Armee nicht bewirkt. Gallas Entfernung vom Commando reichte nicht hin, diese Unfälle wieder auszugleichen — es mußten außerordentliche Anstrengungen geschehen, um Torstenson von Böhmen zu entfernen, gegen das er nun mit starken Schritten heranzog.

Ferdinand selbst, in Begleitung seines Bruders, ließ sich durch die Strenge eines harten Winters nicht abhalten, nach Prag zu reisen und dort in Person alle Anstalten zur Abwehr jenes gefürchteten Gegners zu treffen. Hatzfeld, obwohl noch immer geschlagen, aber immer voller Muth und nie ohne Hülfsmittel im Unglück, ward an die Spitze der neu zu schaffenden Armee gestellt. Er vereinigt und reorganisirt die Trümmer der Gallas'schen Armee; zu ihm stößt Götz mit 8000 Mann, die man aus Ungarn gezogen, so wie ein Corps Bayern unter Johann von Werth und einige sächsische Regimenter. Ein Traum, in welchem die Jungfrau Maria dem Kaiser den Sieg verheißt, läßt ihn seinem neuen Generalissimus den Befehl geben, gegen den noch unbesiegten Torstenson eine Schlacht zu wagen. Doch vielleicht war dieß auch nur das Gewand, das der Kaiser seiner Besorgniß lieh, den gefürchteten Gegner über die Ems dringen, und sich mit den mißvergnügten Protestanten in Oesterreich vereinigen zu sehen.

Während sich die neue Armee in Prag sammelte und Anordnungen für die Eröffnung des Feldzuges traf, brach Torstenson, der unterdessen in Böhmen eingedrungen war und sich in Eger etablirt hatte, plötzlich auf, und dirigirte sich, bei Pilsen vorbei, gegen Klattau. Das kalte Wetter und die schlechten Wege traten den Schweden bei dieser Bewegung zwar hindernd entgegen, hatten jedoch keinen solchen Einfluß auf sie, wie auf ihre Gegner, die durch plötzlich eintretendes Thauwetter bei-

nahe in die unangenehmste Lage gerathen wären. Sie hatten kaum noch Zeit, sich an der Wottawa zu sammeln und so den Schweden, welche sie im Anmarsch gegen die Pfalz glaubten, dort entgegenzutreten. Die Schweden rückten in völliger Schlachtordnung über die Berge bei Zephik und dirigirten sich von dort auf Horazchowitz, von wo sie das kaiserliche Lager auf unangreifbaren Anhöhen, jenseits der Wottawa, erblickten. Eine leichte Canonade, die sich zwischen beiden Heeren entspann, führte weiter zu keinem Resultat. Doch blieben beide Heere die Nacht über unter den Waffen, weil jedes einen Angriff von seinem Gegner vermuthete. Die große Kälte jedoch (es war im Monat Februar) veranlaßte Torstenson, dessen Heer von allen Lagergeräthschaften entblößt war, aufzubrechen und auf dem linken Ufer der Wottawa nach Strakonitz zu marschiren. Die Oesterreicher folgten auf dem anderen Ufer dieser Bewegung, wobei es, so oft dieß die Gelegenheit erlaubte, zu heftigen Canonaden zwischen beiden Heeren kam. Auf ungebahnten Wegen, die, wie es heißt, zuvor nie ein Wagen befahren, gelangte das schwedische Heer über Pisek und Lida nach Klokenitz an der Moldau. So schlecht die Wege, so überlegen die österreichische Armee an leichter Reiterei war, so vollbrachte die schwedische Armee diesen höchst beschwerlichen Marsch dennoch ohne Verlust. Torstenson, obwohl leidend, öfter in einer Senfte, als zu Pferde, war dennoch überall gegenwärtig, stärkte den Muth

der Seinigen und feuerte sie zur Ertragung der Beschwerden an. General Hatzfeld klagt, in seinem Bericht an den Kaiser, über den Unfleiß seiner Parteien, wodurch es ihm unmöglich geworden, dem Feinde, den er wachsam und klug nennt, zuvorzukommen.

An einer seichten Stelle ließ der schwedische Feldherr seine Reiterei und Artillerie, so wie den langen Zug seiner Bagage, durch die Moldau gehen, während er an einer anderen die Infanterie über das Eis auf die andere Seite führte. Zugleich ward das Gerücht verbreitet, daß die Armee sich anschicke, auf Ollmütz zu marschiren, um den Ort, welchen die Oesterreicher seit einiger Zeit belagerten, zu entsetzen. Kaum daß der österreichische Feldherr diese Nachricht erfahren, so glaubte er Maßregeln nehmen zu müssen, dieß zu verhindern. Er ging demnach bei Piseck vorüber, über die Moldau, dirigirte die Armee auf Mühlhausen, während er die Bagage nach Tabor sandte, uud suchte so dem Feinde den Weg zu verlegen. Aber der Mangel an Fourage und Brod, der es veranlaßte, daß sich sowohl Reuter als Fußvolk von der Armada abzuschlagen angefangen, führte allerhand Zögerungen herbei. Die Schweden schoben sich allmählig immer weiter östlich und kamen so nach Seltschau, was dem kaiserlichen Generalissimus, wie er in seinem Bericht sagt, das Nachdenken verursachte, daß er nicht auf Beneschau oder gegen der Hosida, sondern

entweder nach der Brücken oder nach Leditz wenden würde. Er beschloß demnach auf Sternberg zu marschiren, weil er so glaubte, dem Feinde, der diese Straße doch irgend wo transversiren müsse, den Weg verlegen zu können. Um nun stündlich von den Bewegungen der Schweden Nachricht zu erhalten, traf Hatzfeld wirklich musterhafte Maßregeln. Oberst Sporck, durch seine Thätigkeit und Umsicht gleich vortheilhaft bekannt, ward von ihm befehligt, mit 200 ausgesuchten Reitern den Marsch des Feindes zu custodiren, wo er logiert, vnd wohin er deß Morgens seinen Kopf hinwenden würde, fleissig zu observiren, und von einer Zeit zur andern durch Postiliones und Botten, die ihme zu diesem End unterschiedlich zugegeben, zu advisiren — damit seine Meldungen nun nicht den General verfehlen möchten, hat man erwähntem Obersten einen Zedel mitgeben, wo er — der General — von Stunde zu Stunde anzutreffen seyn würde.

Die kaiserliche Armee selbst war kaum von Tabor aufgebrochen, als ihr durch den Obersten Sporck bereits Nachricht vom Feinde ward. Er dirigirte sich auf die Gegend, wohin sich Hatzfeld mit seiner Armee für diesen Tag zu wenden gedachte. Die Kaiserlichen beeilten demnach ihren Marsch und waren zwischen Janickau und Woriz angekommen, als sie den Feind jenseits Janickau sich gegenüber erscheinen sahen. Beide Armeen waren nur durch einen flachen Hügel getrennt und stellten sich sofort zur

Schlacht

Schlacht auf. Es war der 23. Februar im funfzehnten Jahre der Theilnahme Schwedens an den deutschen Angelegenheiten, als die Heere hier, sieben Meilen von Prag und achtzehn von Wien, zusammentrafen. Beide Heere waren nicht stark, zählten wahrscheinlich nur zwischen 24—28,000 Mann. Doch sollen die Kaiserlichen um 3000 Pferde stärker gewesen seyn, als die Schweden. Dafür aber giebt Hatzfeld in seinem Bericht an den Kaiser die Schweden stärker an Infanterie und Artillerie an. Oesterreich hatte für den Augenblick kein zweites Heer, um es, im Fall Hatzfeld überwunden würde, dem siegreichen Gegner entgegenzusetzen — auch Schweden würde kaum die Mittel aufgefunden haben, eine neue Armee aufzubringen, wenn Torstenson hier unterlegen. In der Mitte eines feindlichen Landes, einem siegreichen Heere gegenüber, wie hätte er wohl darauf hoffen dürfen, in dieser rauhen Jahreszeit, unter Entbehrungen und Strapazen, dem Schwerte des Siegers zu entgehen? —

Das Terrain, in dem man sich schlagen sollte, war ungemein hügelig und stellenweise mit Wald bestanden. Wie es scheint, so gewährte es nur von einigen Punkten aus eine freie Aussicht, gab daher Gelegenheit zu verdeckten Bewegungen, und machte es unmöglich, eine zusammenhängende Schlachtlinie zu bilden. — In der linken Flanke der Kaiserlichen lag eine Kapelle auf einem Berge, dessen Besitznahme über den Besitz der ganzen Gegend entschieden zu haben scheint. Von hier aus

führten mehrere verdeckte Wege in deren linke Flanke. Obwohl Hatzfeld es dem General Götze zur strengsten Pflicht gemacht hatte, das Terrain dahin genau zu recognosciren, so war dieß dennoch unterblieben, und wir werden gleich sehen, wie nachtheilig dieß auf die Angelegenheiten der Kaiserlichen wirkte.

Wie wir gesehen, so trennte ein unbedeutender Berg die beiden Heere, als sie am 23sten einander ansichtig wurden. Die Kaiserlichen hielten diese Anhöhe besetzt und canonirten von hier aus die Schweden, welche fast am Fuße derselben zur Tränke reiten mußten. Auch bediente sich die österreichische Generalität derselben als eines Observatoriums, von dem herab sie die Bewegungen der Schweden glaubte belauschen zu können. Nichtsdestoweniger versäumte General Hatzfeld nichts, sich überall vom Terrain zu unterrichten, worüber er, wie er selbst sagt, fast gefangen worden wäre. — Nachdem der Schwede die ganze Nacht mit Fahren ein grosses Geschrey gemacht, als wollte er seine Stücke auf einen hohen Berg vor uns bringen, und des Nachts zweimal butassella hatte blasen lassen, gewahrte man die Armee des andern Tages, wie sie sich zurückzog, und hoch an Hag so aufstellte, als wolle sie den Weg zurückgehen, von wannen sie gekommen. Dann marschirte ein Theil derselben links ab, als gälte es der rechten kaiserlichen Flanke. Hierdurch induzirt, begab sich

General Hatzfeld mit Johann von Werth nach dieser Seite, ließ aber wiederholentlich General Götze, der den linken Flügel befehligte, auffordern, den Berg in seiner linken Flanke genau zu recognosciren und sich mit allen Wegen dahin ja recht bekannt zu machen, dieweilen, sagt Hatzfeld, ich dieses Feindes seine Art wohl gewußt, da er gemeinlich nicht allezeit dahin intendiret, da er am meisten Rumor macht. Doch Götze hatte dieß, wie der Generalissimus es später in seinem Bericht an den Kaiser sagt, durchaus unterlassen. — Kaum war Hatzfeld mit Johann von Werth auf dem rechten Flügel angekommen, so erhielt er schon die Meldung, daß die Schweden nicht allein in Anmarsch gegen seinen linken Flügel, sondern schon zum Angriff formirt wären und vorrückten. Sie hatten sich demnach in zwei Linien formirt, ohne eine Reserve zu haben. 6 Infanterie-Regimenter, nach Art der Kaiserlichen in Terzias formirt, bildeten das Centrum der ersten Linie, 2 andere Regimenter oder Brigaden, ebenso geschaart, waren in zweiter Linie hinter den Interwallen der beiden Flügel-Regimenter aufgestellt. 13 Reiter-Regimenter in zwei Linien bildeten den rechten, und eben so viel den linken Flügel. Jedes der Regimenter formirte zwei distinctive Unterabtheilungen, in deren Interwallen 40 commandirte Musquetiere standen. Die Artillerie scheint den Umständen gemäß plazirt und verwendet worden

zu seyn. Den rechten Flügel der Armee führte Arwid Wittenberg, den linken Robert Douglas — die Infanterie Mortaigne. — Hilf Jesus! war den Leuten als Losung gegeben.

Fast ebenso war die kaiserliche Armee formirt. Das Centrum bestand jedoch nur aus einer Linie Infanterie in 6 großen Terzias, in denen das kurbayersche Fußvolk den rechten, die Infanterie Götze's aber den linken Flügel hatte. In zweiter Linie des Centrums stand die kursächsische Reiterei in kleinen Abtheilungen, und zwar hinter jeder Interwalle der Terzias, und auf den beiden Flügeln eine kleine Abtheilung. 12 Regimenter Cavallerie in zwei Linien bildeten den linken, und 9, gleichfalls in zwei Linien, den rechten Flügel. Doch waren auf dem äußersten linken Flügel 2 Regimenter der Art aufgestellt, daß sie unmittelbar hinter den Flügelregimentern des ersten Treffens standen, während die zweite Linie bedeutend weiter rückwärts ihre Stellung erhalten. Sie befand sich in einem Alignement mit der kursächsischen Reiterei hinter dem Centrum. Die Artillerie, 26 Geschütze, scheint den Umständen gemäß plazirt worden zu seyn. Den linken Flügel führte, wie wir bereits wissen, Johann von Götze, den rechten Caspar von Mercy und Johann von Werth. Der Graf von Suis und Don Felix befehligten das Centrum. — Hatzfeld hatte als Losung „keine Gnade" gegeben. —

Wie wir bereits gesehen, so hatte Torstenson

sich mit großer Gewandtheit gegen den Berg in der linken Flanke der Kaiserlichen in Bewegung gesetzt. So wie General Götze die Schweden gewahrte, machte er seinerseits Anstalten, sich des besagten Berges zu bemächtigen. Aber abgesehen davon, daß ihm die Schweden in dessen Besetzung bereits zuvorgekommen, hatte er seine Maßregeln auch so schlecht getroffen, daß er nicht allein in seinem Unternehmen scheiterte, sondern daß er auch das Leben dabei einbüßte. Wir wissen, daß zu dem Berge nur einige Schluchten führten. Ohne diese nun, wie es ihm aufgegeben, recognoscirt zu haben, marschirte er beim Erscheinen der Schweden sofort mit seiner ganzen Cavallerie gegen den Berg und gerieth hier alsbald in solche Hohl- und Engwege, daß er am Ende, als die Schweden anfingen, ihn zu canoniren, weder vor- noch rückwärts konnte. Als der commandirende General Hatzfeld herbeigesprengt kam, war er außer sich, daß der linke Flügel ohne seinen Befehl abmarschirt war; aber sein Erstaunen vermehrte sich noch, als er mit größter Bestürzung sah, daß er sich mit allen seinen Reitern in ein solches Loch praecipitiret, darauß ohne großen Schaden nicht würde zu kommen seyn; denn er war durch eine Enge zwischen zween Wäldern durchgelaufen, daß er zu seiner Linken, auch hinter ihme ein dicken Wald, vor ihme ein großes Teich, zwischen welchen mannichmal nicht mehr Platz, daß nur eine Compagny marschiren könnte. Ueber dem

Teich, auff einer Höhe, welche zu seiner Rechten, im hingehen war, stund der Feind mit der Armada, spielte schon mit Stücken, vnter seine zusammengepakte Reiter, vor ihne war von weitem etwas Feld, aber dahin zu kommen, mußte man wieder zwischen zweyen Wäldern durch, neben dem kleinen Wäldlein, das auff der linken Hand lief, stund der Feind, war also kein ander mittel, als eylends grad fortzugehen, damit er zuvor durch die Enge käme, ehender als der Feind, das eine Wäldlein daß auff einer Seiten, mit Fußvolk besetzt, vnd ihme durchzukommen verhindert hätte: Welches ich ihme dann als das einige remedium eylends zu thun vorgeschlagen, vnd darauff, so viel mein Pferd vermöche, zurückgeritten, das Fußvolk, Artigleria und übrige Reiterey, die noch ihres Thuns und Verhaltens nicht avisürt waren, umb den Wald zu führen.

Als ich herauß kommen, schicke ich Adjutanten und lasse alles fort, den Weg um den Wald nehmen, sehe aber schon, daß die Stücke und Fußvolk in den Wald gehen. Weil ich nun der Apparentz nach dafür halten müssen, sie wären auff einem gebahnten Weg, hab ich dem General-Zeugmeister nichts anders sagen lassen, als daß er sehen sollte, geschwind zu dem Feld-Marschalken zu kommen, und dann neben ihne zu stellen, biß ich mit der Reuterey auch hernach komme. Die Reuterey treffe ich auch hernach in den vollen Calloppen umb den Wald zu kommen, ob man nun also allerseits, so

wol Reuter als Fußvolk, so viel möglich gewesen, gelauffen, so ist doch offt gemeldter Feld-Marschall, weiß nicht, ob sie sich etwan zu lang auffgehalten, mit aller Reiterey, in obener beschriebenen Enge, vom Feind dergestalt übereylet worden, daß er ehender geschlagen, auch selbst also bald todt geblieben, ehender weder unsere Reiterei noch Fußvolck ihme zu Hülfe kommen können: denn als ich eben mit dem ersten dahin gelanget, da wir zu ihme ins Feld kommen sollten, sahe ich schon die zertrennten Trouppen zu meiner Lincken, unser Fußvolck und Stück, vor uns oben im Wald in Confusion wieder zurückkommen.

So weit der Originalbericht des commandirenden Generals. Aus ihm geht hervor, daß sich General Götze unvorsichtiger Weise auf und in ein Terrain wagte, wo es ihm später unmöglich ward, zu deployiren. — In der Tete durch die Artillerie beschossen, und durch den vor ihm liegenden See außer Stande, an diese zu kommen oder sich derselben allenfalls durch einen Gewaltangriff zu bemächtigen, ist er in seinen Flanken ebenfalls durch das Terrain beschränkt, und wird überdieß durch den Feind von dieser Seite her angegriffen. Die natürliche Folge davon war, daß Götze geschlagen ward — er selbst blieb, von zwei Kugeln getroffen, auf dem Schlachtfelde. — Die Geschichte gedenkt seiner als eines der unerschrockensten Führer des österreichischen Heeres. Im Lüneburgschen geboren und Protestant, führte er die Kaiserlichen

zur Zeit des sogenannten Pasewalker Blutbades, dessen Schreckenscenen sich noch bis heute im Andenken des Volkes erhalten. Später trat er zur katholischen Religion über — gefühllos gegen deren Lehren, wie er es gegen die des Protestantismus gewesen. Als Parteigänger erfreute er sich eines ungemeinen Ruhmes, und selten dürfte sich Muth und rastlose Thätigkeit so in einer Person vereinigt haben. Ersterer war es besonders, der ihn zu der unbesonnenen Stelle trieb, in der wir ihn hier sehen. Seine Tollkühnheit ist sogar zum Sprüchwort geworden, denn noch heute sagt man, wie uns einer von Böhmens berühmten Historiographen versichert, von einem Waghalse: er richtet eben so wenig aus, wie Götze bei Janikau *).

Mit dem unglücklichen Gefechte des kaiserlichen linken Flügels schien dem kaiserlichen Oberfeldherrn die Sache eigentlich schon entschieden — er wollte, soviel als thunlich, temporisiren und dann einen günstigen Moment benutzen, die eingerissene Ordnung wieder herzustellen, und wo möglich unter besseren Verhältnissen in einer günstigeren Stellung zu schlagen. Doch eine Verkettung unglücklicher Ereignisse, Indisziplin und Mißverständnisse zwangen ihn zu einer Schlacht, von der er sich von Hause aus keinen günstigen Erfolg versprechen konnte.

Als der Oberanführer den unglücklichen Ausgang des von Götze unternommenen Gefechts ge-

*) Cornova, Geschichte Böhmens II. S. 233.

sehen, zog er alles, was er an disponiblen Truppen zusammenraffen konnte, auf eine Anhöhe hinter dem Walde, und formirte solche, so gut es die Eile erlaubte. Die ersten Angriffe der Schweden, die rasch folgten, wurden auch wirklich zurückgewiesen, und wie es scheint, mit ziemlichem Erfolge, denn der Originalbericht erwähnt, daß hierbei sechszehn schwedische Fähnlein und mehrere Standarten erbeutet worden. Aber im entscheidenden Moment versagte die Cavallerie, indem etliche Reuter ihre Schuldigkeit nicht erwiesen. Wenn wir die Stelle recht verstehen, so hatte sich General Hatzfeld selbst an deren Spitze befunden. — Während der hierauf folgenden Canonade wies Torstenson einem Theil seiner Truppen auf einem Berge eine Stellung an, wodurch die der Kaiserlichen flankirt ward. Hatzfeld nahm daher die kurbayerschen Dragoner und einige andere Schwadronen seiner Reiterei, und marschirte gegen diese Anhöhe. Nach einem lebhaften Kampf bemächtigte er sich derselben, und gab von hier aus die Disposition zu einer neuen Aufstellung, die etwas rückwärts auf einer dort befindlichen Anhöhe genommen werden sollte. Als ich auff selbige höhe kommen, heißt es im Originalbericht, habe ich durch die Adjutanten allen Commandanten der Trouppen andeuten lassen, weilen die Trouppen mit dem eylen und durch das derotta der Götzeschen durch einander vermischt worden, indem man verdekt hinter selbigem Berge gestanden, wieder auseinander de-

miscoiren, und in vorige Ordnung zu bringen, welches ich dann selbst dem Herrn General bei der Cavalleria angezeiget, als eine Sach, welche zum höchsten nöthig gewesen. Indem ich nun die Chur-Bayerische Trouppen, so die nechsten bei mir, besehe, und wieder zurück reite, finde ich daß sie zu meiner Linken, nicht der gegebenen Order gemäß, hinter dem Berge stehen, sondern so wol Regimenter als Landes-Knecht, auch gar die Artigleria, durch den Grund nach einer andern höhe zu gehen.

Ein Akt des Mißverständnisses oder des Ungehorsams ließ also die guten Anstalten des Obergenerals ungeschehen — wir möchten es einen Akt des Ungehorsams nennen, weil auch die dem General an Rang zunächst stehenden Personen nicht anzugeben wußten, wer die Ordres zu jener Bewegung gegeben. General Hatzfeld gab nun die Disposition zu einer neuen Aufstellung und wies den Adjutanten selbst an, wo die Armada zu stehen. Doch auch dieser Befehl blieb unbeachtet, indem die Leute abermal einer andern Höhe zugegangen. Es blieb ihm unter solchen Verhältnissen natürlich nichts übrig, als dieser Bewegung zu folgen. Der General begab sich daher auf den Berg, wo Morgens noch das Lager gestanden, und traf hier Anstalten, die Armee zu sammeln. Er richtete jetzt besonders sein Augenmerk darauf, eine Stellung zu finden, die es ihm möglich machte, seine Leute den Wirkungen des Artilleriefeuers zu entziehen, um darin nur noth-

gedrungen unter vortheilhaften Verhältnissen schlagen zu müssen. Eine sanft ansteigende Ebene, mit anderen günstigen Localitäten verbunden, schienen ihm hierzu die Gelegenheit zu bieten. Der rechte Flügel lehnte in dieser Stellung an Janikau, der linke an ein Dorf, das er anzünden ließ. Dieser stand in dieser neuen Aufstellung ganz verdeckt — General Pompeo, der dem Generalissimus nicht genugsamb gewachsen schien, seine Befehle zu erfüllen, überhob er seines Amts und trug den Befehl hier Graf Broy auf. Darauf eilt der General zum Centrum und dem andern Flügel — nach rastlosem Jagen und Mühen scheint es ihm endlich gelungen, die Ordnung wieder hergestellt zu haben — er will jetzt die Sache bis zum Abend treniren um alsdann ein expedienz finden ihr eine andre Wendung zu geben. Er hat daher den Befehl gegeben, die Schweden stehenden Fußes zu erwarten und die Stellung durchaus nicht zu verlassen. Als die Schweden aber angreifen, wanken die Kaiserlichen — nur mit großer Mühe gelingt es, die Ordnung hier zu erhalten. Ein günstiger Erfolg krönt zuletzt des Feldherrn Bemühungen; die Schweden weichen endlich ihrerseits. Doch da bricht die ganze Armee, Infanterie und Cavallerie, zur Verfolgung auf. Vergebens, daß der General sich bemüht, die Rasenden zum Halten zu bringen. Während er auf einem Flügel die Leute mit Gewalt aufhält, brechen sie auf dem andern um so rascher vor — Niemand will wissen, wer hierzu den Befehl ge-

geben. — Der General en Chef, durch diese Bewegung entrainirt, sieht sich endlich genöthigt, gegen seinen Willen den Befehl zum Vorrücken zu geben. Doch noch ehe dieß geschehen, ist der linke Flügel in das wirksame Geschützfeuer der Schweden gerathen. Hierdurch stutzig gemacht, geräth er bald ins Stocken, und als nun die Schweden ihrerseits vorrücken, wendet sich das erste Treffen zur Flucht. Das zweite, welches hierauf Befehl erhält, vorzurücken, genügt diesem nicht, sondern kehrt um und geht in die Stellung zurück, aus der es vorher ohne Befehl aufgebrochen. Ein Theil der kaiserlichen Cavallerie aber, welcher die schwedische Schlachtordnung überflügelt, setzt seine Bewegung fort, schlägt die sich ihnen entgegenstellenden Feinde und gelangt im Verfolgen in die Bagage. — Hierdurch geräth des Feindes Vordringen einigermaßen ins Stocken; da aber die kaiserliche Cavallerie nicht daran denkt, sich wieder zu sammeln, so gewinnen die Schweden Zeit, sowohl Leute zur Degagirung ihres Gepäcks zu entsenden, als auch Anstalten zu treffen, ihre Bewegung selbst fortzusetzen. — Unter dem lebhaftesten Gefecht dringen sie gegen den Berg vor, auf dem die Kaiserlichen sich aufs Neue formiren. Hier kommt es zu einem hartnäckigen Gefecht, in dem sich der Sieg öfters auf Seiten der Kaiserlichen neigte. Schon ist in der schwedischen Armee keine Schwadron, welche nicht 6—8mal angegriffen; im kurländischen Regiment ist kein Offizier mehr unverwundet. Da entscheidet ein

letzter Angriff der schwedischen Cavallerie, unter Douglas für sie den Sieg. Die kaiserliche Reiterei, welche sich, so oft sie geworfen, immer wieder gesammelt und auf den Flanken der Infanterie etablirt hat, fängt an zu weichen. — Weder das Beispiel ihrer Offiziere, noch deren Ueberredungen, vermochten sie fortan zu halten. — Hierdurch werden fast zu gleicher Zeit die Flanken der Infanterie entblößt. Die Schweden dringen nun gegen diese mit Infanterie und Cavallerie zugleich vor. — So tapfer das österreichische Fußvolk auch ficht, es wird allmählig in eine compakte Masse zusammengetrieben, aus der es fortan nicht mehr zu entwirren. Bei wiederholten Angriffen der Schweden wendet sich nun diese Masse zur Flucht, ohne daß sie der Oberbefehlshaber durch Worte oder Beispiel zur Gegenwehr oder Umkehr zu bewegen vermag. Wie es scheint, brachte endlich die Rückkehr der schwedischen Reiterei, welche den rechten kaiserlichen Flügel verfolgt, die Sache zur vollendsten Entscheidung — diese fiel der Infanterie zugleich in Front und Rücken, worauf sich alles in regelloser Flucht vom Kampfplatze stürzte, diesen dem Feinde überlassend*). Das gesammte Geschütz, 26 Kanonen, der commandirende General-Feldmarschall Graf von Hatz-

*) So lautet die Relation des General-Feldmarschalls vom linken Flügel — wie es auf dem rechten zugegangen, ist nirgends angegeben. Es wird wohl hier, wie dort gewesen seyn.

feld, 2 General-Feldmarschall-Lieutenants, 3 General-Feldwachtmeister, 7 Obersten, 9 Oberst-Lieutenants, 6 Majors, über 100 andere Offiziere und 4000 und einige Hundert Gefangene geriethen in des Feindes Hände. — An 4000 Todte sollen den Kampfplatz bedeckt haben. — Die Schweden zählten gleichfalls 2000 Mann Todte und Verwundete. — Hiermit endete eine der blutigsten Schlachten dieses Krieges, deren Folgen die Schweden bis an die Thore Wiens führten, und welche Schrecken durch ganz Oesterreich verbreitete. Nur zwei Generäle waren dem Tode oder der Gefangenschaft entgangen — Johann von Werth, einer derselben, brachte zuerst die Nachricht davon nach Tabor. Iglau, Krems, Kronenburg und die Schlösser Kreitenstein und Grafeneck fielen in kurzer Zeit — ja selbst die Wolfsschanze in der Nähe von Wien ergab sich, und zum erstenmale hörte man jetzt ganz in der Nähe der Kaiserstadt den Donner schwedischer Kanonen. — Die Besorgniß, gegen Wien nicht zu reüssiren, ließ Torstenson, nachdem er sich mit Ragoczy vereinigt, die Belagerung von Brünn unternehmen, das ein protestantischer Flüchtling aus Rochelle, Louis Ratuis de Suches, der früher in schwedischen Diensten gestanden, diese aber wegen Uneinigkeit mit General Stalhänske verlassen hatte, mit Glück vertheidigte. Vier Monat Zeit und 4000 Mann verlor hier der Sieger von Jankau, ohne daß es ihm gelungen wäre, diesen Platz zu überwältigen. Krank verließ er den Schau-

platz seines schönsten Sieges, und wandte sich durch Böhmen und Schlesien nach Meißen, ohne daß ihn die Kaiserlichen hierbei sonderlich beunruhigt hätten. — Bald darauf trat er krank und hinfällig vom Schauplatz, auf dem er sich einen unvergänglichen Ruhm erfochten, ab, um sich nach Schweden zu begeben. —

Kommen wir auf die Beurtheilung der Schlacht von Janikau, so werden wir gestehen müssen, daß sie eine der schönsten in der Kriegsgeschichte der Zeit ist, in der Gustav Adolph, Bernhard von Weimar, Banner, Condé, Türenne, Wallenstein, Tilly, Mercy und so viele andere ausgezeichnete militairische Genies glänzten. Schon die Anlage zu der Expedition gegen die kaiserliche Armee ist vortrefflich. Durch seinen Marsch von Eger nach Pilsen zwingt der General die Kaiserlichen und Bayern, welche letztere besonders einen Einbruch in die Oberpfalz fürchteten, Prag zu verlassen und ihm entgegenzutreten. Kaum hat er diesen Zweck erreicht, so vermag er die Armee durch seinen Links-Abmarsch, sich in einen Bewegungskrieg mit ihm einzulassen, in dem er wohl hoffen durfte, endlich Sieger zu werden. In einem 20 Meilen betragenden Seitenmarsch wetteifern die beiden Feldherren in Geschicklichkeit mit einander. Ist Torstenson's Operation geschickt eingeleitet, so sind es Hatzfeld's Vorkehrungen nicht minder. Letztere sind so ausreichend, daß selbst die strengste Critik nichts dagegen auszusetzen finden dürfte. Beide

Feldherren glauben ihren Zweck schon erreicht zu haben, als, wenngleich nicht unerwartet, so doch unvermuthet, die Teten derselben aufeinander stoßen. Die Verhältnisse sind bis auf einen Punkt gediehen, daß sie nur eine Schlacht entscheiden kann. Von dem Augenblick jedoch an, wo diese sich vorbereitet, erliegt Hatzfeld's Genius dem seines Gegners. Mit unermüdlicher Thätigkeit hatte der kaiserliche General die Gegend recognoscirt, doch, wie sich vermuthen läßt, seinem Gehülfen im Commando hierbei zu viel vertraut. Durch den Links-Abmarsch in conspectu des kaiserlichen Heeres läßt sich Hatzfeld imponiren — er folgt dieser Bewegung. Doch eine Hügelreihe hat Torstenson Gelegenheit gegeben, mit dem größeren Theil seines Heeres in der linken Flanke der Kaiserlichen zu erscheinen, die jetzt erst bemerken, wie nachtheilig es ihnen werden kann, einen dort gelegenen Hügel nicht besetzt zu haben. Der kaiserliche Oberfeldherr erhält die Nachricht von der Bewegung der Schweden, als es noch Zeit ist, den Schlag zu pariren. Doch eine vom General von Götze ganz gegen den Willen seines Oberbefehlshabers unternommene Bewegung mit dem linken Flügel compromittirt die ganze Armee. Ehe noch der Feldmarschall Hatzfeld selbst herbeieilen kann, ist bereits das Gefecht eingeleitet, das unter den Verhältnissen, wie es begonnen ward, nur traurig ablaufen konnte. Götze, der trotz der wiederholt ihm gegebenen Befehle es unterlassen, sich mit dem Terrain in seiner linken

Flanke vertraut zu machen, war in einen Cul de sac gerathen, aus dem er weder vorbrechen, noch sich zurückziehen, in dem er am allerwenigsten deployiren konnte. Was Hatzfeld, der gerade ankam, um alle diese Geschichten mit anzusehen, auch thun mochte, es war vergebens. Er konnte die Niederlage nicht abwenden und mußte dabei stehen bleiben, die Geschlagenen aufzunehmen. Wie es scheint, so geschah dieß mit Geschick. Die Schweden, welche wahrscheinlich noch nicht alle heran waren, ließen ihm sowohl hierzu, als auch zur Wiederherstellung der Ordnung überhaupt Zeit. Nichtsdestoweniger war hierdurch die Moralität der Armee, besonders aber der Götzeschen Truppen, erschüttert worden.

Unter mannigfachen Mißverständnissen und falschen Maßregeln einiger Unterbefehlshaber österreichischer Seits, gelingt es den Schweden, ihre Feinde bis auf den Berg, auf welchem solche vor der Schlacht gelagert, zurückzudrängen. Aber Hatzfeld hat hier seine Armee zum Stehen gebracht und sie zum Empfang des Feindes geordnet. Ueberall jedoch, wo er nicht selbst ist, herrscht so viel Unordnung, schleichen sich so viel Mißverständnisse ein, daß er kaum noch an den Sieg denken kann. Er will daher nur temporisiren. Aber die Schweden rücken jetzt schnell gegen ihn an. Die gute Aufstellung, welche Hatzfeld gewählt, verbunden mit seinen sonstigen zweckmäßigen Anordnungen, machen es der kaiserlichen Armee möglich, die wie-

derholten Angriffe der Schweden siegreich abzuwenden. Der Geist des Ungehorsams jedoch, oder, wenn man lieber will, der Mißverständnisse, der an diesem Tage recht sichtbar waltet, reißt den rechten Flügel zu einer unbesonnenen Verfolgung hin. Diese Bewegung theilt sich endlich in dem Maße der ganzen Armee mit, daß der Oberfeldherr gewähren muß. Sey es nun, daß die Schweden die Kaiserlichen durch einen verstellten Rückzug zur Verfolgung gelockt, wovon jedoch der schwedische Schlachtbericht nichts erwähnt, oder daß sie ihre Hitze die obwaltenden Hindernisse übersehen ließ — als sie in das wirksame Feuer der Truppen in der schwedischen Hauptaufstellung geriethen, entstand anfangs Stocken. Doch die Truppen verharren eine Zeit im wirksamen Bereich des Feuers — plötzlich aber gehen sie zurück. Ein Befehl an das zweite Treffen, in dieser Crisis vorzurücken, bleibt unerfüllt. Endlich ergreift die Cavallerie die Flucht, die Infanterie ihrem Geschick überlassend. Diese, von allen Seiten angegriffen, erliegt nach einer heroischen Gegenwehr, der selbst die Schweden Gerechtigkeit widerfahren lassen. Wie entschieden die Niederlage war, und welche Unordnung bei der Flucht selbst herrschen mußte, geht wohl daraus hervor, daß der commandirende General, von nur einem Rittmeister begleitet, und nachdem ihm zwei Corporale auf den Rücken gekommen, in Gefangenschaft gerieth. —

Wenn den kaiserlichen Feldherrn ein Vorwurf

treffen kann, so ist es der, nicht immer dort gewesen zu seyn, wo er nöthig war. Er mußte Götze kennen — es lag daher ihm ob, dafür zu sorgen, daß dem eigenmächtigen Eingreifen jenes braven aber auch indolenten Führers bei Zeiten entgegengewirkt werde. Die Mittel dazu mußte er als commandirender General finden — wie er sie später dazu fand, als er dem unfähigen Pompeo einen tüchtigen General an die Seite setzte. Es hat unbedingt sein Gutes, in einer Schlacht überall zu seyn — da man aber endlich doch nur an einem Orte seyn kann, so ist es Pflicht, dort zu bleiben, wo man nöthig ist — hiergegen hat der österreichische Generalissimus gefehlt, dem sonst weder Muth, noch Einsicht und Thätigkeit abzusprechen. Das Betragen der Armee zeugt zwar von Thätigkeit und Tapferkeit, wirft aber auf deren Zucht und Disziplin ein schlechtes Licht. Es war ein Tag der Verwirrung, der Mißverständnisse und des Ungehorsams, welche an einem Schlachttage immer strafbarer und gefährlicher sind, als in jedem anderen Verhältniß. Sonst stellt sich in der Heerführer Anordnungen alles vortheilhaft heraus. Der Muth und die Ausdauer, mit der er bei Wittstock gefochten, bezeichnen ihn auch hier als einen tüchtigen General. Aber wenn er dort gegen Banner's überwiegende Talente scheiterte, so erlag er hier Torstenson's Feldherrngeiste.

In dieses Feldherrn Anordnungen ist Alles vortrefflich. Die Art und Weise, wie er manövrirte,

um eine Schlacht herbeizuführen, ist der höchsten Anerkennung werth. Sie kann als ein Muster bezeichnet werden. Dieß ist auch *in jeder Beziehung* mit der Einleitung zur Schlacht derselbe Fall. Die Anstalten zum Links-Abmarsch, um dadurch seinen Gegner zu einer falschen Bewegung zu induziren, und dann plötzlich in der entgegengesetzten Richtung zu erscheinen, sind meisterhaft. Sie setzen zugleich eine große Manövrirfähigkeit seiner Truppen voraus. Im Besitz des Postens, der ihm zur Erreichung seiner Absichten zweckmäßig erschien, eilt er seinem unvorsichtigen Gegner sofort entgegen und verwickelt ihn in ein Gefecht, das für die ganze Schlacht entscheidend blieb. Dadurch aber läßt sich der umsichtige Feldherr nicht zu einem übereilten Verfolgen hinreißen. Erst nachdem er sein Heer wieder gesammelt und den Rest desselben herangezogen, bricht er zu einem neuen Angriff vor. Dieser wird mit aller Energie durchgeführt. — Daß kein Truppentheil im Heere war, der nicht 6—8mal *angesetzt*, beweist, mit welcher Erbitterung gefochten ward. Als die schwedische Reiterei die feindliche geworfen und vom Schlachtfelde vertrieben, kehrte sie sofort um, die Niederlage der Feinde zu vollenden. Dieß contrastirt um so lebhafter mit dem Betragen eines Theils der österreichischen Cavallerie, die sich der schwedischen Bagage bemächtigt hatte, und die, ohne sich weiter um die Schlacht zu bekümmern, ruhig fortplün-

derte, bis sie wieder verjagt wurde *). Jeder General, jeder Führer griff bei den Schweden so genau in die allgemeinen Anordnungen ein, daß von Mißverständnissen und falschen Bewegungen durchaus keine Rede ist. Bald zu Pferde und bald in einer Tragbahre, ist der Feldherr überall dort, wo die Ereignisse seine Gegenwart nöthig machen — er sieht, befiehlt und leitet überall selbst. Die letzte Schlacht, die dieser Feldherr gewann, ist zugleich die schönste in dem Leben desselben — ist vielleicht die schönste im ganzen dreißigjährigen Kriege. Leider ist sie eine von denen, die bis jetzt am wenigsten beachtet worden. —

In taktischer Beziehung treten uns hier zwei wichtige Dinge entgegen. Sind nämlich die Zeichnungen, welche wir im Theat. Europ. von dieser Schlacht zu den Originalberichten beider Feldherren antreffen, richtig, so hatten die Schweden ihre Infanterie, gleich den Kaiserlichen, in Terzias formirt gehabt **). So viel Verf. bekannt, ist das Gegentheil hiervon weder erwähnt und noch weniger erwiesen worden. Dieß würde also ein offen-

---

*) Auch die Gemahlin Torstenson's gerieth bei dieser Gelegenheit in die Gewalt der Kaiserlichen, ward jedoch sehr bald daraus befreit.

**) V. Theil S. 544. — Es werden drei Pläne der Schlacht, natürlich in der Manier der Zeit, gegeben, welche deren verschiedene Momente darstellen.

barer Beweis seyn, daß die Schweden am Ende dieses blutigen Kampfes zu dem System ihrer Gegner übergegangen wären, ein Gegenstand, worauf wir später noch besonders zurückkommen werden. Auffallend würde dieß auf jeden Fall seyn, da wir die Kaiserlichen selbst hin und wieder, besonders in kleinen Gefechten, sich zu der flachen Aufstellung neigen sehen. Die große Widerstandsfähigkeit, welche die kaiserliche Infanterie bei mehreren Gelegenheiten, wie z. B. in der zweiten Schlacht bei Breitenfeld bewiesen, hatten vielleicht Torstenson auf die Idee gebracht, ihnen ein analoges System entgegenzusetzen. Leider sind wir jedoch von den eigentlichen Details, welche uns hierüber Gewißheit geben könnten, zu wenig unterrichtet, um zu einem genügenden Resultat zu gelangen. Auf jeden Fall aber ist das Faktum merkwürdig und bleibt allen militairischen Schriftstellern zur näheren Aufklärung empfohlen *). — Auch in Bezug auf die Cavallerie finden wir eine Neuerung, deren schon von Hoyer gedacht worden **). Es ist dieß das Zusammenraffen von drei Escadrons Reitern, um dadurch mehr Effekt beim Angriff hervorzubringen. Auf dem linken Flügel der Kaiserlichen nämlich befand sich eine Brigade Infanterie, wie sich Torstenson's Bericht ausdrückt, hinter welcher sich die Cavallerie, so oft sie geworfen ward,

*) Man vergleiche hierüber die Schlacht von Warschau.
**) Hoyer, Geschichte der Kriegskunst I. S. 471.

wieder sammelte. Deßwegen denn endlich der Herr General-Major Douglaß, welcher den linken Flügel commandirte, von drei Esquadronen eine machte, vnd auff diese Brigade losgehen ließ, welche zwar eine starke Salve von sich geben, darnach aber von der Esquadron ganz nieder gemacht worden. — Unsere militairischen Schriftsteller haben dies Ereigniß als den Anfang der attaque en muraille betrachtet, welche sich geraume Zeit bei allen Armeen in Credit erhalten.

Werfen wir beim Schluß der Betrachtungen über die Hauptschlachten des dreißigjährigen Krieges, welche wir hier in einer kurzen Analyse gegeben, einen prüfenden Blick auf die Fortschritte, welche die Kriegskunst vom Beginn dieses Kampfes, oder vielmehr von der Schlacht von Prag bis zu der von Jankowitz gemacht, so werden sich uns mehrerlei sehr beachtungswerthe Erscheinungen darstellen. —

So groß auch die Männer waren, welche wir hier nach und nach auf allen Kriegstheatern auftreten sahen, so reißend die Bewegungen und Züge derselben, so überraschend und außerordentlich deren Unternehmungen waren, so wird man, Gustav Adolph ausgenommen, keinem nachrühmen können, daß er das Gebiet der eigentlichen Heerführung erweitert hätte. Ihre Operationen sind immer nur Impromptüs, wenn wir uns dieses Aus-

drucks bedienen dürfen, meistens durch den Moment eingegeben und durch ihn bedingt. Gustav Adolph allein führte einen methodischen Krieg — aber wir erwähnten schon, wenn er von seinem System abging. Der König, welcher beim Anfange des Krieges in Deutschland, der Ansicht des erleuchteten Oxenstierna's gemäß, mehr den Eingebungen seines Genies, als einer reiferen Ueberlegung gefolgt war — eine Ansicht, von der sich der Canzler selbst damals nicht losmachen konnte, als der König schon in der Mitte Deutschlands stand *) — ließ sich nach der Schlacht von Breitenfeld in Halle und Erfurt durch Wilhelm und Bernhard von Weimar bewegen, seinem bis dahin befolgten System zu entsagen und auf eine Kriegsart einzugehen, die damals usuell war und die ihn nach der Pfaffengasse führen sollte **). Die Täuschung, welcher der König sich hingab, konnte natürlich nicht von Dauer seyn, und sein Fehler mußte ihn in die gefährlichste Lage bringen, sobald ein ihm gewachsener Gegner in die Schranken trat. Wir wissen, wie dieß bei Nürnberg und Lützen geschah. Was Gustav Adolph möglich war, einen methodischen Krieg zu führen,

blieb

*) Mémoires de Chanut 2. Th. S. 159.

**) Man vergleiche über diesen wichtigen Schritt: Chemnitz I. S. 216, Francheville im Priorate S. 97, und Röse's Bernhard der Große I. S. 360.

blieb für seine Nachfolger unausführbar. Innere Zerwürfniß, Ungehorsam bei den Truppen, widerstrebende Ansichten bei den deutschen Fürsten, Mangel an Geld — Erschöpfung endlich von allen Seiten machten es unmöglich, auf die Ausführung weitläuftiger Pläne zu kommen. Daher das gleichsam Rhapsodische in den Unternehmungen der Nachfolger Gustav Adolph's. Wie tüchtig aber jene Führer waren, spricht sich in allen ihren Unternehmungen aus. Diese schwedischen Heerführer sind Erscheinungen, wie wir sie nur selten sonst in der neueren Geschichte finden. Ueberhaupt hat der dreißigjährige Krieg das Eigenthümliche, eine große Zahl jener Generäle gebildet zu haben, die, wie man im gemeinen Leben zu sagen pflegt, auf eigenen Beinen stehen konnten. Deutschland, Schweden und Frankreich wetteifern gleichsam darin, dergleichen Heerführer zu produziren; Schweden jedoch hat alle Länder hierin übertroffen. Mit Recht konnte Gustav Adolph, als der französische Gesandte in seinem Hauptquartier Zweifel über die Zulänglichkeit tüchtiger Leute zu so einer großen Unternehmung, wie er beabsichtigte, erhob, sagen: qu'il y eût autant de capitaines parmi eux que de soldats, et autant de généraux d'armée que de capitaines, comme le roi Gustave répondit au sieur de Charnacé, qui lui demandait, quels chefs de guerre il menait avec lui; lui montrant sept à huit de ses Sénateurs, qui lors par hasard se trouvèrent près de lui: „Tous

ceux-là, lui dit-il, sont autant de généraux d'armée", que le Roi connaissait le mérite et la vertu de la noblesse Suédoise, et principalement dont la force, la grandeur du corps, leur courage et la science de la guerre était si grande en eux tous, que qui ne les connaîtrait pas ne s'imaginerait pas qu'ils fussent d'une nation seule *). Sie waren alle ſeine Schüler. Torſtenſon aber und Banner übertrafen ihn, denn Guſtav Adolph hat es ſein Geſchick verſagt, Schlachten zu gewinnen, wie die bei Wittſtock, Breitenfeld und Janikau. Selbſt einzelne Momente in deren Leben übertreffen Alles, was Guſtav Adolph je Großes geleiſtet. Aber Guſtav Adolph bleibt der Erſte in der neueren Kriegsgeſchichte, der es verſtanden, den Krieg methodiſch zu führen. — Wäre es ihm gegeben geweſen, ſchnell die Verhältniſſe aufzufaſſen und dieſen gemäß ſeine Kriegskunſt und Taktik anzupaſſen, er wäre der größte Heerführer ſeiner Zeit geblieben. Aber hierin war ihm ſchon Wallenſtein überlegen. Als dieſer ihm bei Nürnberg gegenüber erſchien — like Jupiter in the poet — all in thunder and light — all in fire and tempest be takes and destroies the prince Palatines dominions and the poor protestant towns before him, wie der Swedish intelligencer von ihm ſagt **) — ſah er wohl ein,

*) Mémoires du Cardinal de Richelieu VIII. p. 255.

**) II. S. 238.

worauf es bei diesem unternehmenden, kühnen und entschlossenen Führer ankam. Meine Armee ist neu, sagte er, würde sie in einer Feldschlacht überwunden, wäre Deutschland und Italien in Gefahr; ich will dem Könige eine neue Art, den Krieg zu führen, zeigen *). Neun Wochen paralysirte er hier des Königs Kräfte und brach so den Zauber, der bis dahin des Königs Waffen umstrahlt hatte. Auch Gustav's Schüler übertrafen ihren Meister.

Was die Ausbildung einzelner taktischer Details im dreißigjährigen Kriege betrifft, so ist davon nur wenig bekannt. Die meisten Schriftsteller jener Periode berühren sie nur obenhin, und die Commentatoren haben später so viel Schiefes hinzugebracht, daß eine klare Uebersicht kaum möglich ist. Die Kaiserlichen scheinen mit wenigen Ausnahmen bei ihrer tiefen Aufstellung geblieben zu seyn. Wenigstens blieb die Neigung zu dieser Aufstellung bis zum Aufhören des dreißigjährigen Krieges vorherrschend. Ob die lange Gewohnheit, die Unvollkommenheit des Feuergewehrs, oder endlich der Wunsch, in letzter Instanz die Entscheidung durch die blanke Waffe herbeizuführen, dieß motivirt haben mögen, dürfte heute schwerlich genügend beantwortet werden können. Solange diese Massen nicht dem Artilleriefeuer ausgesetzt waren, gewährten sie allerdings bedeutenden Nutzen. Sie bildeten gleichsam den Stock, von wo aus die

*) Ibid. III. 13, 17.

Musketiere ihre Unternehmungen begannen und wohin sie sich stets zurückzogen. Beim Angriff selbst mußte deren Choc gewaltig seyn. Die langen Spieße der Knechte mußten die Einbruchskraft in einem hohen Grade vermehren. Dieß war es besonders, was die Offiziere noch lange nach dem dreißigjährigen Kriege, als sich bereits die Feuerwaffen bedeutend ausgebildet hatten, immer auf Wiedereinführung der Pieken zurückkommen ließ. — Die Vervollkommnung der Feuergewehre selbst scheint im Laufe des Krieges keine sonderliche Entwickelung gewonnen zu haben. Wenigstens finden wir weder einzelner Züge, noch im Allgemeinen erwähnt, was auf eine vergrößerte Schnelligkeit und Wirkung desselben schließen ließe, obwohl solches von den meisten militairischen Schriftstellern verschiedentlich angenommen worden. — Gegen Cavallerie bildete ihre Masse allein eine Widerstandskraft, welche bei nur einigermaßen guten Anstalten jedes Unternehmen derselben scheitern machen mußte. Ist es wahr, daß die Schweden unter Torstenson in dieser Aufstellung gefochten, wie wir es bereits oben bemerkten, so wäre dieß unbedingt der größte Beweis von der Zweckmäßigkeit einer Form, welche die kaiserliche Generalität mit einer großen Ausdauer behauptete. —

Auch die Cavallerie der Kaiserlichen scheint im Laufe des Krieges sich nicht sonderlich geändert zu haben. Ihre Croaten bildeten eine vortreffliche leichte Reiterei, die besonders bei schnellen Unter-

nehmungen, Ueberfällen, Umgehungen ꝛc. gute Dienste leistete. Ihre Cuirassiere, die schwarzen Burschen, wie sie der König bei Lützen nannte, als er Stålhanske zu deren Angriff ermunterte — waren jedoch vor wie nach die Blüthe des Heeres. Wir sagten bereits, was die Ursachen gewesen, welche die Kaiserlichen auch in dieser Hinsicht bei ihrem System beharren ließen. Was diese Reiter in einzelnen Schlachten geleistet, ist ein Beweis ihrer großen Tüchtigkeit. Verschiedene militairische Schriftsteller, welche die Ereignisse nur summarisch nehmen, und zuletzt dem Sieger jede höhere Einsicht zusprechen, haben sich auch über diese Waffe tadelnd ausgesprochen. Das gründliche Studium einiger Schlachten würde sie eines Besseren belehrt haben. Es fehlten ihnen nur Generale und Offiziere, wie die Schweden deren verschiedene hatten, und sie würden sowohl ihrer Formation, als dem Zwecke, den man damit verband, entsprochen haben.

Eine große Rolle spielte in den späteren Schlachten dieses Krieges die Artillerie. Besonders scheint sie an Beweglichkeit gewonnen zu haben. Man machte einen wesentlichen Unterschied zwischen den kleinen Stücken und den Carthaunen. Erstere folgten mit großer Leichtigkeit den verschiedenen Truppentheilen, und oft in sehr schwieriges Terrain. Bei Nördlingen und Janikau sehen wir sie bei beiden Armeen, bald hier, bald dort, immer den Bewegungen der Truppen folgend. Wenn wir die

Anzahl der Geschütze, die wir bei der Schlacht bei Prag finden, mit der bei Nürnberg und Nördlingen vergleichen, so wird man allerdings eingestehen müssen, daß in Beziehung auf Beweglichkeit und Anzahl ein großer Unterschied stattfindet. Bei Janikau waren der Cavallerie Götzens 8 Geschütze gefolgt, ein Beweis, daß man also auch schon damals die Vereinigung dieser beiden Waffen kannte. Doch waren auch Geschütze den Infanterietreffen attachirt, um sowohl beim Avanziren als Retiriren derselben gebraucht zu werden. — Die Carthaunen oder großen Stücke blieben immer in den Verschanzungen und wurden vorzugsweise durch Artilleristen bedient, während die leichteren Stücke, welche gewöhnlich nur Kartätschen schossen, meistens durch schnell eingeübte Musketiere gehandhabt wurden. Bei der geringen Ausbildung des Infanteriefeuers war das der Artillerie damals von einer ungemeinen Bedeutung. Wir sahen, welche Wirkungen das Geschütz der Badener in den Reihen Tilly's bei Wimpfen hervorbrachte, wie verderblich es bei Breitenfeld und Lützen wirkte. Die Sorgfalt der Führer ging aber auch vorzugsweise dahin, besonders solche Stellungen zu wählen, welche den Gebrauch des Geschützfeuers paralysiren konnten. Man behauptet gewiß nicht zu viel, wenn man annimmt, daß unter allen Waffen die Artillerie die meiste Ausbildung im Laufe dieses langen und verheerenden Krieges gewonnen.

Charakteristisch für die Schlachten des dreißig-

jährigen Krieges sind die Schanzen, Verhaue ꝛc., deren man sich, wo es nur irgend anging, bediente. Bei Prag finden wir sie noch ziemlich roh und unbeholfen; bei Wimpfen hatte Tilly angeblich wenigstens seine Artillerie eingeschnitten, während sein Gegner sich in einer Wagenburg die Mittel suchte, ihm zu widerstehen. Bei Lutter am Barenberge schafft sich Tilly sogar im Laufe des Gefechts einen Verhau, hinter den er seine Artillerie stellt, und der ihm hinterher treffliche Dienste leistet. Bei Lützen benutzt Wallenstein jeden Augenblick, um sich eine Art von Verschanzung zu schaffen. — Bei Nördlingen sind beide Theile bemüht, sich auf den entschiedensten Punkten einzugraben. Bei Allerheim sehen wir im Laufe einer Nacht eine vollständig verschanzte Stellung entstehen. Die verschanzten Läger bei Werben, Wittenberg, Naumburg, Torgau ꝛc. sind eben so viel Beweise von der Thätigkeit der Truppen, als der Umsicht und Sorgfalt der Führer.

Wenn wir die reißenden Züge der verschiedenen Truppen in diesem Kriege betrachten, und deren Beweglichkeit bei einzelnen taktischen Beziehungen erwägen, so werden wir nicht sagen dürfen, wie dieß jedoch hier und dort geschehen, daß die Unbeholfenheit und Ungelenkigkeit es gewesen, welche jene Verschanzungen motivirt hätten. Wir möchten darin vielmehr das Bestreben sehen, die Sache stets bis auf den Grund auszufechten — gewiß eine sehr lobenswerthe Ansicht in einer Sache, bei der es

doch einmal darauf hinausläuft, so viel wie möglich todtzuschlagen. Daher auch der blutige Charakter, den fast alle Schlachten des dreißigjährigen Krieges tragen. Dabei werfen die Anstrengungen der Soldaten, denen sie sich oft nach den ermüdendsten Märschen aussetzen mußten, ein vortheilhaftes Licht auf die Offiziere und Leute. Die Läger Wallensteins und Gustav's bei Nürnberg waren in einigen Tagen vollendet — was eine Anstrengung voraussetzen läßt, die wir heute kaum unseren Heeren zumuthen möchten. Gewöhnlich wurden die Schanzarbeiten unmittelbar nach Ankunft eines Heeres begonnen, und bald darauf finden wir sie immer so weit vorgeschritten, daß die Vertheidiger einen Kampf darin annehmen konnten. Meistens waren sie gut angelegt und von starken Profilen; öfters hinten offen, wie bei Prag und Nördlingen, und lagen so, daß sie einander flankirten. Bei Lägern waren die Werke solider construirt und gewöhnlich durch Linien verbunden. Einzelne geschlossene Werke deckten dann noch die schwächeren Seiten und Stellen. — Auch wandte man wahrscheinlich schon Minen zur Verstärkung der Vertheidigung an, wie uns dieß das Beispiel von Nördlingen zu beweisen scheint. Verhaue, Verschränkungen, Pallisadirungen waren ein gewöhnliches Verstärkungsmittel. — Welches der Gefechtsmechanismus beim Angriff der Schanzen selbst war, ist uns leider nicht genau bekannt — wahrscheinlich ward er von fern her durch Ge-

schütz- und Infanteriefeuer eingeleitet und später mit der blanken Waffe durchgeführt. Gewöhnlich waren es Musketiere, welche zum Angriff benutzt wurden — sie gingen en debandade vor, von geschlossenen Haufen Landsknechten unterstützt. Auch folgten wohl kleinere Haufen Cavallerie den Angreifenden, um etwanigen Reiterangriffen des Feindes widerstehen zu können. Mit den direkten Angriffen waren gewöhnlich auch Flanken-Angriffe, öfters auch wohl bloße Demonstrationen verbunden, wie dieß z. B. bei Nördlingen der Fall war, als man die Schanze auf dem Allbuch angriff. War man glücklich, so besetzte man wohl das genommene Werk, und benutzte die etwa genommene Artillerie sofort gegen den Feind. — Ueber die Vertheidigungsart der Schanzen fehlen uns die nöthigen Angaben. Wahrscheinlich benutzte man die Wirkung der Feuerwaffen so lange wie möglich, und wandte sich, wenn die Gefahr näher rückte, zur blanken Waffe. Doch steht hierüber wenig Bestimmtes fest. — Gustav Adolph betrachtete die Schanzen als ein nothwendiges Requisit für Lagerungen, und seine Nachfolger sind hierin nicht von ihm abgewichen. Sie haben seine Ideen und Ansichten noch erweitert und verbessert.

Obwohl auf dem deutschen Kriegstheater keine großen und lange dauernden Belagerungen vorfielen, so ist der peliorcetische Theil dieses Krieges nicht arm an interessanten Erscheinungen. Die Belagerungen von Pilsen, wo sich dessen Bürgermeister

Felix Dornheim nach Erstürmung des Walles in den Straßen wehrte, von Göttingen, das der brave Tönnies vertheidigte, die von Regensburg, wo sich Laars Kags einen unsterblichen Ruhm erwarb, die unzähligen Städte und Burgen, vor allen aber die von Breisach, sind eben so viel Beweise von Fortschritten hierin. Die Commandanten waren angewiesen, sich bis aufs Aeußerste zu vertheidigen. Wo sie diesem nicht nachkamen, wurden sie zum Tode verurtheilt. Oft traf dieß Geschick auch die, welche dem Commandanten nach der Anciennetät zunächst standen. Nichtsdestoweniger finden wir viele Plätze, welche nur schlecht oder gar nicht vertheidigt wurden. Schweden und Deutsche ließen sich dergleichen Vergehen in gleichem Maße beikommen. —

Gewöhnlich nahm man bei Vertheidigungen auf jeden laufenden Fuß Feuerlinie einen Mann an. Oft ging man auch wohl von der Ansicht aus, daß 2000 Mann für jeden Platz ohne Ausnahme nöthig seyen, weil man so vieler Leute bedürfe, um das Maximum der Angriffe, auf einmal drei nämlich, abzuweisen. Dazu brachte man ferner noch 900 Bürger als Gehülfen und Handlanger sowohl für jede Attaque, als auch zur Bewachung der nicht angegriffenen Fronten in Anschlag. Die Besatzung war im Allgemeinen darauf angewiesen, detachirte Werke nach Maßgabe ihrer Kräfte zu unterstützen, ohne daß man sich gerade sonderlich Mühe gegeben, deren Stärke theo-

retisch zu ermitteln. In den Außenwerken legte man bei Zeiten Abschnitte als eingehende Winkel an, um so die Vertheidigung verlängern und jeden Schritt gewissermaßen vertheidigen zu können. Noch wenig vertraut mit den Fortschritten der Kunst, wie sie damals anfing in den Niederlanden und Frankreich herauszutreten, blieb man bei den einfachsten Maßregeln stehen. — Gegen das Logement auf der Contrescarpe wandte man Minen, Abschnitte, auch wohl, um des Feindes Fortschritte im Graben zu verhindern, bedeckte Koponnieren an, die man wohl offensiv, als eine Art bedeckter Sappe entgegentrieb. Diese verlängerten nicht selten die Vertheidigung, da der Feind ihnen nicht mit Geschützen beizukommen vermochte, insofern er dieß nicht auf der Contrescarpe etabliren konnte — etwas, das der Belagerer gern vermied, da ihm das Plongiren der Schüsse schwer ward. Ein beliebtes Mittel, den Feind in eine nachtheilige Stellung zu bringen, war wohl, Steinhaufen an gewissen, dem Feinde vortheilhaften Punkten so zusammenzuhäufen, als bildeten sie irgend einen Abschnitt. Diese wurden dann pallisadirt, mit Erde bedeckt, auch wohl anscheinend dem Feinde streitig gemacht. Nahte sich dieser nun so einem Punkte, um darauf festen Fuß zu fassen, dann wurden alsbald alle Geschütze darauf gerichtet, um sowohl durch die Steinsplitter, als überhaupt durch ein gutes conzentrisches Feuer dessen Verlust so stark wie möglich zu machen.

Zur Vertheidigung der Gräben wandte man

gern, wenn sie trocken waren, eingedeckte Abschnitte an, zu denen man sich jedoch nur des Holzes und der Erde bediente. Man suchte sich so gegen die Splitter von den Futterminen zu sichern. Die Vortheile, welche dergleichen Abschnitte gewährten, sagt ein Neurer, haben die theoretischen Ingenieurs veranlaßt, sie in den Befestigungen selbst aufzunehmen, wodurch sie ihren eigenthümlichen Charakter veränderten und unverkennbar ein Hauptelement ihrer Wirksamkeit verloren. Als Sappen dem Feinde entgegengehend, fanden sie ein eigenes Vertrauen beim Belagerten, der sie als mühsames Produkt seines Fleißes um so nachdrücklicher vertheidigte. Der Belagerer dagegen traf unerwartet auf sie, sah sie unter seinen Augen wachsen, und mußte, bis er Gegenanstalten getroffen, die Offensive aufgeben. Als permanentes Werk kann sie ihm dagegen auch die strengste Aufsicht nicht verheimlichen, und ist mindestens die moralische Offensive verloren, auch ganz abgesehen davon, daß die ängstlichen permanenten Deckungen die Fähigkeiten zur Offensive andererseits beim Vertheidiger lähmen *). Bei nassen Gräben wurden Estackaden angebracht — oft auch Schiffe angewendet. In Holland wurden dazu die niederen Flanken benutzt.

Die Bresche ward gewöhnlich mit großer Entschlossenheit vertheidigt. Vor allen Dingen suchte

*) Geschichte des Belagerungskrieges oder der offensiven Befestigungen, von L. Blesson, S. 211.

man sie ungangbar zu machen, wozu man sich gleichfalls der Estackaden, der Fußangeln, Faschinen ꝛc. bediente. Dann finden wir Abschnitte angelegt, welche immer beträchtlich den Widerstand verlängerten. Wo man in der Kunst schon etwas weiter vorgeschritten war, bediente man sich der künstlichen Feuer zur Vertheidigung der Wallbrüche, legte Minen an, grub Bomben ein u. s. f. In letzter Instanz entschied der Kampf mit der blanken Waffe, den man oft bis zur äußersten Erbitterung durchgeführt findet. — Ein gewöhnliches Mittel, den Angreifer zu geniren, war das Aufschütten hoher Cavalliere im Innern. Hierdurch erlangte man nicht nur den Vortheil, die Batterien des Gegners zu zerstören, man zwang ihn auch, seine Arbeiten zu erhöhen, und hierdurch zu einem größeren Zeit- und Kraft-Aufwande.

Hauptprinzip bei den Belagerungen des dreißigjährigen Krieges war beim Vertheidiger die offensive Defensive. Bei Regensburg finden wir, daß in etwa 7 Wochen 456 kleinere Ausfälle und 7 Stürme gemacht wurden. Aehnliche Nachweise ließen sich von mehreren Vertheidigungen liefern. — Tapfere Commandanten größerer Städte fanden beim Feinde gewöhnlich eine hohe Anerkennung. Anders jedoch war dieß der Fall mit denen kleinerer Oerter, besonders wenn sie in dem, was man damals militairische Prozeduren nannte, sich vergangen hatten. Sie wurden dann wohl ohne Weiteres gehängt. Torstenson ließ, als er nach der

Schlacht von Jankau gegen die Donau vorging, den Commandanten von Gravenstein, weil er während der Unterhandlungen schimpfliche Reden gegen die Schweden und deren victoriösische Armee gebraucht, alsbald, nachdem er sich auf Gnad und Ungnade ergeben, durch zwei Sergeanten niedermachen und des andern Tages den Leichnam noch aufhenken. — Die Capitulationen wurden sehr häufig unter den gewöhnlichsten Vorwänden gebrochen — auch schützte die Ueberwundenen, wenn sie nicht in die Dienste des Siegers treten wollten, gewöhnlich nichts gegen Plünderung und sonstige Gewaltthätigkeiten. — Häufig, besonders wenn die Angelegenheiten für irgend eine Partei schlecht gingen, wurden die Plätze fast gar nicht vertheidigt — die Garnisonen wechselten dann oft nur die Commandanten, und wurden nur zum Theil abgelöst. Der Angriff der Festungen geschah häufig, besonders seit der König von der Bühne getreten, mit unzureichenden Kräften. Nichtsdestoweniger begann fast jede größere Belagerung mit Berennungsarbeiten, die entweder in einzelnen Werken, oder in Umwallungslinien, wodurch man den Ort sowohl isolirte, als sich auch gegen Ausfälle zu schützen suchte, bestanden. Die Profile hierbei wechselten häufig. Oft waren es Gräben von 7 Fuß, eine Brustwehr von 8 Fuß unterer Breite, 6 Fuß äußerer und 5 Fuß innerer Höhe, mit einer Bank von 3 Fuß Breite und 1 Fuß Höhe. Linien selbst legte man nur an, wenn man von der Energie des

Gegners viel zu befürchten zu haben glaubte. Centrovallationslinien erhielten nur einfache Redans, weil man in diesen an und für sich selbst nicht viel vom Feinde meinte befürchten zu dürfen. Die Circumvallationslinien waren dagegen mit großen Redouten, die wir nicht selten bastionirt finden, versehen.

Dem Angriffe selbst ging allemal die sorgfältigste Recognoscirung voran. Sie ward gewöhnlich zu Pferde abgemacht, und oft legten die Belagerten darauf ein großes Gewicht, dieß beritten zu thun und dabei dem Gegner so nahe wie möglich unter die Augen zu rücken. Unter Benutzung der Terrainvortheile trazirte man die nöthigen Linien. Die Eingrabungen begonnen dann unter dem Schutze von Wollsäcken, die man wohl auf kleinen Wägen vorrollte, hinter denen sich die Leute so gut wie möglich bargen, knieend, stehend, wie es die Gelegenheit mit sich brachte. Der dann ausgehobene Graben ward 12 Fuß breit und 4 bis 5 Fuß tief gemacht — je nachdem dieß die schnellere Deckung, oder das Bedürfniß an Erde nöthig machte. Er wurde gerade oder gekrümmt gezogen. Zum Schutz dieser Linie legte man auf deren Flügeln, oder an geeigneten Orten, häufig mitten in den Linien selbst, Redouten an, die oft ein eigenes System bildeten und auch wohl zur Aufnahme des Geschützes dienten. Zwischen die Linien nun und die Redouten legte man die Batterien, wo man sie gegen jeden Angriff vollkommen sicher

glaubte. Durch Infanterie und Cavallerie suchte man zugleich die Belagerungsarbeiten zu decken. Beide standen immer so nahe, als es die Localität erlaubte und der nächste Zweck forderte. Es kommt sogar nicht selten vor, daß man die Cavallerie selbst im letzten Stadium der Arbeiten benutzte. Bei einer hartnäckigen Gegenwehr, die vielleicht noch das Terrain begünstigte, legte man wohl noch eine Redoute an, von welcher her man das Terrain reinigte und fernere Vorkehrungen zur Belagerung traf. Man gab solchen Werken oft 48—60 Fuß Face und einen 9 Fuß breiten Graben, den man möglichst tief zu machen suchte.

Man kannte in dieser Zeit erhabene, einfache (horizontale) und gesenkte Batterien. Die letzteren waren die häufigeren. Man legte sie nicht gern weiter als 400 Schritt vom Platze ab. Bei der Anlage beobachtete man sonst alle Vorsichtsmaßregeln, wie sie uns die Kunst heute noch vorschreibt. Von einer bestimmten Größe war bei ihrer Anlage nicht die Rede. Man plazirte so viel Geschütze wie möglich. Für jedes Geschütz rechnete man 22½ Fuß Raum an der Brustwehr, und gab den Scharten 2½ Fuß Oeffnung. Die Batterien erhielten ihr eigenes Magazin. Sie hatten meistens keinen anderen Zweck, als in die feindlichen Schießscharten zu schießen. In Frankreich erfand man zu dieser Zeit noch die erhöhten Batterien, weil sie öfters auf beträchtlichen Erdanschüttungen standen, wodurch sie sowohl die Linien überhöhten, als

auch einen erweiterten Wirkungskreis für ihr Feuer gewannen.

Von jener Redoute nun ging man aufs Neue mit den Arbeiten vor, breitete sich parallel mit der Courtine aus und brach die Linie in Redans, die man dem Bedürfniß gemäß mit Geschütz besetzte. Da dieß meistens schon nahe an der Contrescarpe geschah, so litt man hierbei nicht mehr viel vom feindlichen Feuer, indem, wie bereits gesagt, der Gegner sein Feuer nur unbedeutend plongiren konnte. In diesem Stadium trat der Feind jedoch mit Minen auf, denen man dann durch Fougaden zu begegnen suchte, von deren Beschaffenheit man jedoch nicht genau unterrichtet ist. Nach Einigen waren es eine Art Fladderminen, nach Anderen halbe Minen-Gallerien, um gegen die feindlichen Minen gleichsam als events zu dienen. Ein eigentlicher Minenkrieg entspann sich selten; war dieß jedoch der Fall, so ging man mit größter Vorsicht zu Werke — man hütete sich wohl, irgendwo Posto zu fassen, bevor das Terrain nicht sorgfältig untersucht war. Konnte man den gordischen Knoten nicht mit dem Schwerte durchhauen, so umging man diese Periode, sey es daß man den Angriff von einer anderen Seite begann, oder daß man durch gleiche Punkte complizirte und weitläuftige Arbeiten umging.

Außenwerke nahm man gern mit Sturm, und da man diesen der Regel nach kraftvoll betrieb, gelangte man meistens auch zum Zweck. Schlug

er jedoch fehl, so trieb man aus seinen Gräben gerade aber tiefe Sappen gegen den Angriffspunkt, deckte diese mit Mantelets nach vorn, oder Blenden von oben. Diese Arbeit unterstützte man durch Arrière-coings — kleine Grabenabzweigungen nach den Seiten zu, denen man eine beliebige Form gab, um deren Bestreichung zu verhüten, und welche mit Schützen besetzt, auch wohl durch einige andere Leute vertheidigt wurden, die hinter Mantelets oder natürlichen Deckungen lagen, und mit starken Harnischen versehen waren. — War man so bis zur Descente gekommen, so trieb man seinen Graben allmählig tiefer, hierbei jedoch immer geradeaus gehend. Von oben deckte man sich dabei gleichfalls durch Blenden. Ward das Vorgehen zu schwer, so bediente man sich der Minen, um die Hindernisse aus dem Wege zu räumen, und arbeitete dann hinter den stehen gebliebenen Deckungen fort. Unter diesen Verhältnissen errichtete man auch wohl einen Kavalier, um durch das dadurch erhaltene, überhöhende Feuer den Feind aus den gegenüberliegenden Werken zu verjagen, wie wir dieß bereits in einer früheren Periode gesehen. Konnte man sich im bedeckten Wege selbst festsetzen, so that man dieß in einem defilirten Logement, das man aus Materialien aller Art, Erd- und Wollsäcken, construirte.

Der Débouché ward in der todtesten Stelle des Grabens bewerkstelligt. Major Blesson meint, daß dieß, wenn der Graben trocken gewesen, mit-

telst einem mit Weißblech beschlagenen Mantelet — eine Art Musculus — geschehen. Doch ist dieß für diese Periode nicht streng erwiesen, obwohl solche noch bis 1600 vorkommen, und zwar in der Art, wie sich ihrer die Alten bedient haben.

Unmittelbar darauf setzte man auf den Mineur an. Dieß geschah öfters auch wohl erst, nachdem man eine Stelle mürbe geschossen, oder eine kleine Bresche gelegt hatte. Häufig benutzte man hierzu noch die Stellen, welche durch das Schießen aus der Ferne bedeutend gelitten, und leichteres Arbeiten versprachen. Doch finden sich auch viele Beispiele, daß man mit der Sappe über trockene Gräben gegangen, wobei man sich von oben eindeckte, um so gegen die Steinwürfe der Belagerer gesichert zu seyn. Von Seitenlogements her, die zu gleicher Zeit angelegt wurden, unterhielten Schützen auch wohl ein lebhaftes Feuer auf die Scharten des Feindes, wodurch dessen Geschütz oft zum Schweigen gebracht wurde. —

Bei nassen Gräben waren die Arbeiten zum Uebergange mit größeren Schwierigkeiten verknüpft. Am liebsten war es den Belagerern, das Wasser abzapfen zu können, wobei sie Zeit und Arbeit keineswegs scheuten. Obwohl sich auch Beispiele finden, daß man den Graben mit Prahmen überbrückte, so kommt es doch häufiger vor, daß man einen Damm schüttete und dann den Mineur plazirte. Auch ward dieser wohl auf einem Kahn oder sonstigen schwimmenden Mittel übergesetzt, um sich

anzuhängen, besonders wenn man irgendwo durch sein Feuer Vertiefungen erzeugt hatte, die man glaubte benutzen zu können, um ihn zu plaziren.

War die Mine gesprengt, so ward die Bresche sehr vorsichtig recognoscirt; man bediente sich dazu gut geharnischter Leute. Ward die Bresche nicht für ganz praktikabel erkannt, so ließ man wohl eine zweite Mine sprengen, oder suchte durch Geschützfeuer, oder auch wohl durch Handarbeiter eine größere Gangbarkeit zu bewirken. Glaubte man vielleicht irgendwo auf unverhofften Widerstand zu stoßen, vermuthete man besonders, von irgendwoher im Rücken beschossen zu werden, so unterließ man nichts, dergleichen Uebelstände aus dem Wege zu räumen, bevor man noch den Sturm wagte. Gegen Abschnitte verfuhr man nach Festsetzung auf der Bresche mit aller Vorsicht, verzögerte lieber den ungewissen Erfolg, um später eines unbezweifelten Ausganges desto gewisser zu seyn. —

Gegen kleine Plätze und Schlösser, deren es damals in Deutschland eine ungemessene Zahl gab, verfuhr man mit weniger Regelmäßigkeit. Man schritt gewöhnlich, nachdem eine Bresche gelegt, ohne Weiteres zum Sturm, und die Beispiele sind eben nicht zahlreich, daß man nicht zum Zweck gelangt wäre. Von großen Eingrabungen ꝛc. war da selten die Rede.

Den Sturm eröffneten gewöhnlich die Musketiere. Das Feuer der Geschütze fuhr bis zum letzten Augenblick fort, um den Feind zu verhindern,

irgendwo noch Hindernisse zu schaffen. So wie die Musketiere Platz gefaßt, folgten die Piquenire, welche bei dergleichen Verhältnissen als die Haupttruppen betrachtet wurden. Die Offiziere und Höchstbesoldeten kämpften in den ersten Reihen. Gewöhnlich war die Elite der Truppen gegen die Hauptbresche benutzt; die weniger guten Truppen wurden zu Demonstrationen verwendet. War man in Feindes Land, so trieb man auch wohl noch die armen Bauern und Bürger den Colonnen voran, wie dieß z. B. Torstenson bei Brünn that, nachdem sie lange vorher zu den Schanzarbeiten benutzt worden waren. — Das Loos traf eroberte Städte hierbei gewöhnlich, wie früher, d. h. sie wurden immer der Plünderung preisgegeben.

Werfen wir einen Blick auf die Literatur dieser Periode, so können wir sie eigentlich nicht arm nennen. Doch bleibt der Critik noch viel zu thun übrig, um das, was Parteihaß in die Ueberlieferungen jener Zeit gebracht, zu berichtigen und zu lichten. Unter den Quellenschriftstellern können wir die Herausgeber des Theat. Europ. obenan nennen. Ihr Werk, das die Zeit von 1617—1718 umfaßt, ist für den Militair von höchster Wichtigkeit. Wir finden darin nicht allein eine Menge von Originalberichten, Urkunden u. s. f., sondern auch eine graphische Darstellung der meisten Haupt-Kriegsereignisse jener Zeit. Ohne Zweifel tragen viele der uns mitgetheilten Fakta den Stempel der Zeit. Der Critik ist hierdurch das Material ge-

geben, an der Hand der deduzirenden Vernunft zu genügenden Resultaten zu gelangen. Viele der Abbildungen sind vortrefflich — am wenigsten sind dieß die Schlachten, die, in der Perspective dargestellt, oft kaum zu entwirren sind. Von großem Werthe aber sind die ordres de bataille, die den meisten Schlachten beigegeben sind. Für taktische Beziehungen selbst ist das Werk nur wenig ergiebig. — Von weniger Belang für das eigentliche Studium der Kriegsgeschichte sind Puffendorf's Commentare in 26 Büchern, welche wir deutsch und lateinisch besitzen, und welche die Sachen bis zur Abdankung der Königin Christine führen. Hoch verdient um Natur-, Völker- und Staatsrecht, ist er mehrentheils dabei stehen geblieben, den praktischen Gesichtspunkt festzuhalten, ohne sich um das, was uns zunächst betrifft, sonderlich zu bekümmern. Die militairischen Details, die wir hier und dort finden, gesteht er selbst, aus Chemnitz entlehnt zu haben. — Die Khevenhiller'schen Annalen, welche wir vielfach genannt, umfassen gleichfalls die Periode, welche wir betrachtet. Von Wachler pedantischer Kleinlichkeit und meist unabsichtlicher Einseitigkeit beschuldigt, ist er dennoch für das, was die kaiserliche Armee betrifft, von größter Wichtigkeit für uns. Er schöpfte unmittelbar aus Originalberichten, die er häufig wörtlich excerpirt. Mit etwas Critik benutzt, giebt er ein reichliches Material für die größeren militairischen Verhältnisse. — Mehr bekannt, als die vor-

geführten Autoritäten, ist des Pater Bougeant (Guill. Hyac.) hist. des guerres et négociations, qui précédèrent le traité de Westphalie (1727), von der wir eine deutsche Uebersetzung von Rambach besitzen. Ob das Werk den großen Ruf, den es hat, verdient, wollen wir dahingestellt seyn lassen. Vielleicht verdankt es diesen dem Umstande, daß es das erste über diesen Krieg war, das in einer neuen Sprache, und nicht zu voluminös, dem Publikum übergeben ward. Es ist mit einer gewissen Unparteilichkeit geschrieben, die dem Verfasser, einem Jesuiten, um so mehr zur Ehre gereicht, als er den Feinden der katholischen Religion alle Gerechtigkeit widerfahren läßt. Bülow und der Minister Cancrin in Rußland sind der Meinung gewesen, daß, wenn Friedrich der Große mehr den père Bougeant als die Feldzüge Luxemburgs studirt, seine Kriege vielleicht ein anderes Gepräge erhalten hätten — eine Aeußerung, der wir nichts als das alte französische Sprüchwort toute finesse est détresse entgegensetzen. Von großem Interesse ist Chemnitz (Bogislaff Philipp von) Werk über den deutschen Krieg, von dem der erste Theil deutsch und lateinisch, der zweite nur deutsch erschienen (1648). Historiograph des Königs, schöpfte er unmittelbar aus den offiziellen Berichten. Es ist sehr wahrscheinlich, daß Oxenstierna selbst daran gearbeitet. Das Werk, das zu seiner Zeit verschiedenen Verfassern zugeschrieben worden, und ungemeines

Aufsehen erregt hat, umfaßt im ersten Theil die Ereignisse bis zum Tode des Königs, im zweiten bis 1636 Für die militairischen Details ist es mit Vorsicht zu gebrauchen, indem sich Manches darin eingeschlichen, was durchaus falsch dargestellt ist — wie z. B. das Gefecht an der Rippach. — Am meisten verbreitet, nächst Bougeant, ist der Soldat Suédois — ni Goth, ni Vandale, ni par naissance, ni par intérêt, mais seulement Suédois, aventurier par rencontre ou obligation militaire, wie sie der Verfasser Fr. Spanheim selbst schildert, enthält im ersten Theil die Ankunft des Königs in Deutschland und dessen Unternehmungen bis zu seinem Tode; ein zweiter höchst seltener Theil umfaßt die Ereignisse bis 1642. — Mit Feuer und Lebendigkeit vorgetragen, hat der Styl etwas Bestechendes — vergleicht und prüft man jedoch, steigt zu den Quellen herab, so wird man bald finden, daß er unzuverlässig und voller Irrthümer ist. Viele der Irrthümer über Personen und Dinge, welche heute noch gang und gäbe sind, stammen von ihm.

Wenden wir uns zu den spezielleren Werken, so steht hier das Leben Gustav Adolphs, von Harte, Canonicus zu Windsor, obenan. Unsere Literatur besitzt das Werk in einer deutschen Uebersetzung — es ist nach Quellen und Urkunden bearbeitet, die jedoch nicht immer mit Critik benutzt, weswegen es daher auch vielfach angefochten worden. An militairischen Details ist es un-

unbedingt das reichste Werk über jene Periode; doch scheinen solche nicht immer richtig aufgefaßt und verstanden worden zu seyn. Hierher möchten wir die Nachrichten über des Königs erste Brigade-Aufstellung rechnen. Sehr gut ist eine dem Werke vorangeschickte Abhandlung über den europäischen Kriegsstand bei Beginn des 17ten Jahrhunderts, die mehr oder weniger die Quelle alles dessen ist, was bis jetzt darüber gesagt worden, oder noch gesagt wird. Eine Art synoptischen Tableaus, Kriegstagebuchs der Bewegung, welche in den resp. Armeen stattgefunden, erleichtert die Uebersicht ungemein. Für das Studium der Kriege des Königs in Deutschland ist jenes Werk bei einiger Aufmerksamkeit ziemlich zureichend. — Von sehr großem Werthe für militairische Verhältnisse ist The swedish intelligencer, eine Zusammenstellung aus den Briefen und Originalberichten englischer und schottischer Offiziere, welche in der schwedischen Armee dienten, die größtentheils unmittelbar nach den Ereignissen gedruckt wurden. Obwohl in vielen Auflagen erschienen, ist das voluminöse Werk doch sehr selten, und häufig nicht in den größten Bibliotheken vorräthig. — Die hist. des dernières campagnes et négociations de Gustave Adolphe en Allemagne, italienisch von Gualdo Priorato, französisch vom Abbé de Francheville, und deutsch in Göttingen erschienen (1794), ist unter den rein militairischen Werken über den Krieg das verbreitetste.

Die französische und deutsche Bearbeitung haben viele Vorzüge vor dem italienischen Original. Besonders sind die jenen angehängten Zugaben von nicht unbedeutendem Werthe. Der gelehrte Hauptmann Hennert hat durch die Aufnahme der Schlachtfelder von Breitenfeld und Lützen wesentlich zur Verbesserung des Werkes beigetragen. — Des bekannten Bülow's Gustav Adolph in Deutschland ist eine weniger als mittelmäßige Bearbeitung eines Theils der Kriege des Königs, und hat nur einen sehr untergeordneten Werth. — Ueber Wallenstein geben Förster's Schriften eine genügende Auskunft. Man muß jedoch in seinem Urtheil über ihn nicht immer dessen Ansichten folgen, die zu subjectiver Natur sind, um ihnen beipflichten zu können. Er theilt Richelieu's Zärtlichkeit für seinen Helden, dem gewiß Niemand seine Bewunderung versagen wird, insofern man bei seinen rein militairischen Eigenschaften stehen bleibt*).

Ueber die einzelnen Helden dieses dreißigjährigen Kampfes geben der schwedische Plutarch von Lundblatt, durch Schubert übersetzt, Röse in seinem Bernhard der Große, Rohan über sich selbst in seinen Mémoires du duc de Rohan, Graf von Decken in seinem Herzog Georg von Braunschweig, Niels Slangen und Suhm über Christian IV., Barthold über

*) Man vergleiche über Wallenstein die Mém. du cardinal de Richelieu P. VIII. S. 100 ff.

Johann von Werth ꝛc. reichliche Notizen. Was noch an größeren Werken, oder doch an zusammenhängenden Darstellungen in anderen Schriften, und an Monographien von Arkenholz, Pappus, Cyprianus, Lottichius, Krause, de la Barre, Galetti, Schmidt, Milbiller, Schiller, Geijer, Menzel, Westenrieder, Sporschil, Schulze, Arndt, Krafft, de Ligne, Hellfeld, Nemethy, Vinke, Philippi, Ritzsch, Rösler, Clausewitz, Weng und Doppelmayer, in der österreichischen militairischen Zeitschrift, in den Denkwürdigkeiten der Kriegskunst, in der Zeitschrift für Kunst, Wissenschaft und Geschichte des Krieges, in dem Fürther Taschenbuch erschienen, — kann hier nur summarisch erwähnt werden. —

Für die Artillerie sind aus dieser Periode Malthus traité des feux artificiels, Clair van Utrecht Practica des Bossieterys, Bourne the art of shooting in great ordnance, Siemienowicz ars magna Artilleriae wichtig. Galiläi und Torricelli bauen wissenschaftlich das Gebiet dieser Waffe an. —

In Frankreich erweiterten der chevalier de Ville (les fortifications du chevalier etc. de Ville, Lyon 1628), der Graf Pagan (les fortifications du comte Pagan, Paris 1645), Fabre (les pratiques du Sieur Fabre, ingénieur aux fortifications de France et des camps et armées de France, sur l'ordre de construire,

garder et défendre les places, 1629), Fontaine (les fortifications royales, ou architecture militaire, par une nouvelle pratique) die Kunst, während Bethune, Durfort, Servien, Desnoyers, d'Argencour die Plätze schufen, welche dem späteren Vertheidigungssystem Frankreichs als Basis dienen sollten. — In Deutschland schrieben Dilichius (Wilh. Dilichii Peribologia, Frankfurt 1640), Dögen (aus Dramburg) (architectura militaris moderna, Amstelodami 1647) und Wendelin Schildknecht (Harmonia in fortalitiis construendis), Freytag, Scheither, Rimpler u. a.

Unter den Schriftstellern über die Taktik sind Wallhausen und Schildknecht, deren wir bereits wiederholentlich gedachten, die Einzigen, die einer Erwähnung verdienen. — Doch dürfte in des Ersteren Schriften Vieles nur mit großer Vorsicht zu benutzen seyn, weil das Meiste darin als rein ideal, nicht immer von dem geschieden ist, was der Zeit, in der er lebte, eigenthümlich war.

II.

Der slavische Norden.

Die militairische Verfassung des slavischen Nordens ist so mit der inneren Entwickelung seiner Reiche verknüpft, daß man an eine Darstellung der ersteren unmöglich denken kann, ohne die zweite genau zu analysiren. Dieß aber darf hier nicht unsere Absicht seyn. Wir verweilen daher auch nur flüchtig bei der früheren militairischen Verfassung derselben, um dann schnell zu der Periode überzugehen, wo Rußland und Polen anfangen, in der Schale der europäischen Verhältnisse zu wiegen, d. h. mit kurzen Notizen aus dem sechszehnten Jahrhundert *).

Die Verpflichtung, das Vaterland zu vertheidigen, lag vor dem Einfall der Mongolen, und auch,

*) In eine Erörterung über die Verhältnisse der russischen Verfassung vor Eroberung der Mongolen einzugehen, ist hier nicht der Ort. Wir wollen nur bemerken, daß es vor ihr keine Leibeigene in Rußland gegeben haben soll — was für uns wichtig ist.

nachdem Rußland deren Joch abgeschüttelt, vorzugsweise der Drushina, einem Verein auserlesener Krieger, welche die Freunde und Vertrauten der Fürsten waren, ob. Diese Benennung von drug, Freund, deutet auf eine Art Comitat hin, wie wir dasselbe auch bei den germanischen Völkern gefunden. Später, als das Ansehen des Adels fiel und das des Hofes stieg, fiel jene Benennung weg, und der Waffenträger und Hofmann (Dworjánin, Edelmann) ward synonim — ein Entwickelungsgang, wie er sich uns in allen übrigen europäischen Staaten darstellt. Das Verhältniß bei Hofe bestimmte auch den Rang in der bewaffneten Macht, und der Bojar, Dworjánin und Otroki — eine Art Beamte — versahen, jeder nach seiner Stellung, auch die Functionen beim Heere.

Iwan III. (1462—1503) vergab, um die Zahl seiner zur Heeresfolge verpflichteten Unterthanen zu vermehren, eine große Menge der fiscalischen Ländereien an die Kinder seiner Bojaren (Djeti bojarskie), wodurch er sie zum Heeresdienst verpflichtete. Er theilte die bewaffnete Macht zugleich in Regimenter, bestimmte die gegenseitigen Verhältnisse der Woiwoden — eigentlich großfürstliche Vögte — und führte ferner eine bessere Bewaffnung ein. Zugleich zog er Arbeiter ins Land, um Waffen- und Heergeräthe zu verfertigen, und stiftete auch eine Leibwache von Trabanten, welche jedoch nicht lange bestand.

Die Nachfolger Iwan's III.: Iwan IV., Boris Godunoff, Michael Federowitsch und Alexei Michaelowitsch fuhren in dem Sinne Iwan's III. fort zu wirken. Vor allen Dingen waren sie bemüht, durch eine regelmäßige Vertheilung fiscalischer Ländereien und durch Nachahmung europäischer Anordnungen die Zahl ihrer Streiter zu vermehren und zugleich auch zu ordnen. — Also auch hier bildete, wie in den germanischen und romanischen Staaten, der Adel, die Dworjäne mit den Djeti Bojarskie die Stärke der bewaffneten Macht. Die Druschina der früheren Zeit verschwand gänzlich, indem die Bojaren und Otrokis sie allmählig absorbirten. — Durch die allmählige Erweiterung des Reichs vermehrte sich auch der Adel ungemein. Doch ward der so erhaltene Anwuchs nicht dem moskauischen Adel gleichgestellt. Es bildeten sich so im Laufe der Zeit drei Abstufungen heraus, der moskauische Dworjäne, der städtische Adel und die Bojarenkinder, welche alle unter der Collectivbenennung Gutsbesitzer (Pomestischiks) als dienstbare Leute betrachtet wurden und wenig in ihren Rechten und Pflichten verschieden waren. Der dem Adel gegen eine sehr mäßige Abgabe zugemessene Besitz an Land betrug 150, 300 bis 500 Tschetwert Getreide *), oder 75 — 250 Desjätinen Land **), der als Erbgut, oder auch

*) Eine Tschetwert ist 3,5399 Berliner Scheffel.

**) Eine Desjätine beträgt 4,2813 preußische Morgen.

wohl nur auf Lebenszeit mit einer Anzahl Bauerhöfe verliehen ward.

Der Beruf dieses Dienstadels stellte sich seinen Qualificationen, Bedürfnissen und Wünschen gemäß heraus. Er fungirte im Frieden bald als Rechtsanwald, bald als Ortsobrigkeit, diente als Leibwache, entweder in Moskau selbst, oder in der Provinz. Doch wurden viele desselben in den Grenzstädten als Wächter benutzt; keiner durfte sich hier einem andern Gewerbe widmen — die Waffen allein blieben deren Erbtheil. Mit dem siebenzehnten Jahre ward jeder Edelmann dienstpflichtig. War das väterliche Erbe jedoch zu klein, so wurden den Kindern wohl neue Güter angewiesen. Eine eigene Obrigkeit in den Städten wachte darüber, daß hierbei keine Unterschleife vorfielen.

So wie der Ukas des Zaren erging, erschienen alle Edelleute an einem bestimmten Termin, und zwar in voller Rüstung und mit den für die Dauer des Feldzuges erforderlichen Lebensmitteln. Die Anzahl der Leute, welche sie begleiten mußten, war durch die Größe des Guts bestimmt. Auf 100 Tschetwert guten Landes stellten die Besitzer einen Reiter und einen Infanteristen mit Bogen, Hellebarde und Spieß. Unter den so aufgebotenen Edelleuten fand, wie bereits gesagt, kein Unterschied Statt; nur ward der Moskausche Adel vorzugsweise als Leibwache benutzt oder fungirte nach unseren heutigen Begriffen als Hofchargen, wofür sie höhere Deputate erhielten, und in Kleidern von

Gold- und Silberstoff, von Sammet und Seide einhergehen konnten. Persönliche Auszeichnungen verschafften diesen Vorzug auch anderen Edelleuten, die dann in Moskau leben durften. Die Vornehmsten unter ihnen hießen hier Shilzi (deputirte Edelleute). Sie lösten sich hier alle halbe Jahre ab. Die Zahl der in Moskau lebenden Dworjänin belief sich beständig auf 20,000 Mann. Jenseits des Oka sollen sich in Friedenszeiten um den Zar Alexei Michaelowitsch allein an 15,000 Bojarenkinder versammelt haben.

Der Adel focht nur zu Pferde. Da aber Cavallerie allein nicht gegen den Feind ausreichte, diese auch oft zu spät auf dem Kampfplatz erschien, führte Iwan IV. Grozni (der Fürchterliche, 1534—1584) die Strelizen (poln. Strzelci, zu deutsch Schützen) ein. Diese bestanden aus Leuten, die in den verschiedenen Bezirken ausgehoben und mit langen schweren Röhren (Pistschallen) bewaffnet waren, und die sowohl in Moskau, als in den Grenzstädten garnisonirten. Zugleich stiftete er sich eine Leibwache (Oprotschniki, Bevorrechtete, Trabanten), die nach und nach auf 6000 Mann anwuchs. Sie bestand in der Mehrzahl aus armen Bojarenkindern, führte Schwert und Hellebarde, trug größtentheils Kleider von Gold- und Silberstoff unter einem schwarzen Waffenrock, und als Sinnbild ihrer Verpflichtung, Hundeköpfe und Besen. Sie schwur nämlich, dem Zar mit Treue und Ergebenheit zu dienen, ihn bei Tag und Nacht

mit zu beschützen, die Verräther anzugeben, sich nicht mit Bojaren zu befreunden, und weder auf Vater noch Mutter zu hören. —

Der Moskauschen Strelitzen zählte man gegen Ende des sechszehnten Jahrhunderts an 10,000 Mann — in den Grenzstädten befanden sich deren noch weit mehr. Sie waren in Prikasen (Compagnien) zu 500 Mann eingetheilt — jede Prikas zerfiel in 5 Sotnjen zu 100 Mann, die Sotnja zu 10 Disjätinen, diese zu 10 Mann. Der Chef der Prikas war ein Golowa. Die Sotnja führte der Sotnik, die Disjätina der Disjätnik *).

Der Golowa hatte ein Gehalt von 30—60 Rubel, etwa 350—700 Rubel Assignaten, und außerdem noch 300—400 Tschetwert Land. Sein Centurio (der Sotnik) 10—20 Rubel; der Disjätnik etwa 10, und der Strelitz 5 Rubel, circa 50 Rubel Assignaten nach heutigem Cours. Ueberdieß hatten die beiden letzten Classen noch 12 Tschetwert Getreide. Für den Fall eines Krieges wurden ihnen aus den kaiserlichen Pferdeheerden (Tabunen) Pferde und Wagen zum Transport der Lebensmittel verabfolgt — ebenso wurden ihnen Leute zum Kochen gestellt. Außer den kriegerischen

---

*) Sot heißt hundert, die Sotnja ist die Hundrede der germanischen Stämme; Sotnik also ein Hundertmann; Golowa heißt das Haupt, der Kopf, also der Capitain — disjät heißt 10, Disjätina mithin eine Decurie.

Verrichtungen zu Felde lagen den Strelitzen auch die polizeilichen Maßregeln für Erhaltung der Ruhe und Ordnung im Innern des Reiches ob. Auch wurden sie bei öffentlichen Feierlichkeiten, Audienzen, Ceremonien ꝛc. gebraucht. Selbst für das Auftragen der Speisen bei Ehrenmahlen im Gesandtenhofe wurden sie zu mehreren Hunderten befohlen. —

Der Nutzen, den sie sowohl im Kriege als im Frieden gewährten, ließ Alexei Michaelowitsch auf die Idee kommen, diese Miliz auf 40,000 Mann zu verstärken. Zugleich bestätigte er ihnen die Vorrechte und Privilegien, die ihnen früher Iwan IV. Grozni bei der ersten Stiftung, um die neue Institution zu heben, gegeben hatte. Hierzu gehörte z. B. die Befreiung vom Gericht und Befreiung von den Stempelgebühren, das Recht des freien Handels, des Branntweinbrennens ꝛc. Hierdurch ging der frühere Charakter dieser Miliz, der dem der ersten Milizen in den germanischen und romanischen Staaten nicht unähnlich war, verloren — es ward dadurch eine Art Janitscharen, die sich nur zu bald zu Peinigern ihrer Herren umwandelten, und diesen nicht selten gefährlich wurden. —

Die Ueberzeugung der russischen Großfürsten, daß die Krieger ihrer Gegner ihren Strelitzen überlegen wären, so wie der aufrührische Sinn derselben, der sich ihnen nicht selten entgegenstellte, bewog sie schon früh, ausländische Söldner werben

zu lassen. Boris Godunoff (1598—1606) hatte deren 2500, die aus Deutschen, Schotten, Polen und Griechen bestanden, und für die die alte Benennung der Druschina wieder hervorgesucht ward. Die Bezahlung derselben war sehr bedeutend und betrug nach unserer Währung von 130—700 Rubel Bank-Assignationen. Die Capitaine derselben waren mit 1500 Rubel besoldet und hatten überdieß noch Ländereien von 600 bis 1000 Tschetwert. In den unruhigen Zeiten des Pseudo-Demetrius löste sich diese Schaar, die nur durch eine gute und pünktliche Bezahlung konnte zusammengehalten werden, auf.

In späteren Zeiten finden wir nicht, daß die Ausländer spezielle Garde-Corps formirt hätten. Doch fuhren sie fort, unter verschiedenen Benennungen und Positionen in der russischen Armee in großer Anzahl zu dienen. Sie galten Michael Feodor Feodorowitsch und Alexei Michaelowitsch (1613—1676) bald als Instructeurs ihrer Armee, bald als Verstärkung. War letzteres der Fall, so ward in Holland, Hessen, Schweden und England geworben — ja Franzosen und Papisten traten in russische Dienste. Sehr häufig formirten solche Leute ganze Regimenter, die völlig ausgerüstet und bewaffnet waren. Zu Alexei Michaelowitsch Zeiten finden wir im russischen Heere schon zwei Generale, über hundert Polkowniks (Obersten), Podpolkowniks (Oberstlieutenants), Kapitäns und Porutschiks (Lieutenants)

in großer Anzahl — alle mußten Ausländer seyn. — Die Feldhauptleute aus dem Stande der Bojaren, welche mit der Armee ins Feld zogen, hatten die ausdrückliche Verpflichtung, durchaus keinen Inländer zu einer höheren Charge zu befördern. Erfahrenen Soldaten aus ihrer Mitte wurde die Formation neuer Regimenter anvertraut. Wir finden, daß Michael Feodorowitsch einige Regimenter Reituri dragoni aus unbegüterten Söhnen adlicher Familien stiften ließ.

Die Armee bestand also aus Dworjäninen, Bojarenkindern und Strelitzen, deren Zahl für diese Zeit auf 200,000 angegeben ward. War Gefahr vorhanden, so wurden letztere noch durch Recruten, welche der Adel, die Kaufleute und die Kirche stellten, complettirt. Gewöhnlich mußten 20 — 30 Höfe einen Mann stellen und vollständig mit Bogen, Aexten und Spießen liefern. Dergleichen Aushülfen bestanden aus allerhand Leuten, Russen, Bewohnern der nogaischen Steppen, aus Tscherkessen, Mordwinen und Tscheremissen. Mit diesen soll Rußland an 300,000 Mann aufzubringen im Stande gewesen seyn.

Gewöhnlich that ein Ukas des Zaren dem Lande die Nothwendigkeit dar, gegen den Feind zu Felde zu ziehen, und rief sowohl den Adel, als die höheren Behörden und die Strelitzen zum Dienste auf. Sie mußten dann zum Dienste des Zaren gerüstet seyn, ihre Pferde gut füttern und auch Proviant in Bereitschaft halten. Diese Ukasen wur-

den durch Eilboten durch das ganze Land geschickt. Durch einen Ministerial-Erlaß ward hierauf bestimmt, wo sie sich selbst zu sammeln und wohin sie ihre Vorräthe abzuliefern hätten. Jeder Edelmann mußte in Person mit seiner Disjätina, die oft mehrere Hundert zählen konnte, erscheinen und hier dieselbe überliefern. Gewöhnlich waren Serpuchow, Kolomna, Putiwl die Sammelplätze des Heeres. Ging der Marsch vorwärts, so wurden auf allen Straßen Magazine mit Lebensmitteln, Zwieback, Hafermehl, Fleisch und Getreide angelegt. Zugleich ward der taktische Verband der Truppen selbst mehr geordnet, und dabei das Heer nach mongolischer Sitte in fünf Pulks oder große Regimenter getheilt. Dergleichen Regimenter bestanden gewöhnlich aus 10 bis 20, ja 40,000 Mann, die in Sotnen eingetheilt, und nach den Städten, aus welchen die dienstpflichtigen Leute stammten, benannt waren. Die Hauptabtheilung bildete das große Regiment oder das Hauptcorps; die rechte und linke Hand waren die Flügelcorps — nicht selten mehrere hundert Werst von dem Hauptcorps entfernt. — Die Staroshivoi (die Grauen) bildeten eine Reserve; die Peredowoi (die gern voran sind) die Avantgarde. Die Artillerie — damals Snarâd (Gerüst, Geräthe), stand unter einem Woiwoden, der sich immer beim Hauptcorps befand. Diese Regimenter, oder richtiger gesagt, diese verschiedenen einzelnen Corps hatten der Regel nach immer mehrere Befehlshaber, die

Woiwoden hießen und Golowas, Sotniks, und wen sie sonst für würdig hielten, sich noch zuzulegen, als eine Art Stab um sich hatten. Doch verfuhr der Zar bei Besetzung dieser Stelle nicht allein nach Verdienst — die Geburt, d. h. der Adel, entschied hierbei das Meiste, und es ward mit scrupulöser Aengstlichkeit darüber gewacht, nicht etwa einen von besserem Adel einem von schlechterem unterzuordnen. Doch wurde hierbei nur der berücksichtigt, dessen Vorfahren drei Generationen hindurch hohe Staatsämter bekleidet hatten. Um unangenehmen Collisionen vorzubeugen, ward von den Zaren manchmal wohl befohlen, daß die Bojaren beim Heere gar keinen Rang haben sollten. Im Allgemeinen war angenommen, daß der erste Woiwode des ersten Regiments den ersten Rang haben sollte; den zweiten nach ihm hatte der zweite Woiwode, dessen Stellvertreter, so wie die Woiwoden der rechten und linken Hand; den dritten Rang vindizirte der dritte College der Woiwoden des großen Regiments, die zweiten Woiwoden der rechten und linken Hand, so wie endlich die der Staroshivoi und Peredowi.

Den Marsch der Armee eröffnete ein Ertoul, d. h. eine Abtheilung leichter Cavallerie zur Aufklärung des Marsches. Ihr folgte die Armee mit der Artillerie, die ziemlich zahlreich war und aus schwerem Geschütz, Karthaunen, Feldkanonen und Falkonets bestand. In der Mitte des Regiments befanden sich die Woiwoden, die durch Signale,

welche die Nabati, Paukenschläger, die neben ihnen ritten, gaben, die Bewegungen der Armee lenkten. Leichte Reiter umschwärmten das Heer nach allen Seiten, und es war Vorschrift, die Gegend auf 10 Werst seitwärts zu durchsuchen und aufzuhellen.

Im freien Felde schlug sich das Heer nur ungern. Am liebsten erwartete es den Feind hinter Wall und Gräben, oder wenigstens doch in der Nähe einer Festung. Ging beides nicht, so empfing der Russe den Feind hinter einer Art von Wagenburg (Guljâi), die ganz eigener Construction war und häufig vorkommt. Der Schlitten nämlich und der Wagen waren mit hölzernen Schilden versehen, hinter denen sich rasch an 10 Schützen bergen konnten. Diese schossen nur durch Oeffnungen in den Schilden, oder über dieselben hinweg. So wie man ein Gefecht voraussah, so wurden diese Schlitten und Wagen wie eine Verschanzung um die Infanterie plazirt, die dann den Angriff abwartete. Für die Reiterei waren in diesen Guljâis weite Ausfallspforten gelassen. Sie begann gewöhnlich das Gefecht nach Art der Tartaren, mit denen sie so lange gefochten, mit einem lauten Geschrei. Gelang der Angriff, so war die Verfolgung eben so rasch als kräftig — ward sie dagegen geworfen, so wich sie gewöhnlich in Unordnung, und dann nahm die Infanterie den Kampf auf. Während dieser Zeit bemühten sich die Woiwoden nochmals, die Cavallerie zu ordnen und aufs Neue vorzuführen.

Den Sieg benutzte man weniger, dem Feinde zu schaden, als überallhin Mord, Brand und Raub zu verbreiten. — Niederlagen führten häufig den Ruin der ganzen Infanterie herbei. — Die Belohnungen des Heeres selbst trugen ein halb asiatisches und halb europäisches Gepräge. Zuvörderst erkundigte sich der Zar nach dem Befinden der Woiwoden sowohl, als dem der anderen Offiziere, und endlich des ganzen Heeres. Dann sandte er eine angemessene Anzahl Münzen, größtentheils ausländische, welche den Offizieren und Soldaten eben so verliehen wurden, als im deutschen Heere die Gnadenketten und Ehrenpfennige. Höhere Offiziere, welche sich besonders ausgezeichnet hatten, wurden mit Ehrenpelzen, Kaftanen, goldenem Geschirr, öfters auch wohl mit Geld und Gütern begnadigt. Vergehungen und Nachlässigkeiten wurden mit Entfernung vom Hofe, Confiscation der Güter — auch wohl, besonders wenn Verrath im Spiele war, mit dem Tode bestraft. Widerspenstigkeit ward mit Stockschlägen oder Knute, Händelmacherei mit Gefängniß und Eisen belegt. Stockschläge und Gefängniß trafen besonders auch die, welche sich beim Eintreten ins Heer säumig bewiesen hatten.

Für die Befestigungskunst selbst waren die Russen nicht stark. Doch werden uns mehrere Plätze als besonders stark gerühmt, namentlich Smolensk mit seinen hohen Mauern und Thürmen, seinen unterirdischen Ausgängen. Auch Moskau, Pskow,

Nowgorod, Briansk und Murom erfreuen sich eines Rufes hierin. Zwischen den beiden letzten Städten hatte Boris Godunow eine Art Wall errichten lassen, der der Localität gemäß aus einem continuirlichen Wall, oder auch aus Verhauen bestand. Die Uebergangspunkte waren mit Pfählen und Ketten versichert. Südlich dieser Umwallung deckten weite Steppen das Land gegen die krimschen Tartaren, die gerade hier einen Tummelplatz für ihre Kriegsart fanden. Zur Beobachtung der Tartaren, der Muroweſen, Kalmücken, Thurawen, Jſumsker ꝛc. ſchickte Rußland eine Menge kleiner Detachements nach allen Richtungen hin, welchen es oblag, nach Angabe des Woiwoden das Land zu durchziehen. Für jeden Ort war die Anzahl ſolcher Detachements — Stanitzen — beſtimmt, die, den Bedürfniſſen gemäß, aus Reiterei und Fußvolk, oder allein aus einer dieſer Waffen beſtanden. Sie berichteten an den Woiwoden, der dann ſeine Anſtalten ſofort traf und weiter berichtete. — Die Belagerung feſter Plätze war eine ſchwache Seite in der Kriegskunſt der Ruſſen. Gewöhnlich leiteten deutſche Jngenieure, Rasmuslis (Erfinder, Denker), die Belagerungen. Meiſtens ſuchte man die Plätze ſo zu cerniren, daß jede Zufuhr unmöglich ward. Hiermit fertig, ſuchte man ſie durch ein heftiges, unaufhörliches Schießen zur Uebergabe zu bewegen. Zu dieſem Behuf nahte man ſich der Feſtung ſo viel wie möglich,

plazirte hinter Schanzkörben Schützen, die ein ununterbrochenes Feuer unterhielten, womit gewöhnlich auch eine Beschießung des Orts verknüpft war. In letzter Instanz erwartete man gern eine heilsame Crisis von den Minen, deren Anlage den Rasmuslis überlassen blieb. — Sturm liefen die alten Russen selten. —

Das Feuergewehr selbst war seit Demetrius IV. Donski (1362—1389) in Rußland bekannt. Der große Preis desselben ließ jedoch nur eine mäßige Anwendung stattfinden, bis Iwan aus Italien und Deutschland Meister kommen ließ, welche sowohl Gewehre, als Geschütze anfertigten. Das große Imitationstalent, welches den Russen eigen ist, setzte sie in den Stand, bald bedeutende Fortschritte in der Fabrication derselben zu machen, die durch die Impulsivkraft, welche ihre Regierenden diesem Zweige der Industrie zu geben verstanden, sehr bald merkwürdige Resultate lieferte. —

Die berühmten Kämpfer und Meyerberg, welche am Ende desselben Jahrhunderts Moskau besuchten, und bei verschiedenen Gelegenheiten die Moskowitischen Krieger zu sehen bekamen, geben ein ziemlich vortheilhaftes Bild von denselben. Auf jeden Fall war die Miliz des Zars in Moskau selbst sehr zahlreich. 1683 sah Meyerberg 10,000 Mann Cavallerie, welche gleichsam die Honneurs bei seinem Einzug machten, und ein völlig gut organisirtes Corps und be-

sonders schön beritten waren*). Die Strelitzen schildert uns Kämpfer folgendermaßen: Ihr Gewehr war eine Musketen, so sie präsentirten, ein halber Mond (Bierdisch), welchen sie vor sich in die Erde gestoßen hatten, und ein Sabel an der Seite; ihre Kleider waren auch köstlich gnug, von grünem das eine, und das andre Regiment von dunkel- oder staalgrünem Tuche, so an der Brust nach ruscher Art mit güldnen Brustschnüren einen Span lang in die Lenge herunter besetzt war. In Anfang, heißt es ferner in der Beschreibung der Antritts-Audienz, waren von beiden Seiten die Reigen einfach, welche sich immer weiter hin verdoppelten, bis wir an dem Schlosse ein ganzes Corps funden; es waren zwei Regimenter, so in 2000 Mann bestunden (sie haben Regimenter von 4000 Mann). Doch zehlte ich nur 16 Fehnlein, waren grösser wie die Unsern, daher der Fenrich an der Seiten einen Beutel (worin er im marschiren die Stange konnte ruhen lassen) hangen hatte, wie die Husaren in Pohlen; ich zehlte 3 weisse mit 4 schwarzen Sternen und umb dem Fehnlein einen breiten schwarzen Strich, weiß, schwarz, roth, mit dem Bildniß des Erzengels Michaels. Einige andere mit biblischen Historien,

*) Worte des Originals: Augustin Freiherr von Meyerberg und seine Reise nach Rußland, von Ferd. Adelung S. 136.

einige mit einem gelben und rothen Saume *). Die Erläuterungen der Zeichnungen zu Meyerberg's Reise in Rußland erwähnen eines Guardi Soldat — Strelitz genannt — als mit einer halbmondförmigen Streitaxt oder Hellebarde, einer kurzen Büchse bewaffnet, einer leichten Mütze auf dem Kopfe und einem weiten Rocke bekleidet, der für jedes Regiment von 500 Mann einerlei Farbe hatte **). — Das russische Heer war also in der Zeit, wo Europa mit diesem Heere in nähere Berührung kam, keinesweges so ungeordnet, wie man es der Regel nach annimmt — es war im Laufe der Zeit nur indisziplinirt geworden, wodurch es seinen Herrschern öfters gefährlicher zu werden drohte, als dem Feinde. Die ursprüngliche Organisation desselben war keinesweges schlecht, übertraf in vielen Beziehungen die der meisten anderen europäischen Heere.

Ueber die Verhältnisse der polnischen Militair-Macht sind wir im Allgemeinen wenig unterrichtet. Als älteste Form der bewaffneten Macht tritt uns hier das allgemeine Aufgebot, ruszenie pospolite, entgegen. Wir wissen nicht, in welchem Verhältniß hierzu die verschiedenen Stände ***)

---

*) Auszug aus Engelberti Kaempferi Diarium etc. im Adelung S. 346.

**) Meyerberg, ibid. S. 163.

***) Ueber den polnischen Adel enthält Bandkie krótkie

concurrirten. Erst später, als die Verfassung des Reichs sich einigermaßen gebildet, scheinen Verhältnisse eingetreten zu seyn, die denen in den andern europäischen Staaten analog waren, d. h. der Adel, so wie alle, welche Staatsländereien besaßen, waren zur Heeresfolge verpflichtet. Der Adel saß auf den Ruf des Königs auf. Er diente innerhalb der Grenzen des Reiches ohne Besoldung, erhielt jedoch 5 Mark grzywien srebrnych, oder 5 Thaler gutes Geld, wenn der Krieg außerhalb der Grenzen des Reiches geführt ward. Nöthigten Verhältnisse zur Zusammenberufung des Heeres, so ergingen Erlasse (wici oder rozkazy) oder Befehle des Königs durch das Land, welche den ganzen Adel innerhalb bestimmter Grenzen (wszystka szlachta) verpflichtete, zu einem bestimmten Termin aufzusitzen und mit den nöthigen Lebensmitteln und Heergeräthen auf dem festgesetzten Sammelplatz zu erscheinen. Der König ernannte den Befehlshaber, obersten Hetmann, der eine ziemlich uneingeschränkte Gewalt übte und sogar das jus vitae et necis über die Edelleute mit ziemlicher Willkühr verhängte. So finden wir z. B. im Leben des berühmten Hetmann Chodkiewiz, daß dieser einen Edelmann, der nur als Volontair mitgegangen war, sofort hinrichten ließ, weil er auf den Befehl, auf Fourage zu gehen, geantwortet,

---

wyobrażenie dzieiów królestwa polskiego I. S. 189 und 436 kurze aber gründliche Notizen.

daß es ihm nur zukomme, sich zu schlagen. Jene Aufgebote, die gewöhnlich nur einen Theil des Reichs trafen, lieferten dennoch eine imposante Macht. Noch ehe Preußen, Pomerellen, Kurland und Liefland mit Polen vereint waren, stellte Polen 150,000 Mann zum Kriege gegen die Kreuzritter; Casimir, Wladyslaw Jagello's Sohn, erschien mit 60,000, Johann Albrecht auf seinem Zuge nach Wolhynien mit 80,000 Edelleuten, die nur einen Theil des Aufgebots bildeten. Siegmund I. erfocht mit 52,000 Mann, die er allein aus Lithauen entboten, jenen berühmten Sieg bei Orsza über die Russen, sein Sohn Siegmund August ging mit 120,000 Kriegern nach Liefland, die er aus Lithauen und Roth-Rußland zusammengezogen. — Siegmund III. vereinte allein aus vier Woiwodschaften 52,000 Krieger zur Expedition gegen Chocim.

Die ersten Spuren eines regelmäßigen besoldeten Heeres in Polen finden sich seit 1562, wo auf dem Reichstage zu Petrikau der vierte Theil der Revenüen von den königlichen Ländereien oder Starosteyen (z dobr królewskich czyli Starostow) zur Unterhaltung des Heeres votirt wurde. Hiervon wäre es allerdings möglich gewesen, ein bedeutendes Heer aufzubringen. Polens erster Historiograph jedoch, Niemcewicz, führt in seiner Geschichte der Regierung Siegmund's III. ausdrücklich an, daß er in einem Reichstags-Diarium von 1632 gelesen, daß man davon kaum 1000

Mann habe unterhalten können — ein Beweis von der unordentlichen Art und Weise, jene Steuer zu zahlen, oder aber von der unangemessenen Verwendung derselben *). Die von der Kwarta unterhaltenen Soldaten wurden Kwarciane — Kwartianer — genannt und bildeten bis zum Untergange des Reichs die einzige stehende Miliz. Als eine Ergänzung des stehenden Heeres kennen wir Stephan Bathory's Kosaken-Regimenter, die sie für gewisse ihnen überlassene Ländereien und bestimmten zugesicherten Sold stellen mußten, so wie die königlichen Haustruppen, welche sie aus ihren eigenen Mitteln unterhielten, und endlich die Geschwader und Fähnlein (nadworne hufce i chorągwie możnieyszych Panów) der vornehmern Magnaten, die sich nicht selten auf mehrere Tausend Pferde beliefen. Ueber die Kosaken führte der Hetman eine eigene Controlle — rejestr —; registrirter Kosaken — kozakow rejestowych — sollte es 40,000 geben, und jeder jährlich 10 poln. Fl. und eine Bekleidung — mundur — erhalten.

Die Cavallerie der Polen, welche die Stärke ihrer Heere bildete, und die allein aus dem Adel des Landes bestand, zählte Husaren, Geharnischte und Kosaken (Huszarze, Pancerni i Kozacy). Die Husaren bildeten den bedeutendsten Theil dieser Reiterei, und nur die reichsten Edelleute konnten, des großen Aufwandes wegen, den

*) I. p. XXIII.

den Ausrüstung und Bewaffnung heischten, darin dienen. Beauplan in seiner Beschreibung der Ukraine sagt, daß viele Husaren an 50,000 Livres Einkünfte gehabt *). Viele ritten türkische Pferde, die mit 200 Ducaten bezahlt waren. Jeder Husar diente mit 5 Pferden, so daß 20 Husaren einen Haufen von 100 Pferden formirten, deren erstes Glied jene 20 Husaren bildeten, während in den anderen 4 Gliedern nur leichter Berittene und Bewaffnete fochten. Erstere waren mit einem vollständigen Helm, Küraß, Schulterkragen, Schurzen, Lenden- und Kniestücken, so wie auch Beinschienen versehen — ganz wie die deutschen und französischen Ritter. An der Seite trugen sie einen krummen Säbel (zakrzywiona szabla) zum Hieb und Stich — an der linken Seite des Sattels war ein Degen (palasz) angebracht, 5 Fuß lang und unten mit einer viereckig geschliffenen Spitze, um den an der Erde liegenden Feind so noch besser durchstoßen zu können. Hierzu kam noch ein viereckiger Hammer mit einem langen Stiel, um damit die Rüstungen des Gegners aufschlagen zu können. Als Hauptwaffe führten sie eine 19 Fuß lange Pike, welche von unten bis dort, wo sie angefaßt wurde, gehöhlt war, dann aber in einem ganzen Stück fortlief. Die Spitze war scharf. Oben flatterte eine zweifarbige, oft 4—5 Ellen lange Flagge, um des Gegners Pferde damit scheu machen zu kön-

*) Beauplan, description d'Ukraine p. 103.

nen. Sie machten die Hussarzy schon von fern kenntlich. Als der Tartar Chan bei Wien dieser Fahnen ansichtig wurde, machte er Kara Mehemed darauf aufmerksam und sagte ihm zugleich, daß dort der König selbst zu fechten pflege, worauf jenem der Muth sofort sank. Um die Schultern trugen die Husaren Löwen-, Tiger- oder Leopardenfelle. Von ihrer Kopfbedeckung wehten Adler- oder Reiherflügel, mit Silber eingefaßt *). Uebrigens waren alle Metalltheile am Sattel und Reitzeug versilbert, nichts mit einem Worte verabsäumt, was zur Verschönerung dieser Truppen hätte beitragen können. Diese Hussarzy machten die Blüte des Heeres aus, und fochten sowohl gegen Cavallerie als Infanterie mit großem Erfolge. Das Land brachte deren oft in großer Anzahl auf. —

Eine zweite Art Reiter waren die Pancerni, oder Gepanzerten, welche aus dem geringeren Adel bestanden. Beauplan, der unter dreien Königen in dieser Waffe gedient, beschreibt sie also. Ueber dem

---

*) Kämpfer erzählt in seiner Reise etwas Aehnliches von den Russen, und meint, daß dieß von den Tartaren stamme. Beides ward von den deutschen Husaren nachgeahmt, und die Offiziere des königlich preußischen Leibhusaren-Regiments trugen noch 1806 Tigerdecken um die Schultern, so wie Adlerflügel an den Mützen, nach Art der polnischen Hussarzy.

Panzer hängt von der Schulter der Säbel; den Kopf deckt eine Sturmhaube (misiurka). Ein Drahtpanzer (siatka żelazna) schützt einen Theil des Gesichts, den Hals, die Schultern und den Rücken. Sie führten ein kurzes Gewehr, auch wohl noch Pfeil und Bogen. Am Gurt hängt ein kleiner Wasserschlauch, ein Bestech mit Löffel, Messer und Gabel, ein zusammengefalteter, lederner Beutel zum Wasserschöpfen für das Pferd, ein Sack zum Aufbewahren einiger Sachen, ein Kanczug, und einige Ellen einen halben kleinen Finger dickes, seidenes Schnur, um damit die Gefangenen binden und knebeln zu können. Alles dieses hing, wie schon gesagt, (u pasa) am Leibgurt, und zwar an der rechten Seite. Ueberdieß führten sie noch das nöthige Pulver, Patrontasche und Pistolen. — Auf eben diese Art sind die Petichorzy, eine Art lithauischer Reiterei, bewaffnet. Das Bedürfniß ließ außerdem noch andere Arten Reiter entstehen, wie z. B. 1613 die Lissowczyken, von einem gewissen Lissowski so genannt, die sich in Rußland so berühmt gemacht, daß sich deren Name bis auf heutigen Tag fortgepflanzt hat, und die später sogar in deutsche Dienste traten und hier unter dem Namen der Kosaken bekannt wurden. — Die dritte Gattung dieser polnischen Reiterei bildeten die Kosaken, und zwar die Zaporoger *).

*) Es sind dieselben, welche von der Kaiserin Katharina an den Kuban versetzt wurden und die

Sie hatten sowohl unter Stephan Bathory als Siegmund III. dem Reiche die wesentlichsten Dienste erwiesen, und befanden sich oft 30,000 Mann stark beim polnischen Heere. Sie waren berühmt wegen ihrer Schnelle, Unermüdlichkeit und kriegerischen Tüchtigkeit. Oft fuhren sie auf ihren Czeyken — Kähne von 60 Fuß Länge — den Dnieper herunter und verwüsteten weit und breit die Küste des schwarzen Meeres — ja streiften nicht selten bis Constantinopel. Nach tartarischer Art gekleidet und gerüstet, mit raschen Pferden beritten, waren sie für den kleinen Krieg von unschätzbarem Werthe. Sattel und Zeug waren höchst bequem, und so eingerichtet, daß sie sich ihrer Waffen, sowohl ihres gekrümmten Säbels, als des Gewehrs, nach allen Seiten mit Leichtigkeit bedienen konnten. — In einem kleinen Sacke führten sie Lebensmittel für sich und Futter für die Pferde, etwas geräuchertes Fleisch (wędzonka), so wie Salz und Pfeffer mit sich. — Ueberdieß war jeder mit einer kleinen Axt, mit Schwamm und Feuerzeug versehen, um sofort Feuer machen zu können. — Die Kosaken dienten übrigens auch häufig zu Fuß und waren dann eine herrliche Infanterie *). —

---

heute die Czernowskischen (vom schwarzen Meere) heißen.

*) Von den 21 Kosaken-Regimentern am Kuban, den Nachfolgern dieser Zaporoger, von denen hier die Rede ist, dienen gleichfalls 11 Regimenter zu

Für den Fall, daß die nationale Reiterei nicht hinreichte, nahm die Regierung auch noch Ungarn, Deutsche, Böhmen, sogar Schotten in ihre Dienste.

Stephan Bathory, von der Wichtigkeit eines guten Fußvolks durchdrungen, versuchte es, sich eine nationale Infanterie zu verschaffen, zu der er wahrscheinlich das Vorbild von anderen Völkern entlehnte. Er veranlaßte nämlich, daß nach Verhältniß des Besitzthums, und zwar von 20 Schornsteinen ein tüchtiger, mit Gewehr, Degen und Axt ausgerüsteter Infanterist, und ein Zehntmann (dziesiętnik) mit einer Partisane (darda) gestellt wurde. Der berühmte Zamoyski übertrug, um dieser neuen Institution, deren Wichtigkeit er selbst gehörig würdigte, einen Impuls zu geben, deren Formation einem seiner Verwandten, was einen so guten Erfolg hatte, daß mehrere tausend Edelleute sich zum Eintritt in dieses neue Corps verstanden. Bathory hatte also hier denselben Einfluß auf die Stiftung des polnischen Fußvolks, den einst Maximilian auf die der deutschen Landsknechte gehabt. — Die innere Organisation der polnischen Infanterie ist wenig bekannt. Sie zerfiel in Regimenter (Pulks *)),

---

Fuß. Wie bekannt, benutzten sie auch Potemkin und Suwarow zu Expeditionen aller Art — zu Pferde, zu Fuß und zu Wasser —.

*) Neuere Forschungen leiten die Benennung Pulk, пулкъ — Regiment — aus dem Türkischen, und

Fähnlein (chorągwie) und in kleinere Unterabtheilungen zu 50 und 10 Mann. Ihre Bewaffnung bestand außer dem Gewehr noch aus einer Axt, welche sowohl beim Sturmlaufen, beim Ausbessern der Wege, als auch beim Bauen der Hütten ꝛc. benutzt ward. Uebrigens war die Infanterie brav und ausdauernd und rivalisirte mit der Cavallerie. Doch bildeten in späterer Zeit Deutsche, besonders Preußen, den Kern ihrer Infanterie. Diese fochten überall mit großem Ruhme, zeichneten sich besonders bei Smolensk aus, wo sie unter der Führung der Grafen Dohna, Gröben u. A. sich die Achtung des ganzen Heeres erwarben.

Das Feuergewehr selbst war in Polen schon frühzeitig bekannt. Die Stryckowskische Chronik führt sogar an, daß Gedemin, der Großvater Jagiello's, durch einen Büchsenschuß getödtet ward, was etwa in das vierzehnte Jahrhundert fallen würde. Der Kanonen wird zuerst 1410 in der Schlacht bei Grunwald (Tannenberg) gedacht. Später kommen sie häufig vor. Johann Albrecht hatte deren auf seinem Zuge nach Wolhynien (1499) eine große Menge, wie denn die Jagellonen zur Verbesserung der Artillerie sehr viel thaten. Wenn es wahr ist, was Laboureur in der Reise der M. Guébriant sagt, so waren nicht allein War-

---

zwar von Bülük — Abtheilung — her. Bülük soll wieder von bülmek, theilen, herkommen. Der gelehrte Hammer ist derselben Ansicht.

schau, sondern alle Städte, welche sie auf ihrer Reise berührte, vielfach mit Geschütz versehen. —

Die Taktik scheint in der polnischen Armee ziemlich ausgebildet gewesen zu seyn. Niemcewicz sagt uns, daß sie zur Zeit Tarnowski's, Zamoyski's, Chodkiewicz u. A. einen hohen Grad von Vollkommenheit gehabt, und die Frontveränderungen, Colonnenformationen, Deployements und viele andere Evolutionen, die für Erfindungen neuerer Zeit galten, schon längst in derselben bekannt waren.

Die große Menge Wagen, welche die Armee stets mit sich führte, diente sowohl zum Transport der Lebensmittel und anderer kriegerischer Bedürfnisse, als besonders auch zur Formirung der Wagenburgen. Sie wurden zu diesem Behuf in Vierecke aufgefahren, Thore und Ausfuhrten geschickt angebracht, und oft nach allen Regeln mit Artillerie und Infanterie besetzt. Bei den Zügen gegen die Türken waren dergleichen Wagenburgen gleichsam ambulirende Festungen, welche derselben immer die besten Dienste leisteten.

Eine große Beschwerde für die Armeen waren die Menge Bediente und Knechte (ciury oder czeladz obozowa), welche sich bei derselben immer befanden, und die große Anzahl Pferde, welche sie immer mit sich schleppten. Polnische Historiker erzählen, daß sich bei einem Heere von 10,000 Mann oft an 50,000 solcher Knechte befanden. Oft formirte man aus ihnen ganze Geschwader,

welche dem Heere unter der Leitung guter Offiziere häufig ersprießliche Dienste leisteten. Dieß that namentlich Chodkiewicz bei Kirchholm und Chocim.

Die Zahl des regelmäßigen besoldeten Militairs (Kwarcianego woyska) ist im Verhältniß zur Größe des Reichs nur immer sehr unbedeutend gewesen. König Stephan hatte zu seinem Zuge nach Rußland, die Fähnlein der Haustruppen seiner Großen mitgerechnet, nur 40,000 Mann; König Johann gar nur 30,000 Mann, als er Wien von dem Joche der Türken befreite. — Das Maximum der Quartianer hat sich nie über 60,000 Mann belaufen. —

Die Soldverhältnisse stellten sich, den verschiedenen Zeiten gemäß, verschieden heraus. 1567 setzte der Senat für einen adelichen Reiter (Towarzysz) vierteljährlich 8, für einen Rittmeister aber 10 Floren fest. Ein Floren aber betrug nach dem Münzfuße jener Zeit das zehnfache seines heutigen Werthes — ein Sold also, der sehr gut war und den der Deutschen und Franzosen dieser Zeit zu überwiegen scheint.

Wir haben aus dem Jahre 1632 eine Soldbestimmung vor uns, die wir unsern Lesern der comparativen Untersuchung wegen, wozu sie Gelegenheit giebt, nicht vorenthalten wollen. Sie betrifft die 6000 Mann, welche damals zum Schutz der Ukraine gegen die Türken formirt wurden. Ein Kopiynik oder Hussar erhielt vierteljährlich 21 Fl., nach unserem Münzfuß also jährlich 420 Fl. Er-

wägen wir, daß ein Hussar mit fünf Pferden diente, gewissermaßen eine lance fournie, eine Gläve bildete, so war dieß ein geringer Sold. Doch dürfen wir auf der anderen Seite nicht unerwähnt lassen, daß in dieser Waffe nur reiche Leute dienten, welche jene Summe wahrscheinlich nur ihren Leuten zuwandten. — Ein leichter Reiter oder Kosak empfing vierteljährlich 16 Fl., nach unserem Münzfuß also 320 Fl. jährlich. Ein Dragoner erhielt für dieselbe Zeit 18 Fl., oder 360 Fl. nach unserem Gelde. Die gesammte Reiterei diente auf eigenen Pferden, und war viel auf die dem Feinde abzujagende Beute angewiesen. — Ein Infanterist erhielt vierteljährlich 9 Fl., mithin jährlich 180 Fl. — ein Sold, der ganz derselbe ist, wie ihn heute fast die Infanterie des gesammten Europa bezieht. — Uebrigens bezogen jene Leute auch Lebensmittel und Fourage, und zwar nach folgenden Verhältnissen, die in den Provinzen, in welchen sie stationirt waren, ausgeschrieben wurden. Auf jeden Mann ward jährlich, je nachdem er Infanterist oder Cavallerist war, gutgethan: eine junge Kuh, 2 Osmak (?) Weizen, 2 Hammel, 4 Osmak Getreide, eine Seite Speck, 2 Osmak Erbsen, ein halbes Faß Butter, 1½ Osmak Graupe, 30 Stück Käse, 4 Osmak Gerste, 3 Klod Haber, 2 Quart Oel, 1 Telp (?) Salz, 4 Wagen Heu — die Infanterie ward überdieß gekleidet; die adliche Reiterei sorgte dafür selbst. —

Die Kriegsvorschriften verboten allen Soldaten

Requisitionen — die Befehlshaber sowohl als die Offiziere blieben streng verantwortlich für jeden Unfug; Gefängniß und Geldstrafen waren über alle die verhängt, welche sich der Uebertretung der gegebenen Gesetze schuldig gemacht. — Nichtsdestoweniger sind Subordination und Disziplin stets eine schwache Seite in der polnischen Armee geblieben — eine natürliche Folge einer Staatsverfassung, in der allen Leidenschaften ein Tummelplatz gewährt war, der es aber stets an coerzitiven Mitteln gefehlt hat, den gewiß recht guten Militair-Institutionen Achtung und Gehorsam zu verschaffen.

Die Kämpfe zwischen Rußland, der Pforte und Polen bilden einen Haupttheil der Kriegsgeschichte dieser Völker — sie ist reich an schönen Waffenthaten, großen Erfolgen und gewaltigen Charakteren. Die Grenzen aber des Werkes erlauben nicht, bei den höchst interessanten Verhältnissen zwischen Rußland und Polen zu verweilen. Uebrigens ist nicht allein von uns, sondern auch von Anderen schon auf einzelne denkwürdige Perioden in der Kriegsgeschichte der Polen aufmerksam gemacht worden *). General Clausewitz selbst

*) Die Belagerung und Einnahme von Smolensk, Zeitschrift für Kunst, Wissenschaft und Geschichte des Krieges, Bd. III. Der polnisch-russische Krieg von 1632—34, ebendas. Bd. V. Letzterer ist im Journal des sciences militaires T. III. übersetzt.

hat neuerdings auf Sobieski's Kriege hingewiesen. Die Kämpfe bei Chocim und Zurawno werden lange zu den interessantesten Momenten in der Kriegsgeschichte überhaupt gehören.

Wir dürfen dem Leser nur zwei Schlachten aus dem Zeitraume, dem unsere Betrachtungen gewidmet sind, vorführen, die Schlachten von Warschau (20. 21. und 22. Juli 1656) und Wien (12. September 1683). Sie werden hinreichen, sich über die polnische Armee, die in dieser Zeit nicht arm an ausgezeichneten Männern und Charakteren war, die aber mit dem Reiche dahinsiechte, zu orientiren. — Die politischen Verhältnisse, welche der ersteren Schlacht vorangingen, so wie die nächsten Vorgänge unmittelbar vor derselben, müssen wir als bekannt voraussetzen. Casimir hatte im Juni 1656 seine Hauptstadt wieder erobert. 4000 Schweden, welche sie unter Douglas vertheidigt, hatten sich bei Modlin verschanzt, schienen aber keineswegs stark genug, dem Könige, welcher 50,000 Mann um sich hatte, Besorgnisse zu erregen. Wir dürfen uns daher auch nicht über König Johann Casimir's Aeußerungen des Hochmuths und der Rache, welche uns von gleichzeitigen Schriftstellern in Betreff auf den großen Kurfürsten erzählt werden, wundern. Doch das Schicksal sollte diesen unglücklichen Fürsten nur zu bald seine Tücke empfinden lassen.

Der König von Schweden Karl Gustav und der große Kurfürst hatten ihre Heere bei Zakroczyn

und Nowidwor am Zusammenflusse des Bug mit der Weichsel vereint. Anfangs waren die Verbündeten entschlossen, Warschau auf dem linken Weichsel-Ufer anzugreifen, zu welchem Behuf bereits Brücken über diesen Fluß geschlagen waren. Auf die Nachricht jedoch, daß die Polen auf dem rechten Ufer vorrückten, änderten die Verbündeten ihren Plan, ließen eine Brücke über den Bug schlagen und setzten sich sofort gegen Warschau in Bewegung. Doch dieser Uebergang dauerte die Nacht und einen Theil des folgenden Tages (27. Juli). Das Heer konnte ungefähr 20,000 Mann stark seyn, fast gleich stark an Infanterie und Cavallerie, mit einer guten Artillerie versehen *). Der General Czarnecki, einer der besten polnischen Führer, beunruhigte diese Bewegung zwar, doch nicht in dem Maße, sie zu verzögern, und noch weniger, sie zu hintertreiben.

Der König führte den rechten Flügel der Armee, Prinz Adolph und Douglas befehligten unter ihm. Das erste Treffen Reiterei stand unter dem Commando Philipps, Pfalzgrafen von Sulzbach, das zweite unter Karl Magnus, Markgrafen von Baden, und das dritte unter Karl Horn. General Bülow commandirte die In-

*) Puffendorf giebt die Armee zu 60 alae, 4 legiones Dragoner und 7 phalanges Infanterie an. Skjöldebrand schlägt sie auf 16,000 Mann an. So stark giebt sie auch Friedrich der Große.

fanterie, die in drei Brigaden getheilt war. Gustav Oxenstierna führte die Artillerie. Der linke Flügel, welchen die Brandenburger bildeten, war durch 5 schwedische Escadrons verstärkt, um beide Flügel gleich stark zu machen; dieser selbst ward durch den Kurfürsten befehligt; ihn begleitete schwedischer Seits Wrangel, Großadmiral und General-Lieutenant des Reichs. Der Graf von Waldeck, und unter diesem die Generäle Kanneberg, Tott und Böttiger, befehligten die Cavallerie dieses Flügels. Die Infanterie, welche aus fünf brandenburgischen und zwei schwedischen Brigaden bestand, war unter Sparr's Befehl, unter dem Graf Josias von Waldeck und Goltz als General-Majors dienten, und bildete das Centrum. Bei ihr befand sich das brandenburgische Geschütz, 30 Feuerschlünde, unter denen mehrere Haubitzen. — Die Polen bestanden aller Wahrscheinlichkeit nach aus 8000 Mann regelmäßiger Cavallerie, aus 8000 Freiwilligen, 10,000 tartarischen Reitern und nur 4000 Mann Infanterie, was ein Total von etwa 30,000 Mann geben würde. So hoch nämlich, jedoch wahrscheinlich um 10 — 15,000 Mann zu niedrig, schlägt sie Graf Plater in seinen sièges et batailles qui ont eu lieu en Pologne an. Sonst weichen alle Schriftsteller in ihren Angaben sehr von einander ab — findet sich doch sogar eine historische Notiz vor, die von 174,000 Mann redet. — Die Polen hatten etwas vor der Brücke, welche ungefähr an dem Orte lag, den man heute Spadek nennt, einige tüchtige Retranche-

ments aufgeworfen, welche bei der Weichsel anfingen, sich auf einem Höhenzuge fortzogen und rechts an einen Morast stießen, der zugleich die rechte Flanke deckte. Auf der anderen Seite des Morastes lag ein bastionirtes Werk, das diese Front gleichsam schloß. Von hier aus begleitet eine dünenartige Bergreihe den Fluß fast parallel. Diese zieht sich bis zur Weichsel und war in ihrer Mitte gleichfalls verschanzt, so daß die Stellung der Polen einem Rectangel glich, von dem zwei Seiten der Weichsel, die zwei verschanzten aber den Straßen von Sierock und Brzesc Litewsk zugewandt sind. Hinter jenem Retranchement nun, das der Anmarschlinie der Verbündeten zugewandt war, stand die polnische Infanterie. Die Cavallerie deckte in einer sehr tiefen Aufstellung die ganze Gegend zwischen der Schanze und der Weichsel. Der Zugang zur Front dieser Stellung selbst war durch den Fluß und den Wald von Bialolenka so eingeengt, daß sie nur eine schmale Angriffsfront gewährte. Hierbei wurden die Truppen noch durch eine Batterie vom andern Ufer her, welche die Königin Marie Louise angeblich in Person befehligte, beunruhigt. Nichtsdestoweniger drangen die Verbündeten von dieser Seite her gegen die Aufstellung der Polen vor.

So wie sich die Armee in das Defilee begab, detachirte der König vom linken Flügel General Wrangel, um an der Lisiere des Holzes von Bialolenka fortzugehen, und den Feind, der aus

dem Lager den Schweden entgegen gekommen war, anzugreifen. Wrangel ward in der Gegend, wo heute das Dorf Zyran liegt, um etwa 2 Uhr heftig von den Tartaren angegriffen, vollführte aber dessenungeachtet den ihm gegebenen Auftrag mit eben so viel Geschick als Glück. Aber seine Hitze führte ihn bis an das Lager der Polen. Der König, fürchtend, daß ihm der Rückzug abgeschnitten werde, sandte ihm Douglas mit vier Compagnien nach, der gerade zur rechten Zeit ankam, um Wrangel aus einer unangenehmen Situation zu retten. Einzelne Geschütze unterhielten während dieses Kampfes ein lebhaftes Feuer, das die Polen auf der ganzen Front stark erwiederten. Ein großer Staub, der sich bald darauf erhob, trennte die beiden Heere — die hereinbrechende Nacht setzte vollends dem Angriffe ein Ziel. Die Verbündeten zogen sich darauf etwas zurück, lagerten aber dicht an der feindlichen Aufstellung. — Hiermit schloß der erste Akt dieses blutigen Dramas, das am andern Tage mit erneuerter Vehemenz fortgeführt werden sollte *). —

Mit Anbruch des andern Tages recognoscirten die beiden Kriegsfürsten die Stellung des Feindes aufs Neue. Bei näherer Besichtigung derselben

---

*) Der Plan der Okolic Warszawy (des Environs de Varsovie), den der königl. polnische Generalstab 1829 herausgegeben, reicht zur Verständniß der Erzählung ganz aus.

drängte sich ihnen die Ueberzeugung auf, daß von einem Frontalangriff derselben kein sonderliches Resultat zu erwarten. Es ward daher ein Linksabmarsch beschlossen, um die feindliche Stellung von ihrer schwächeren Seite — von Osten her — anzugreifen. Die Brandenburger, um diese Bewegung zu schützen, sollten demnach an der Lisiere des Gehölzes von Bialolenka fortgehen, am Westende desselben links schwenken und sich an dessen Ostende formiren, um den Schweden so die Möglichkeit zu gewähren, hinter ihnen wegzumarschiren und in der neuen Schlachtordnung den linken Flügel einzunehmen. Diese Bewegung war jedoch höchst schwierig. Da ein Flankenmarsch unter den Augen eines in Position sich befindenden Feindes von den größten Nachtheilen hätte werden können, so beschloß der Kurfürst, lieber durch den Wald zu gehen. Dieser aber höchst schwierige Weg führte durch einen großen Morast, der häufig erst durch Faschinen praktikabel gemacht werden mußte. Der Kurfürst lief überdieß Gefahr, nicht allein während des Marsches beunruhigt zu werden, er konnte endlich beim Debuschiren aus dem Walde festgehalten, und zugleich in der Queu und der rechten Flanke angegriffen werden. Es war sogar nicht unmöglich, die beiden Flügel gänzlich getrennt und isolirt angegriffen zu sehen. Nichtsdestoweniger ward die Bewegung begonnen. Der König von Schweden rückte zu diesem Behuf wieder in die Stellung, welche er des Abends vorher inne ge-

habt, und zog sowohl die Aufmerksamkeit, als das Feuer des Feindes auf sich. Der Kurfürst rückte seinerseits unverdrossen vor und gelangte endlich, nachdem er einen Theil des Waldes durchschritten, auf einen Hügel, der am südöstlichen Ausgange des Waldes sich längs desselben hinzieht. Die Polen hatten unterdessen 6000 Tartaren detachirt, welche den Wald in einiger Entfernung umgehen und den König im Rücken angreifen sollten, während sich zugleich ein Theil der Truppen aus dem Lager gegen den Kurfürsten in Bewegung setzte. Der König warf jedoch an der Spitze von 6 Escadrons aus dem dritten Treffen die Tartaren zurück und fuhr fort, den Feind in der Front zu beschäftigen. Zu diesem Behuf hatte er seine Infanterie und Cavallerie der Art gestellt, daß die Bataillone und Schwadronen alternirten. Die Artillerie selbst war an geeigneten Orten aufgestellt. Der Kurfürst seinerseits ward jetzt von jenen flüchtigen Reitern im Rücken, und zugleich von den Polen, welche aus dem Lager vorgerückt waren, mit Heftigkeit angegriffen. Die guten Anstalten des erfahrenen Führers jedoch, so wie der Muth und die Standhaftigkeit der Truppen ließen jene Angriffe scheitern. Doch hatte es der König von Schweden für nöthig gehalten, seinem Bundesgenossen zwei Brigaden Infanterie auf demselben Wege, den der Kurfürst genommen, zu Hülfe zu senden. Zugleich dachte er daran, der critischen Lage seines Mitfeldherrn durch seinen Linksabmarsch

ein Ende zu machen. Diese Bewegung war jedoch des Weges, welchen er zu nehmen, als der steten feindlichen Angriffe wegen, sehr schwierig. Der Weg, den der Kurfürst gezogen, war durch den Marsch der Artillerie durchaus ungangbar geworden — es blieb also nur übrig, der Direction zu folgen, welche die Tartaren genommen, als sie ihm in den Rücken gefallen. Der Abmarsch aus seiner Stellung jedoch war der Nähe des Feindes wegen sehr schwierig. Als dieser sich aber aus den Retranchements auf die Schweden stürzte, ward er ein für allemal besonders durch die Kartätschen der Schweden blutig zurückgewiesen, und diesen Moment benutzte nun der König, um abzumarschiren, während seine Avantgarde in stetem Scharmuziren mit dem Feinde blieb. So gelang es dem Könige, an der Ost-Lisiere des Bialolenker Waldes aufmarschiren und sich unter dem Schutze der brandenburgischen Truppen formiren zu können. Zwei Regimenter unter General Bülow waren jenseits des Holzes geblieben, um die feindlichen Bewegungen von jener Seite her noch ferner zu beobachten. —

Hiermit war eine neue Schlachtordnung nöthig geworden. Die Brandenburger sollten jetzt den rechten Flügel erhalten, während die Schweden sich links derselben formiren wollten. Nach Pufendorff wollte der König sich an der brandenburgischen Aufstellung links vorüberziehen und direkt auf den Feind marschiren, der seine ganze

Kraft auf seinem rechten Flügel conzentrirt hatte. Er hatte zu diesem Behuf einige Brigaden Infanterie und einige Geschütze vorgenommen, mit denen er der Cavallerie folgen wollte. Aber noch auf dem Marsche ward er wahrscheinlich von den überall heransprengenden Tartaren angegriffen, und erst später vermochte er sich in das neue Verhältniß zu finden. Da nun die Polen zu gleicher Zeit eine Veränderung ihrer Front vornahmen und sich zu beiden Seiten der den rechten Flügel ihrer früheren Stellung deckenden Redoute zum Angriff formirten, so säumten ihre Feinde gleichfalls nicht, eine neue ihnen parallele Aufstellung zu gewinnen. In dieser lehnte die verbündete Armee ihren rechten Flügel an den Wald von Bialolenka, dessen Lisiere sie besetzt hielt, den linken aber an Brudno. Die Infanterie bildete hierbei das Centrum, die Cavallerie die beiden Flügel. Zwei Linien formirten die Hauptaufstellung; eine dritte, die in einiger Entfernung von dem zweiten Treffen in dritter Linie stand, bildete die Reserve.

Es mochte 2 Uhr Mittags seyn, als beide Armeen hiermit fertig waren. Da brach der rechte Flügel der Polen mit einer unbeschreiblichen Vehemenz gegen den linken Flügel der Schweden vor, während zugleich 5000 Husaren und Gepanzerte sich auf die Front derselben stürzten. Einige schwedische Escadrons, welche zu zeitig ihr Feuer abgegeben, wurden gänzlich entrainirt, und entweder umgeritten, oder niedergehauen. Doch die

zweite Linie rückte den Polen entgegen und warf sich ihrerseits mit dem größten Erfolge auf sie. Sie wurden gänzlich auseinandergesprengt und flohen eiligst davon, oder warfen sich auf die Brandenburger, welche sie nicht minder entschlossen zurücktrieben. — Zu gleicher Zeit waren die Tartaren aus dem Walde von Brudno und um Brudno, welches sie angesteckt hatten, den Schweden in den Rücken gefallen. Hierbei kam es zu einem sehr lebhaften Gefecht. Der König führte ihnen selbst ein Regiment entgegen *), während er sich in einigen an zweckmäßigen Orten aufgestellten Truppen einen Hinterhalt menagirte. In dem Durcheinander jedoch, welches der lebhafte Kampf herbeiführte, ward der König von seinen Leuten getrennt, und sah sich, von nur einem Adjutanten, Travenfeld begleitet, in einen Einzelkampf gegen sieben Tartaren verwickelt. Nachdem er zwei erschossen und einen, dessen Lanze sich in seinem Zaum verwickelt, ebenfalls erlegt hatte, eilte er Travenfeld zu Hülfe, der gleichfalls zwei erschossen hatte und mit den anderen beiden noch kämpfte. Diese flohen, als sich der König ihnen nahte. Durch die guten Anstalten, welche der König getroffen, sahen sich die Tartaren jedoch endlich genöthigt, zu fliehen.

---

*) Professor Dr. Stuhr sagt in seiner Beschreibung dieser Schlacht, im Ledebur'schen Archive für Geschichte des preußischen Staats, III. I., daß dieß des Kurfürsten Leibregiment gewesen.

Die Polen dagegen wiederholten sowohl gegen die Schweden als die Brandenburger ihre Angriffe, wurden jedoch von beiden mit Verlust zurückgeworfen. Ein neuer Angriff der Tartaren gegen der Schweden linke Flanke und den Rücken um Brudno herum hatte einen ähnlichen Ausgang, wie der erste Versuch.

Nachdem sich die Schweden und Brandenburger wieder formirt, beschlossen sie ihrerseits, die Offensive zu ergreifen. Diese war besonders gegen die Höhe gerichtet, welche Praga in einiger Entfernung deckte und welche in ziemlich gerader Linie von der schon mehrfach erwähnten Schanze, auf dem rechten Flügel der ursprünglichen Stellung der Polen nach der Weichsel zu, zieht. Doch erwähnen polnische Berichte dieses Angriffs weiter nicht. Wie jedoch dem auch sey, so zogen sich die Verbündeten bald zurück, sey es nun, daß der Angriff nicht geglückt, oder daß man ihn der vorgerückten Tageszeit und der Ermüdung der Truppen wegen aufgab. Ueber die Stellung, welche die Schweden während der Nacht einnahmen, sind die Commentatoren sehr getheilt. Stuhr sagt, daß der König sich zwischen den Wald von Bialolenka und das Dorf gleiches Namens zurückgezogen, und daß das übrige Fußvolk vor dem Dorfe stehen geblieben. Der Kurfürst dagegen bezog mit seinen Truppen die Stellung, welche er am Morgen des zweiten Schlachttages inne gehabt. Skjöldebrand in seiner histoire militaire et politique des Rois

de Suède de la maison Palataine de Deux-Ponts sagt, daß der König fit battre la retraite et résolut de passer la nuit dans la plaine, où il forma de son armée un triangle, pour faire front de tous côtés; l'aile de l'Electeur garda sa position — la cavalerie suédoise, avec ses trois bataillons, se porta vis-à-vis du bois de Biallolenka, et le reste de l'infanterie au devant du village incendié. — Plater, der das Dreieck Skjöldebrand's beibehalten, plazirt dieß, von beiden Schriftstellern abweichend, zwischen Brudno und dem Wege nach Wilna — heute der großen Straße nach Brzesc Litovski. — Gut ausgestellte Wachen sicherten das Lager gegen jeden Ueberfall; die Polen kehrten in ihre Verschanzungen zurück und stellten sich, der größere Theil derselben à cheval der Wilnaer Straße, etwa 250 Toisen von Praga auf. Die Infanterie behielt die Schanze am Walde, so wie die Retranchements in dessen Flanke besetzt. Die weniger zuverlässigen Truppen lagerten hinter der regelmäßigen Reiterei. Wo die Tartaren gehaust, ist nirgends mit Bestimmtheit angegeben. —

Der zweite Schlachttag hatte die Zuversicht der Verbündeten gesteigert und die der Polen sehr herabgedrückt. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß schon in der Nacht, welche ihm folgte, viele der besseren Truppen von dannen zogen und daß sich die Armee zu desorganisiren begann. Der König selbst ließ seiner Gemahlin sagen, daß für sie keine Sicherheit

mehr in Warschau sey. Die Desorganisation der unregelmäßigen Truppen, besonders des Aufgebots, war bereits so groß, daß Wachen an der Brücke aufgestellt werden mußten, um das Ausreißen der Leute zu verhindern.

Mit Tagesanbruch traten die Schweden und Brandenburger wieder unter Gewehr, um den Angriff aufs Neue zu beginnen. Die Schlachtordnung war dieselbe wie am vorhergehenden Tage, nur daß der König mehr Infanterie auf die Flügel stellte, um so den heftigen Angriff der polnischen Reiterei zu brechen. Ferner entsandte er ein Bataillon in den Wald von Bialolenka, um die Stellen, auf denen die Feinde am vorigen Tage herausgekommen, zu verhauen. Der König wollte dann zwischen dem Walde von Bialolenka und dem Pragaer Gehölz, das in seiner linken Flanke lag, vorrücken, fand jedoch dieses stark vom Feinde besetzt. Der brandenburgische Feldzeugmeister Sparr und Jacob de la Gardie wurden hierauf mit 1200 Mann Infanterie, 300 Pferden unter Oberst Galle und der nöthigen Artillerie entsandt, den Feind aus dem Pragaer Gehölz zu vertreiben. Nach einer lebhaften Canonade gegen denselben drang Sparr endlich selbst in den Wald, verjagte den Feind daraus und versprengte ihn nach allen Seiten. Eine Bewegung der polnischen Reiterei, um dieses Unternehmen zu hintertreiben, blieb ganz ohne Erfolg, obwohl die Reiterei die Schlachtordnung der Verbündeten überall umschwärmte und

sie zwang, nach allen Seiten — Stuhr sagt nach den vier Weltgegenden — Front zu machen. Der König, so wie er den Pragaer Wald vom Feinde gereinigt, und zugleich die Unachtsamkeit sah, mit welcher die vor ihm liegenden Hügel gehütet waren, entsandte sofort den Obersten Taube mit seiner Garde — dem lifregementet — um davon so viel wie möglich zu vortheilen. Die Polen wurden bis gegen die Weichsel getrieben, wo sie sich dann ernstlich wieder setzten. Diesen Augenblick glaubte der König benutzen zu müssen. An der Spitze der ersten Linie des linken Flügels griffen er und Prinz Adolph Johann nun den Feind an und drangen gegen die Hügelreihe, welche die Stärke der polnischen Schlachtlinie bildete, vor. Wie es scheint, ward der Feind ohne Mühe geworfen. Der Choc, welcher das Centrum traf, trennte die beiden Flügel. Die Resultate waren brillant — eine Menge Standarten und Pauken und Gefangene fielen in der Schweden Hände. — Zu gleicher Zeit hatte der Kurfürst mit den beiden ersten Linien seines Flügels die Polen angegriffen. Zuvörderst scheint der Angriff ein Cavallerie-Corps getroffen zu haben, das sich unter Anführung des Generals Pulobinski auf der Straße durch den Bialolenker Wald retten wollte. Es ward auseinandergesprengt und eine große Menge von Menschen niedergehauen. Zugleich rückte die brandenburgische Infanterie vor, nahm die wiederholt schon erwähnte Schanze und bemächtigte sich zu gleicher

Zeit

Zeit der gesammten polnischen Artillerie. Die polnische Infanterie, von den Brandenburgern angegriffen, senkte die Fahnen und verlangte zu capituliren, benutzte jedoch die hierdurch entstandene Pause und zog sich über die Weichselbrücke auf das jenseitige Ufer. Die Polen fochten jetzt nur noch in einzelnen Haufen; von einer zusammenhängenden Schlachtordnung war fortan nicht mehr die Rede. Aber da entbrennt plötzlich im Rücken des Heeres ein neuer Kampf, der sehr nachtheilig hätte werden können, wenn die Vorsicht des Commandirenden nicht Anstalten von Hause aus getroffen, diesem zu begegnen. — 18,000 Tartaren angeblich stürzten nämlich aus der Gegend von Brudnia auf die schwedischen Truppen, welche noch in ihrer Aufstellung, die sie bei Beginn des Treffens gehabt, geblieben waren. Dieß war das zweite Treffen und ein Theil des dritten des linken Flügels. Ein Theil des dritten war nämlich zur Besetzung der vom ersten genommenen Höhen vorgezogen worden. Der Prinz von Sultzbach, welcher die zurückgebliebenen Truppen befehligte, traf die besten Anstalten zur Abwehr der Feinde, welche er denn auch nach einem kurzen aber sehr heftigen Kampfe, in dem die Tartaren mehrere Tausend Mann auf dem Kampfplatze gelassen haben sollen, zurückwarf. —

Unterdessen hatten sich auf dem äußersten Flügel die Polen aufs Neue gesammelt. Namentlich that hier der König Johann Casimir in Per-

son Alles, um den Sieg seiner Gegner zu verzögern. Die Polen gingen nochmals zum Angriff gegen den linken Flügel der Verbündeten über und warfen sich unter einem fürchterlichen Geschrei auf ihn. Doch an der Schweden Standhaftigkeit und Muth scheiterte auch dieser mit einer Art von Verzweiflung ausgeführte Angriff. Einmal zurückgeschlagen, versuchten die Polen keinen weiteren Widerstand. Sie wenden sich nun eiligst zur Flucht. So wie der König selbst über die Brücke geeilt, ward dieselbe abgebrannt, und Alles, was sich nun noch auf dem rechten Weichselufer befand, erlag dem Schwerte des Siegers. Die flüchtigen Polen wandten sich nach Lublin, wo sie ihre Armee aufs Neue organisirten. Der König, anfangs fest entschlossen, sich unter jeder Bedingung mit seinen Gegnern zu einigen, ward andern Sinnes, als seine Gesandten aus Wien heimkehrten, die zwar keine Hülfe, aber viele Versprechungen mitbrachten. — Die Verbündeten, welche den 21. noch in Warschau einrückten, beschränkten ihre Verfolgung auf Entsendung einiger Detachements leichter Reiterei, einerseits, weil die dreitägige Schlacht die Armee sehr entkräftet hatte, andererseits, weil es in des Kurfürsten Interesse lag, den geschlagenen Gegner nicht gänzlich zu vernichten. Die Trophäen des Sieges bestanden, außer der Einnahme Warschaus, in der gesammten feindlichen Artillerie, einer reichen Beute an Waffen und einigen Tausend Gefangenen. Das Schlachtfeld sollen 4000 Leichen gedeckt haben. Den

eigenen Verlust geben die Verbündeten auf nur 400 Mann, Plater schlägt die Todten auf Seiten der Polen auf nur 2000 Mann an, und meint, daß der der Verbündeten natürlich geringer seyn müsse.

Die allgemeinen sowohl, als speziellen Verhältnisse bei dieser Schlacht geben zu interessanten Betrachtungen Veranlassung. Der Anmarsch der Verbündeten gehört mit zu den kühnsten kriegerischen Conceptionen neuerer Zeit, und die Ausführung selbst zeugt von eben so viel Geschick, als Takt der beiden Heerführer.

Wie es scheint, so war K. Gustav nicht genau von dem Terrain unterrichtet, auf dem er sich am ersten Tage schlug *). Zwischen der Weichsel und dem Walde von Bialolenka konnten nur 12 Escadrons und 2 Bataillone deployirt und zum Treffen aufgestellt werden. Rechts ward der Anmarsch der Truppen durch eine Batterie am linken Weichselufer belästigt; links beengte der Wald, welcher noch in der Gewalt des Feindes war, jede Bewegung; in der Front setzte die starke Stellung der Polen einem Gewaltangriff viele Schwierigkeiten entgegen. Ueberdieß waren die taktischen Maßregeln nicht der Art, um eine Entscheidung durch sie herbeizuführen. Wollte man von dieser Seite

*) Dieß scheint jedoch kaum glaublich, da er einige Zeit nach seinem Uebergange über den San in dieser Gegend gelagert hatte.

her ernstlich angreifen, so hätte man Batterien bilden, und die Armee unter deren Schutz so rasch wie möglich das Defilee durcheilen und sich formiren müssen. Hiermit wäre aber immer nur erkämpft worden, sich unter dem feindlichen Feuer vor der stärksten Seite zum Gefecht aufstellen zu können — ein wenig ersprießlicher Vortheil, der überdieß durch die Nachtheile überwogen ward, einen fast impracticabeln Wald im Rücken, und seine einzige, von einer feindlichen Batterie beherrschte, Rückzugslinie auf dem äußersten rechten Flügel zu haben. Wir glauben also nicht, daß es dem Könige sonderlich Ernst gewesen, von dieser Seite her anzugreifen. Er glaubte seinem Gegner vielleicht im ersten Anlauf einige günstige Chancen abzugewinnen und solche im Laufe des Gefechts dann zu erweitern.

Die Veränderung des Schlachtplans für den zweiten Tag entsprach der Förderung der Sache unbedingt weit mehr, war jedoch mit Schwierigkeiten mancher Art verknüpft. Es kam darauf an, einen Flankenmarsch in Gegenwart eines in der Nähe gut aufgestellten Feindes zu machen, der den Marsch in jedem Augenblick unterbrechen und sehr gefährden konnte. Die Ausführung desselben, corpsweise, wenn wir uns dieses Ausdrucks bedienen dürfen, ward musterhaft durchgeführt. Der Erfolg davon scheint dem Kurfürsten zu gehören, der in dem beschwerlichen und vom Feinde entweder besetzten oder doch beobachteten Walde einen Weg

auffand, der ihn ungefährdet an die Lisiere führte, wo er sich alsbald eines vortheilhaften Punktes bemächtigte, der nicht allein ihn selbst gegen jedes Unternehmen des Feindes, sondern auch dem folgenden Corps das Debuschiren sicherte. Die Wahl dieses Punktes zeugte für den großen kriegerischen Takt des Kurfürsten. Doch auch des Königs Beginnen, um sowohl der Bewegung des Kurfürsten förderlich zu seyn, als seine Bewegung selbst einzuleiten, verdient alle Anerkennung. Die Heere, einmal wieder taktisch verbunden, liefern nun eine Schlacht, nach allen Regeln der Kunst jener Zeit, doch mit steter Modifizirung der durch das Terrain sowohl, als die Kriegsart des Feindes bedingten Verhältnisse. Hierin überhaupt offenbart sich die militairische Bedeutsamkeit und der Geist beider Führer. Des Gewinns der Schlacht einmal gewiß, formiren sie mehrere Colonnen — Plater sagt fünf — und drangen zu gleicher Zeit den Feind mit dem einen Flügel von der Brücke ab, mit dem anderen gegen den Fluß selbst. — Nachdem der Sieg am dritten Tage errungen worden, verfolgen die beiden verbündeten Heere den Feind nur so lange vereint, als die Nothdurft dieß heischt. — Gegen den Vorwurf, daß das Heer selbst ohne eine Art von Basis vorgezogen, sichert es die innere Tüchtigkeit desselben. Von einem Feinde, wie die Polen zu dieser Zeit waren, konnten die Verbündeten wohl momentan zurückgedrängt, doch niemals geschlagen werden. Sehr richtig sagt da-

her Graf Plater in seinem schon angeführten Werke: la bataille de Varsovie confirma le principe, tacitement adopté par les généraux de la république, que les Polonais ne pouvaient hasarder de bataille rangée qu'avec les Turcs, ou les Russes d'alors, et non pas avec des troupes disciplinées à la moderne, comme étaient celles de Charles Gustave ou de Fréderic Guillaume.

Von den taktischen Details dieser Schlacht selbst haben wir durchaus keine genügende Auskunft. Wir müssen daher annehmen, daß sie ganz den taktischen Formen jener Zeit analog gewesen, d. h. fast noch so, wie wir sie am Beschluß des dreißigjährigen Krieges gesehen. Beschreibungen, aus denen wir dieß mit Gewißheit folgern könnten, haben wir freilich nicht. Wir müssen daher bei den Darstellungen davon stehen bleiben, welche unmittelbar darauf nach archivarischen Nachrichten und den Mittheilungen noch lebender Zeitgenossen gegeben worden. Hier steht das schon öfters erwähnte Werk von Skjöldebrand obenan, das uns die Copie der Darstellungen giebt, welche nach den Berichten und Zeichnungen des bekannten General-Feldmarschalls Dalberg, der unter drei Königen hohe militairische Stellen bekleidete, und die von dem berühmten Maler Lembke im Dienste der Wittwe Karl Gustav's, Hedewig Eleonore, ausgeführt wurden, und sich noch im Schlosse zu Drottningholm finden. Die Schlacht

von Warschau ähnelt hiernach in ihren taktischen Details fast ganz einer Schlacht des dreißigjährigen Krieges späterer Periode, d. h. wie man sich mit Vernachlässigung der von Gustav Adolph erfundenen und in Anwendung gebrachten Taktik schlug. Wir finden hier die größern taktischen Haufen der Kaiserlichen (Terzias) wieder, ganz in der alten Art formirt — nur waren sie nicht so stark und bestanden nur aus vier Fähnlein. — Die Untermengung der Infanterie und Cavallerie findet sich gleichfalls, ebenso wie die kleineren Haufen Reiterei von 8 Pferden Front und 3 bis 4 Pferden Tiefe, welche mehrentheils einzeln, und nur, wo es die Nothdurft erforderte, als größere Geschwader formirt, angewandt wurden. Wo es die Umstände verlangten, war Infanterie zur Verstärkung der Cavallerie in großen Haufen eingeschaltet. Wir finden solche daher in dieser Periode bald auf den Flügeln, bald in der Mitte, oft auch als Reserve mit Cavallerie auf den Flügeln. Von der Vertheilung der Infanterie-Piquets zwischen den einzelnen Reitergeschwadern findet sich in dieser Periode keine Andeutung. Die Cavallerie war übrigens jetzt ihrer ursprünglichen und richtigen Bestimmung näher gebracht. Zwar bediente man sich noch viel des Feuergewehrs, besonders wenn man den Choc des Feindes erwartete; griff aber dann alsbald zum Degen und suchte durch den Choc in letzter Instanz ein Resultat herbeizuschaffen. Karl Gustav sowohl als der Kurfürst selbst fochten

tapfer an der Spitze ihrer Reiterei. Am ersten Tage zeigen uns die Darstellungen Skjölde-brand's die Cavallerie in erster, die Infanterie in zweiter Linie, und dann folgen mehrere Cavallerietreffen hintereinander. Die Truppen waren en quinconce geschaart, so daß der Infanteriehaufen immer durch vier Reiterhaufen geschirmt war. Einzelne Kanonen waren vor der Cavallerie aufgefahren, um die aus der Verschanzung feuernden Geschütze der Polen zu bekämpfen. Am zweiten Tage bildete die Infanterie das Centrum, doch finden wir auf dem linken Flügel Infanterie eingeschaltet, um auch hier, bei einer etwanigen Ueberwältigung der Cavallerie, eine Waffe zu haben, an der sich der Muth der polnischen Reiterei brechen möchte. Diese Maßregel wiederholt sich in verschiedenen Schlachten dieser Periode, unter andern auch bei Czarnowa, wo in beiden Treffen Infanterie und Cavallerie alterniren. Die Artillerie am zweiten Tage war nicht batterieweise vereint, sondern vor der ganzen Front zerstreut. Wie es scheint, so war sie vor der Infanterie nicht so stark wie vor der Cavallerie. Wenigstens stellt sich dieß ganz entschieden bei den Brandenburgern heraus. Für den dritten Tag war die taktische Form dieselbe. Doch kamen die beiden verbündeten Heere allmählig aus jedem taktischen Verbande. Während die Brandenburger sich rechts hielten und in der Direction der Brücke vordrangen, zogen sich die Schweden immer links und erreichten mit ihrem linken

Flügel allmählig die Weichsel in der Gegend, welche heute die sächsische Kempe heißt. Die Macht der Polen einmal gebrochen, kam es auch weiter nicht darauf an, taktisch geschlossen zu bleiben.

Von der Taktik also, welche Gustav Adolph ins Leben gerufen, finden wir in dieser Schlacht keine Spur mehr. Wir erinnerten an diese Erscheinung bereits bei Gelegenheit der Schlacht von Jankowitz. Wenn also unsere militairischen Schriftsteller von den großen Veränderungen reden, die Gustav Adolph in der Kriegskunst bewirkt haben soll, so ist dies in so fern falsch, als sie hier ganz unerwähnt lassen, daß seine Schlachten, seine Taktik als isolirte Erscheinungen dastehen, die kaum als ein Anfang eines neuen Systems zu betrachten seyn dürfen. Man war im Gegentheil von seinen Verbesserungen zu dem System der Gegner zurückgekehrt, die dabei eben so oft als Sieger, denn als Besiegte erscheinen.

Von den allgemeinen Verhältnissen bei der polnischen Armee stellt sich durchaus nichts heraus, was einer Erwähnung werth wäre. Hätten sie ihre Angelegenheit richtiger gewürdigt, so würden sie vor allen Dingen die Schlacht gar nicht geliefert, oder, diese endlich angenommen, anders geführt haben. Am ersten Tage handelten sie ganz richtig — am zweiten aber mußten sie versuchen, den Sachen durch eine kühne Offensive eine andere Wendung zu geben. Der Moment dazu war eingetreten, als sich die beiden Heere getrennt hatten. Das

Tartaren-Detachement, welches Karl Gustav im Rücken angriff, mußte von regelmäßiger Reiterei unterstützt werden und bedeutend stärker seyn. Zu gleicher Zeit mußte man dem Könige auch von vorn her heftig zusetzen. Hätte man den König auch so nicht geschlagen, so ward er doch festgehalten; die Vereinigung mit dem Kurfürsten, die ihnen allein gefährlich werden konnte, ward hintertrieben. Die Heere ohne Verpflegung und nach der Versicherung Friedrich's II. sans prendre du repos ni de nourriture, et sans donner de fourrage aux chevaux würden, wenn man die Sache nur einige Tage so hingehalten, ohne Zweifel zum Zurückzuge bewogen worden seyn. Aber wir haben bereits gesehen, wie die Polen nur bei halben und schlechten Maßregeln stehen. Nichtsdestoweniger fochten Czarniecki, Georg Lubomirski und Johann Sobieski in ihren Reihen. Doch très probablement leur zèle, leur valeur et leurs talens échouèrent contre la vicieuse organisation de l'armée sagt ihr Historiograph, worin ihm alle, welche den Verhältnissen jener Zeit einige Aufmerksamkeit geschenkt, beistimmen werden. — Ueber die taktische Form der Polen in dieser Schlacht sowohl, als überhaupt aus dieser Periode ist wenig bekannt. Wie es scheint, so hatte ihre Infanterie dieselbe Formation wie die ihrer Feinde, nur daß sie dabei der inneren Tüchtigkeit derselben entbehrte. Auch mochte das Ver-

hältniß der mit Piken und Gewehren Bewaffneten nicht daſſelbe ſeyn, indem weder der Staat, noch die Bewohner reich genug waren, Gewehre in hinlänglicher Anzahl herbeizuſchaffen. Die Heloten, welche Puffendorf anführt, und denen er acinaces, Senſen, ja ſogar bloße Stöcke beilegt, waren nichts weiter als die Kosinieri (Senſenbauern) unſerer Tage. — Die Cavallerie der Polen focht wahrſcheinlich in geringerer Tiefe aber in größerer Breite als die Gegner. Doch dürfen wir wohl mit Gewißheit annehmen, daß die Haustruppen der verſchiedenen Magnaten ganz nach der Phantaſie ihrer Herren geordnet waren. Der polniſche Edelmann, welcher beabſichtigte, eine Carriere zu machen, mußte damals viel Länder und Völker geſehen haben. Wir finden die Polen daher überall, beſonders aber in Frankreich, Spanien und Italien, ſeltener in Deutſchland. Jeder nun brachte von ſeinen Reiſen ſeine Anſichten mit, die er dann ins Leben treten ließ und nur nothdürftig mit dem Nationalen verſetzte. Als Grundprinzip jedoch ſcheint ſowohl bei den Kron- als Haustruppen feſtgeſtanden zu haben, durch einen tüchtigen Choc der Husarzen und beſſeren Truppen die Kraft des Feindes zu brechen und ihn hinterher durch die leichten Truppen verfolgen und vernichten zu laſſen. Dieſe Frontalangriffe waren zugleich mit zweckmäßigen Angriffen der Flügel und des Rückens verbunden — Nachhall aus den Kämpfen mit den

Russen und Türken. — Des Feuergewehrs scheint sich die polnische Cavallerie nur wenig bedient zu haben; ihre Hauptwaffe blieb der Säbel.

Die Schlachten mit den Russen und Türken, welche eigentlich die Blüte der polnischen Kriegsgeschichte bilden, tragen denselben Stempel wie die Schlacht bei Warschau. Die numerischen Mißverhältnisse der Streitenden nöthigten die Polen meistens, zu verschanzten Lägern ihre Zuflucht zu nehmen, die sie dann gewöhnlich zum Pivot ihrer Bewegungen machten, bis irgend eine Combination, ein Zufall die Gelegenheit herbeiführte, der Crisis durch eine Schlacht ein Ende zu machen. An der Ausdauer der slavischen Stämme in dieser Kriegsart überhaupt brach sich die Kraft der Moslimims, und wir dürfen wohl sagen, daß sie zur Abwehrung des türkischen Jochs mehr beigetragen, als alle germanischen Stämme zusammen. Sie thaten nach dieser Seite zu, was auf einer andern ein Stamm der ugrischen Völker, die Ungaren, mit gleicher Aufopferung verrichteten. Europäische Cultur ward durch Ungaren und Slaven mehr als einmal gerettet. Aber Deutschland brachte System und Ordnung in diesen Widerstand und brach endlich die Macht der Moslimims völlig, als sie sich bereits müde gerungen.

Als 1683 die Türken unter Wiens Mauern erschienen, war Deutschland noch erschöpft vom dreißigjährigen Kriege, dessen Folgen die Kräfte des Reichs nach außen gebrochen — ein anderer Feind,

Ludwig XIV., hielt Deutschlands Kräfte nach Westen zu in Schach — eine unglückliche Politik hatte zugleich die mächtigern Reichsstände dem Kaiser entfernt, während ein kühner ungarischer Rebell emsig bemüht war, aus der österreichischen Beute sich einen Thron zu bauen. Vierundzwanzig Tausend Mann waren die ganze disponible Macht, welche der Kaiser Leopold I. dem Großvezir Kara Mustapha und dessen Hunderttausenden entgegensetzen konnte. In dieser trostlosen Lage hatte er die Hülfe seines Bundesgenossen Johann III. Sobieski's, des glücklichen Kämpfers gegen die Türken, in Anspruch genommen. Dieser hatte am 15. Juli, gerade an dem Tage, an welchem die Türken die Tranchee vor Wien eröffnet, Warschau verlassen, um seinem Bundesgenossen zu Hülfe zu eilen. Der Zustand aber der Armee und des Landes hatten es ihm nicht möglich gemacht, die stipulirten 40,000 Mann aufzubringen, und er mußte sich daher begnügen, nur mit 25,000 Mann von Krakau aus, wo die Armee sich gesammelt, seinen Marsch anzutreten. Ueber Gleiwitz, Troppau, Ollmütz und Brünn erreichte er den 15. August Hollabrunn, wo ihm der Herzog von Lothringen, der Generalissimus der kaiserlichen Armee, der in der Gegend von Tulln lagerte, einen Besuch abstattete. Am 6ten waren die gesammten Streitkräfte, über welche der König nun den Oberbefehl übernahm, an der Donau vereint. Folgendes ist die Stärke derselben nach polnischen Berichten:

	M. Inf.	Pferde.	Canonen.
Polen	10,000	15,000	30
Polen in österr. Solde	—	3,000	—
Oesterreicher	6,000	6,000	70
Bayern	8,000	3,000	25
Sachsen	7,000	3,000	30
Fränkische Contingente .	6,000	2,000	15
	37,000	32,000	170

Die Polen führte unter des Königs Befehl der Hetman Jablonowski; die Polen im Solde Oesterreichs Lubomirski, die Oesterreicher, zugleich als kaiserlicher Generalissimus, der Herzog von Lothringen. Den Bayern befehligte ihr Kurfürst Maximilian, den Sachsen der Kurfürst Johann Georg, den fränkischen Contingenten endlich der Fürst von Waldek *).

*) So geben die polnischen Berichte die Truppenbestände an. Lochner in seinem Werke über den Antheil Johann Sobieski's und Johann Georg's IV. ꝛc. an dem Entsatz von Wien, redet von 18,000 Polen, 11,000 Sachsen, 12,000 Bayern, 9000 Franken und Schwaben und 20,000 Kaiserlichen, in Summa von 70,000 Mann. Anders giebt die österreichische militairische Zeitschrift deren Stärke, nämlich 27,100 Oesterreicher, 26,600 Polen, 11,400 Sachsen, Bayern 11,300, Württemberger und fränkische Kreiscontingente 8400, oder 46,100 Mann Cavallerie und 38,700 Mann Infanterie, in Summa also 84,800 Mann mit 186 metallenen Geschützen.

Der Uebergang über die Donau bei Tulln ward durch mancherlei Hindernisse verzögert, die Brücken brachen mehreremal — auch dürfte dabei der verschiedenen Stämme wegen, aus denen das Heer bestand, nicht die beste Ordnung geherrscht haben. Nach einigen beschwerlichen Märschen erreichte die Armee den 11ten den Kalenberg, von dem herab man Wien wie in Nebel und Rauch gehüllt liegen sah. Plater in seinem öfters schon erwähnten Werke erzählt, daß die Deutschen ihre gesammte Artillerie auf dem Marsche zurückgelassen, und daß es nur der größeren Anstrengung des polnischen Feldzeugmeisters Konski gelungen sey, die Artillerie seiner Armee fortzuschaffen, et ce fut elle qui dut remplacer toutes les autres au moment de l'action, fügt er dann triumphirend hinzu. Dieser Angabe läßt er es dann nicht an erbaulichen Redensarten fehlen, wie de nos jours, où les batailles ne sont presque plus que des combats d'artillerie, un deficit de 140 canons sur 176 entraînerait immanquablement la ruine de l'armée. — Auch die österreichische Zeitschrift sagt, daß auf dem Wege von St. André nach Kloster Neuburg nur Konski's 25 Geschütze gefolgt wären, fügt aber ausdrücklich hinzu, daß man bei Kloster Neuburg gelagert, um Zeit zum Transport der Geschütze zu gewinnen *). Am 11ten des Abends

*) Die Quelle dieser Angaben ist unbedingt Coyer im Leben Johann Sobieski's. Er widerspricht

stand die Armee in drei Treffen auf dem Kalenberge. Den rechten Flügel des ersten Treffens bildeten die Polen, durch einige deutsche Infanterie-Regimenter verstärkt, worauf der König besonders bestand, unter dem speziellen Befehl desselben. Oesterreicher, Bayern, ein Theil der fränkischen Contingente, und einige sächsische Truppen bildeten unter dem Befehl des Kurfürsten von Sachsen das Centrum; den linken Flügel, aus Sachsen und Oesterreichern bestehend, befehligte der Herzog von Lothringen. Dieses Treffen bildete 23 Bataillone und 54 Divisionen, letztere zu circa 350—380 Pferden. Im zweiten Treffen folgten sich vom rechten zum linken Flügel Polen (unter Konski), Oesterreicher (unter Palfi), Bayern (unter Beauveau) und vereinigte Bayern, Sachsen und Oesterreicher (unter Golz); vereinigte Oesterreicher und Sachsen unter Leslie und Fürst Lubomirski schlossen den äußersten linken Flügel. Die ganze Stärke dieses Treffens betrug 20 Bataillone und 41 Divisionen. Das dritte Treffen, oder die Reserve, rangirte vom rechten nach dem linken Flügel in folgender Ordnung: Polen (unter Liszczeski), Oesterreicher (unter Dimewald), combinirte Bayern, Sachsen, Oesterreicher (unter Ge-

---

sich aber selbst, wenn er den König in seiner Disposition zur Schlacht sagen läßt, daß, im Fall der Kurfürst (im Centrum) nicht genug Geschütz hätte, der Herzog von Lothringen ihn damit versehen solle.

neral Leiha), combinirte Sachsen und Oesterreicher (unter dem Markgrafen von Baden und den Generalen Toff und Mercy). Die Stärke der Reserve war nach der österreichischen militairischen Zeitschrift, aus der wir diese ordre de bataille überhaupt entnommen, auf 11 Bataillone und 28 Divisionen angegeben *). Die in diese Treffen eingetheilte Artillerie ward von ihr auf 186 metallene Geschütze angegeben.

Den Oberbefehl selbst führte der König. Doch handelten er und der Herzog von Lothringen, trotz dem, daß Sobieski einst sein glücklicherer Nebenbuhler bei Bewerbung um die polnische Krone gewesen, in größter Eintracht. Der König folgte sogar dem Plane, den ihm dieser bei ihrer ersten Zusammenkunft vorgelegt hatte. Stahremberg's lakonischer Brief, den am Vorabend der Schlacht ein Reiter, der über die Donau geschwommen, brachte: Keine Zeit mehr verlieren, gnädigster Herr, ja keine Zeit verlieren, so wie die Raketensignale vom Stephansthurme mahnten gewaltsam zur Schlacht. — Nach einem feierlichen Gottesdienste, bei dem der König den Priester am Altar bediente, und nach welchem er seinen Sohn zum Ritter schlug, ließ er das Signal zur Schlacht durch fünf Kanonenschüsse geben. Er selbst eilte nach dem rechten Flü-

*) Vierter Band. 1813. 12. Heft. S. 130. — Auch in Bezug auf die Schlachtordnung weichen fast alle Schriftsteller von einander ab.

gel. Der linke Flügel, der sich sofort in Colonnen in Marsch gesetzt, stieß zuerst auf den Feind. Einige Hohlwege vor dem Dorfe Nußberg, in welchen die Türken lebhaften Widerstand leisteten, gaben Veranlassung zu einem lebhaften Gefecht. Aber die Türken wurden geworfen und das österreichische und sächsische Fußvolk der ersten Linie gelangte bis auf den Kamm des Nußberges, wo es sich hinter einigen Lehmmauern sehr vortheilhaft aufstellte. Das Centrum war während dieser Bewegung durch die Waldungen des Lauterer- und Häudelberges vorgedrungen, und hatte versucht, sich durch eine Schlucht (Grinzing-Schlucht) dem feindlichen rechten Flügel zu nähern, der durch die auf dem Nußberge aufgestellten Geschütze bedeutend anfing zu leiden.

Der türkische General bemerkte kaum die Gefahr, welche ihm die Wegnahme des Nußberges zu Wege bringen mußte, als er sofort Befehl gab, sich desselben wieder zu bemächtigen. Die Türken rückten zu diesem Behuf in drei Colonnen vor. Die Angriffe wurden von einer Colonne gegen die Front, von den beiden anderen aber gegen die Flügel gerichtet. Erst nach einem lebhaften und blutigen Kampfe, in dem die sächsische Infanterie in letzter Instanz den Ausschlag gab, neigte sich hier das Glück auf Seiten der Christen. Doch die Türken rückten aufs Neue vor und wurden erst durch die vereinten Anstrengungen der Oesterreicher und Sachsen, und besonders durch einen Flankenangriff

der Letzteren, bis in das coupirte Terrain unmittelbar vor Nußdorf selbst zurückgeworfen. Hier kam es aufs Neue zu einem blutigen Gefecht, in dem der Herzog von Croy verwundet und sein Bruder an seiner Seite erschossen ward. Die Gefahr ward hier durch den stets erneuerten Andrang der Türken so drohend, daß man bereits den Rückzug nach dem Nußberge anzutreten begann.

Vier sächsische Dragoner-Divisionen jedoch, welche der Markgraf Ludwig von Baden zur rechten Zeit absitzen ließ, hielten die Türken so lange auf, bis sächsische Infanterie heranrückte und die Feinde durch einen Flankenangriff zum Weichen brachte. Die Moslimims wurden durch diese kühne Bewegung bis gegen Döbling, über $\frac{1}{4}$ Meile von Nußdorf, zurückgedrängt.

Durch diesen energischen Angriff jedoch war dieser Theil des ersten Treffens unverhältnißmäßig weit vorgerückt, und der Unterstützung seiner Reserven beraubt worden, während die Türken die Schutthaufen von Nußdorf noch immer vertheidigten. Diesen Umstand glaubte der Pascha von Diarbekir, der hier befehligte, benutzen zu müssen. Die langsame Bewegung des Centrums, dem das schwierige Terrain gar viele Hindernisse entgegensetzte, so wie die Sicherheit, welche eine bei Döbling gut plazirte Batterie seinem äußersten rechten Flügel gab, gewährte ihm hierzu vollkommen Zeit. Er schickte also aufs Neue eine Colonne vor, welche bis über Nußdorf vordrang, Alles niederwarf, was

sich ihr entgegenstellte, und dann bis auf die halbe Höhe des Nußberges vorrückte. Hierdurch waren die sächsischen Truppen, welche, wie wir gesehen, bis gegen Döbling vorgedrungen waren, förmlich isolirt. Aber der türkische Anführer versäumte es, von dem glücklichen Augenblick zu vortheilen. Statt die Sachsen von der Front, Rücken und Flanke her zugleich anzugreifen, ließ er sie fast unbeachtet; dieß benutzte deren Führer auch sofort mit großer Gewandtheit, detachirte einige Bataillone in den Rücken der Türken, welche nun, von vorn und hinten zugleich angegriffen, völlig in Flucht geschlagen wurden. Nußdorf, dessen Ruinen sie sogar bisher mit einem an Verzweiflung gränzenden Muth gehalten, ging jetzt verloren, wodurch nun der linke Flügel des christlichen Heeres einen Stützpunkt erhielt, der ihn gegen alle Nachtheile ziemlich sicher stellte.

Unter diesem steten Schwanken des Sieges auf dem linken Flügel war es ziemlich Mittag geworden, doch waren weder der rechte Flügel, noch das Centrum selbst bis jetzt zum Kampfe gekommen. Auch das türkische Heer hatte nur mit seinem rechten Flügel gefochten und stand noch drohend in sechs Linien von Döbling bis Breitensee. Um 2 Uhr jedoch debuschirte der rechte Flügel des christlichen Heeres unter dem Schutze jener vier deutschen Bataillone, welche man vom Centrum genommen, aus dem Walde von Dornbach. Seine Bewegungen deuteten auf eine entschiedene Rich-

tung nach dem linken Flügel des Centrums hin. So wie jedoch Kara Mustapha die Gefahr erwog, die ihm hieraus hätte erwachsen können, führte er ihm unter Vortragung der Fahnen des Propheten seine Schaaren entgegen. Die Polen suchten die Treffen der Türken zu durchbrechen, doch vergebens. Nach Beweisen des glänzendsten Muthes sahen sie sich genöthigt, zu weichen. Sie mußten nach den Defileen, welche sie so eben verlassen, fliehen. — Diesen Moment des Unglücks erfaßt jedoch der Herzog von Lothringen mit der ihm eigenen großen Energie des Geistes. Ohne eine Minute zu verlieren, befiehlt er das Vorrücken des ganzen linken Flügels. Wie ein Gewitterſturm brechen die Deutschen vor; mit Ungestüm werfen sie sich auf die feindliche Batterie, die von den Bergen bei Döbling Tod und Verderben in ihre Glieder sendet. Die Sachsen bemächtigen sich derselben und wenden sofort deren Feuer gegen die Türken selbst, die, in dichte Haufen gedrängt, die empfindlichsten Verluste erleiden und in einer schnellen Flucht ihre Rettung suchen. Unterdessen war es dem Könige von Polen gelungen, unter dem Schutze von vier deutschen Regimentern, welche er mit lauter Stimme herbeigeordert, der Verfolgung der Türken ein Ende zu setzen und einen dreimaligen Angriff derselben abzuschlagen. Auch hatte er unter deren Schutze seine Husaren — 12,000 Mann — welche den verunglückten Angriff auf die Türken gewagt, wieder geord-

net, und konnte nun mit dem ganzen rechten Flügel zum Angriff vorrücken. Wie es scheint, ging jetzt auch das Centrum vor, das beim Unterstützen des rechten Flügels sich sonst eben nicht beeilt hatte. Der linke Flügel leuchtete auch jetzt noch der ganzen Armee durch schnelle Benutzung aller Vortheile vor. Der alte sächsische Feldmarschall Golz scheint hieran keinen unbedeutenden Antheil gehabt zu haben. Als ihn der Herzog von Lothringen fragte, ob man mit den errungenen Vortheilen zufrieden seyn, oder noch weiter vorrücken solle, gab er scherzend zur Antwort: der Anfang sey zu gut, als daß man aufhören sollte; er sey ein alter kranker Mann, und müsse daher noch heute in Wien schlafen, um sich besser pflegen zu können *).

Während die Deutschen unter dem Herzog von Lothringen vom linken Flügel vordrangen und sich über Döbling hinunter verbreiteten, stürmten auch die Polen über Herrnhals mit ihrer Cavallerie auf das türkische Heer los. Von einer geordneten Gegenwehr war jetzt kaum noch eine Rede. Vergebens suchte Kara Mustapha seine Schaaren nochmals zu ordnen und zum Angriff vorzuführen — keiner Zucht, keiner Drohung gehorchend, keinem Beispiel ihrer Führer folgend, wenden sich die Moslimims zur Flucht, das Lager mit seinen unendlichen Schätzen, die Belagerungsarbeiten mit ihren Kanonen und Arbeitsutensilien, und das

*) Lochner in dem schon angeführten Werke.

Schlachtfeld selbst mit zahllosen Trophäen den Siegern überlassend. Abends um 5 Uhr schon drangen österreichische und sächsische Dragoner bis zur Contrescarpe am Schottenthor vor und verjagten vereint mit den Garnisontruppen die Janitscharen aus der Transchee. An eine geordnete Vertheidigung dachte jetzt kein Moslimim mehr. Alles beeilte sich, die Fischa zu erreichen, um dort die chaotische Masse einigermaßen wieder zu ordnen und so wo möglich noch Widerstand zu leisten, oder doch einen geordneten Rückzug antreten zu können. Um 7 Uhr hörte die Verfolgung auf — die polnische Cavallerie allein folgte noch dem Feinde auf der Straße von Raab — der Rest der christlichen Armee blieb auf Befehl des Königs unter den Waffen. Ueber 10,000 Türken sollen die Wahlstatt gedeckt haben *). 76 Kanonen, Waffen, Heerpauken und Fahnen ohne Zahl wurden die Beute der Sieger. 8000 leere Munitionswagen, gegen 20,000 Ochsen und Büffel, 5000 Kameele und an 100,000 Malter Früchte fielen mit dem Lager den Siegern zu **). Die Beute an Kostbarkeiten war unendlich. König Johann schreibt

---

*) Nach Hammer — Plater und Mertens schlagen den Verlust auf 15—20,000 Mann an.

**) Plater sagt nach Coyer u. A. 60 Kanonen von 40 Pfund, 150 von kleinerem Caliber, 36 Mörser, 9000 Munitionswagen und mehr als 80,000 Zelte.

den Seinigen, daß die Soldaten viele diamantene Gürtel erbeutet hätten, und entwirft selbst von den Beutestücken, die ihm zugefallen, ein ganz reizendes Gemälde.

Zu den bedeutenden Resultaten der Schlacht gehörten außer dem Entsatze von Wien noch die gänzliche Desorganisation des türkischen Heeres. Ihr Fußvolk, das in dieser Zeit das beste von Europa war, konnte sich von dieser Niederlage nie mehr erholen — die Kraft ihres Heeres schien seit jener Zeit gebrochen. Nur momentan noch erinnerte es durch seine Thaten an seine große Vergangenheit, und hörte seitdem auf, den Christen gefährlich zu seyn. —

Die Folgen des Sieges selbst führten die Christen, wenngleich nicht ohne Verluste und kleinere Niederlagen, weiter nach Ungarn, wo Barkan durch Sturm, Gran aber nach einer kurzen Belagerung an sie überging.

Die unvollkommenen und ungenügenden Beschreibungen, welche wir von dieser Schlacht haben, die wir als eine der wichtigsten der Kriegsgeschichte betrachten können, versagen uns die Mittel, sie in allen ihren Nüanzirungen zu verfolgen. Nichtsdestoweniger wäre es vom höchsten Interesse gewesen, dieß bis in die kleinsten Details zu thun, um hierdurch zu einer klaren Anschauung der deutschen, slavischen und türkischen Taktik dieser Periode zu kommen. Aber gerade hierüber schweigen alle Nachrichten. Suttinger's Plan, den wir

als

als den Vater der freilich bis jetzt, wenngleich nur kärglich, über die Schlacht von Wien erschienenen Darstellungen betrachten dürfen, ist hierüber eben so wenig genügend, als die Schriftsteller, welche sich diese Periode zur Verherrlichung ihrer Feder gewählt. Die Schlachtordnung selbst bildet ein Gemisch von Infanterie und Cavallerie. Fangen wir vom rechten Flügel an, so finden wir zuerst polnische Reiterei, der sich dann links Infanterie und Artillerie anschließen. Diese wird links wieder durch polnische Cavallerie flankirt. Ein ähnliches Gemisch der drei Waffen bildet die ganze Schlachtordnung, die auf dem linken Flügel durch Cavallerie geschlossen war. — Coyer sagt im Leben Johann Sobieski's ausdrücklich, daß, sobald man in die Ebene gerückt seyn würde, die Reiterei ihre Posten in den Räumen zwischen den Bataillonen nehmen solle — vornehmlich sollten dieß die Gendarmen thun — die Hussarzi — welche den ersten Choc zu machen. — Auch spricht des Königs Tagesbefehl, den er vor der Schlacht erließ, von spanischen Reitern, um das erste Anrennen der Spahis abzuwehren.

In wie viel Glieder die Truppen geschaart gewesen, darüber nirgends eine Nachricht. Ist es wahr, was uns Wallhausen sagt, daß nämlich die flache Stellung der Infanterie aus den Türkenkriegen hervorgegangen, so dürften wir allerdings annehmen, daß die Verbündeten nicht in großen dicken Haufen gestanden. Die bedeutende

Front, welche das Heer einnahm, scheint gleichfalls darzuthun, daß man nicht sonderlich tief geschaart gewesen.

Ebenso sind die einzelnen Momente der Schlacht kaum mit einiger Bestimmtheit anzugeben. Jede Nation, die in größeren Abtheilungen hier gefochten, nimmt für sich die Hauptentscheidung in Anspruch, wie wir dieß auch in unseren Tagen unter ähnlichen Verhältnissen sich wiederholen gesehen. Wie es scheint, lag es in dem allgemeinen Plane, von den beiden Flügeln her die ersten Angriffe zu unternehmen und mit dem Centro allmählig und den Umständen gemäß vorzudringen. Wenigstens läßt sich dieß aus dem allgemeinen Gange der Schlacht, verglichen mit der Localität, annehmen. Die verschiedenen Abtheilungen fanden so bei ihrem Vorrücken allmählig Stützpunkte, die es ihnen möglich machten, die etwa verloren gegangene Ordnung wiederherzustellen und die Vorkehrungen zu neuen Angriffen zu treffen. —

Unbezweifelt jedoch ging der Erfolg von den beiden Flügeln aus. Der erste Angriff des rechten Flügels, der überhaupt erst spät zum Debuschiren kam, scheiterte gänzlich und hätte zu den unangenehmsten Folgen Veranlassung geben können, wenn der Herzog von Lothringen nicht schnell eingegriffen und so der Sache eine andere Wendung gegeben. Wie es heißt, hätte das Centrum unter Prinz Waldek einer zweimaligen Aufforderung, zur Unterstützung der Polen vorzurücken, kein Gehör ge-

geben, wie er dieß angeblich auch dem linken Flügel abgeschlagen. Inwiefern diese Angaben gegründet oder ungegründet seyn mögen, müssen wir natürlich dahingestellt seyn lassen — der Erfolg hat jedoch bewiesen, daß seine Hülfe nicht nöthig war. Es ist also auch wahrscheinlich, daß jene Nachricht nur durch schiefe und falsche Urtheile in die Geschichte übergegangen, wie wir dieß so häufig finden. Wer übrigens den Krieg mitgemacht, weiß, wie rasch manche Leute mit dem Hülfefordern bei der Hand sind — vielleicht hatten hier weder König Johann, noch der Herzog von Lothringen daran gedacht. — Der zweite Versuch des Königs von Polen, nachdem er seine Truppen unter dem Schutze der deutschen Infanterie wieder gesammelt, war von dem glänzendsten Erfolge und führte eine Entscheidung herbei, wie sie wohl von Niemand gehofft worden. Die Namen Sieniawski, Leszinski, Lanskoronski, Potocki, Rzewuski — die theilweise schon mehr oder weniger aus den früheren Türkenkriegen her bekannt waren — erglänzten hier in einem neuen Lichte. —

Am blutigsten unbedingt fiel die Entscheidung auf dem linken Flügel. Hier fochten die Türken mit der ihnen eigenen Tapferkeit, welche an ihre Heldenperiode erinnerte. Auch scheint der hier befehligende Pascha von Diarbekir bessere Anstalten getroffen zu haben, als Kara Mustapha im Allgemeinen, und der Pascha von Ofen, der auf dem linken Flügel die Türken befehligte. Erst nach

wiederholten Anstrengungen und mannigfachem Hin- und Herschwanken des Sieges entschied sich letzterer für die Christen, die dann ihren Siegeslauf auch sofort bis an die Thore Wiens selbst fortsetzten. Die Geschichte hat es dankbar aufbewahrt, daß 33 Prinzen auf diesem Flügel fochten, unter denen wir auch den später so berühmt gewordenen Prinzen Eugen von Savoyen, damals 19 Jahr alt, finden. Alle waren den tapferen Oesterreichern und Sachsen, die hier fochten, Vorbilder und Muster jenes ausgezeichneten Muthes und jener Ausdauer, mit welcher diese den damals so fürchterlichen Türken entgegentraten *). Auch trug deren Beispiel nicht wenig zum Siege bei.

Von der Theilnahme der Centrums selbst an der Schlacht finden wir wenig verzeichnet. Auf jeden Fall trat dessen Mitwirkung erst entschieden ein, als auf den Flügeln die Sache bereits entschieden war. Coyer sagt zwar, daß die Armee zu gleicher Zeit mit langsamem und gleichem Schritt den Berg heruntergerückt sey, die Glieder geschlossen, die Kanonen vor sich hergerollt, und daß man auf 30 oder 40 Schritt Halt gemacht und gefeuert habe — aber dieß ist eine vom Manöverplatz entlehnte Beschreibung. Ueberdieß ist in seinem

*) Es waren überhaupt 4 regierende Herren und 26 Prinzen aus regierenden fürstlichen Häusern beim Heere. — Ganz Deutschland war da, sagt Voltaire, nur der Kaiser fehlte.

Berichte Wahres und Falsches so durcheinander vermengt, daß es einer großen Vorsicht dabei bedarf. Zwar will er das, was den kriegerischen Theil seiner Ueberlieferungen betrifft, aus den handschriftlichen Memoiren eines gewissen Dúpont haben, der als Ingenieur en Chef und Hauptmann einer Freicompagnie von 200 Dragonern den König auf allen seinen Feldzügen begleitet — aber gegen nichts muß man vorsichtiger seyn, als gegen dergleichen Ueberlieferungen. Sie sind gewöhnlich wie die Portraits und Schilderungen, welche Verliebte von ihren Geliebten entwerfen. — Auch im Centrum fochten viele von Deutschlands Fürsten: die Kurfürsten von Sachsen und Bayern, dann die fünf Brüder der Gemahlin des Kaisers, die Herzöge von Eisenach, Weißenfels, Sachsen-Lauenburg, Braunschweig-Lüneburg, Württemberg, Holstein, Pfalz-Neuburg, die Fürsten von Bayreuth und Waldek. — Was die Aufstellung der Türken anbetrifft, so ist auch hierüber nichts bekannt. Da ihr Heer aus Türken, Walachen, Moldauern, Ungaren, Siebenbürgen, Tartaren und noch unendlich vielen asiatischen Völkerschaften bestand, so fand wahrscheinlich kein bestimmtes System in ihrer Formation statt — sie folgten vielleicht nationalen Institutionen und Bedürfnissen. Es ist jedoch anzunehmen, daß in ihrer Aufstellung eine gewisse Tiefe vorherrschte, wie dieß durchweg charakteristisch bei den Orientalen ist. —

Den Anordnungen des Königs selbst muß man

alle Anerkennung zollen. Er war thätig und umsichtig in einem hohen Grade. Den ganzen Marsch hatte er zu Pferde mitgemacht, und von seinem ersten Zusammentreffen ab mit dem Herzoge von Lothringen zeigte er einen Takt, der ebensowohl den König, als den Heerführer ehrt. Auch war es gerade eine Persönlichkeit, wie die des Königs, um eine Armee so sonderbarer Composition zusammenzuhalten. Uebrigens ersetzte der Name des ruhmgekrönten Feldherrn vollkommen, was ihm an Vollzähligkeit seiner Schaaren abging. Wir dürfen die Bahn des Helden nicht verfolgen, und uns noch weniger zu Betrachtungen über dessen frühere Thaten wenden. Aber das Leben desselben ist reich an schönen Entwürfen und großartiger Durchführung derselben, die eine reiche Persönlichkeit unterstützte. König Johann gehört mit zu den größten militairischen Notabilitäten, welche der Nord-Osten Europas hervorgebracht hat.

III.

Die Türken. Allmähliger Verfall ihrer militairischen Institutionen.

Der militairischen Institutionen der Türken ward schon früher gedacht *). Ihre großen Kriege und Eroberungen brachten jedoch keine Veränderungen in ihrer Organisation hervor, sie ward nur erweitert. Das Corps der Janitscharen, das ursprünglich nur aus 10,000 Mann bestehen sollte, wuchs allmählig auf 40,000, und soll auch in den glänzendsten Zeiten des Reichs nie diese Zahl überstiegen haben. Suleiman hatte deren auf seinem letzten Feldzuge während der Belagerung von Siget nur 12,000 Mann. Außer den wirklichen Janitscharen jedoch, welche in den Listen eingetragen waren, gab es noch Ehrenmitglieder, zu denen nicht allein viele Bewohner Constantinopels, sondern auch die höchsten Beamten und sogar der Sultan selbst gehörten. Er war Janitschar der 1. Orta (Regiments) und erhielt als solcher täglich 1000 Asper Gehalt. Am Tage, wo er den

*) I. 2. S. 255 und 513 dieses Werkes.

Säbel in Ejub umgürtete, zog er an den Kasernen des 61. Regiments vorüber, ließ sich dort Kaffee und Sorbet verabreichen und sagte dann zu den Janitscharen: So Gott will, sehen wir uns in Rom wieder. —

Die Hauptmasse in numerischer Hinsicht bildeten die Ueberzähligen, Leute aus Constantinopel, welche keine Löhnung erhielten, und die nur für Wohnung und Kost dienten. Durch sie erhielten die Janitscharen später jenes Gepräge des Ungehorsams und der Meuterei, welche in der späteren Geschichte derselben so eine große Rolle spielen. Sie thaten gemeinhin alle Dienste, deren sich die Besoldeten eben nicht sonderlich befliſſen. Hierdurch erlangten sie gerade jenen Ascendant, der sich auf die Besoldeten so nachtheilig äußerte.

Die Janitscharen selbst wurden in Ortas oder Regimenter von ungleicher Stärke eingetheilt. Es gab deren zu 500 und 400 — ja zu 100 Mann. Die Zahl der Ortas bestand zu Suleiman's Zeiten aus 165, vermehrte sich aber allmählig auf 195. Die eigentlichen Janitscharen ergänzten sich aus den Adschan Oglan (unerfahrenen Knaben), d. h. aus den Kindern der Janitscharen, die regimentirt und militairisch verpflegt waren und unter der Aufsicht eines eigenen höheren Beamten standen. So wie sie ein gewisses Alter erreicht hatten, traten sie in eine Orta. Früher hatten solche nur aus Christenkindern bestanden, welche man den Eltern entrissen, und die hier für den Dienst des

Großherrn gebildet wurden. — Die Ortas hatten in sich einen eigenen Rang. Die 19te hatte den ersten, die 1ste den zweiten und die 111te den dritten Rang. Dann folgten die Nummern in ihrer natürlichen Ordnung. Die ersten 61 Ortas hießen Buluks (Pulks), die folgenden 33 bis auf die 96ste hießen Segbane (Seimen), welches die Benennung für die frühere Infanterie vor Stiftung der Janitscharen war. Die diesen zunächst folgenden hundert Regimenter wurden Dschemaat (Versammlung), auch wohl Piade oder Jaja (Fußgänger) genannt. — Ebenso hatten die Janitscharen-Ortas auch verschiedene Vorrechte untereinander. Es genoß z. B. das 56ste Regiment des ausschließlichen Vorrechts, die Wache beim Janitscharen-Aga zu geben und dessen Barke zu bemannen ꝛc. Die Buluks versahen den militairischen Dienst in der Hauptstadt, wurden jedoch auch zum Garnisondienst in anderen Plätzen mit den Dschemaat herangezogen.

Was die innere Ordnung bei den Ortas oder Regimentern betrifft, so änderte sich im Laufe der Zeit wenig in deren ursprünglicher Organisation. Doch ging die Zucht und Ordnung in diesem Corps in dem Grade verloren, als die Regenten selbst anfingen, sich von dem Heere zu entfernen und aus den Gemächern des Serails zu regieren. Wir sagten bereits, was hierzu den Anstoß mit gab. Die Janitscharen sanken so allmählig immer tiefer, und wurden, wenngleich noch nicht in dieser Pe-

riode, wahre Stadtsoldaten, in der übelsten Bedeutung des Wortes. Gefiel irgend Etwas nicht diesen Leuten, blieb die Löhnung zufällig aus, so brachen auch sofort Unruhen aus. Diese offenbarten sich gewöhnlich darin, daß sie ihren Pilaw, ihren Reis unangetastet ließen — dieser Mangel an Appetit, sagt Herr von Hammer in der Staatsverfassung des osmannischen Reichs, hat mehr als einem Wesir den Kopf, mehr als einem Sultan das Leben gekostet. Gewöhnlich war die Moschee Orta Dschamissi, welche in der Mitte der Kasernen stand, der Mittelpunkt solcher Versammlungen, deren Resultat sich dann auf dem Platze vor den Kasernen (el Meidan, der Fleischplatz) offenbarte.

Das Haupt der Janitscharen war der Aga, der Jenitscheri Agassi, der gewöhnlich ein Pascha von drei Roßschweifen seyn mußte, der, mit Ausnahme der drei ersten, alle Stellen des Corps, so wie alle Commandantenstellen im ganzen Reiche vergiebt, der dabei Sitz im Divan hat, die oberste Polizeibehörde in Constantinopel bildet und zugleich einen eigenen Hof, Pforte, Divan hält. Suleiman's Einrichtungen sicherten ihm täglich 500 Aspern und 80,000 Aspern Gerstengeld zu. Seine äußere Stellung entspricht ganz dieser großen Bedeutsamkeit. Im Divan erscheint er in der Kleidung der Wesire, führt silberne Steigbügel und Streitkolben. Der Oberste der Seradsch Baschi (Sattelknechte) schreitet in rothem Dolman

mit goldenem Gürtel vor ihm her und trägt das Holz, worin den zu körperlicher Züchtigung verdammten Janitscharen die Füße eingespannt werden. Im Kriege werden ihm drei Roßschweife und eine weiße Standarte vorgetragen und vier Handpferde nachgeführt. Zur Seite geht ihm die Leibwache des Wesirs zu Fuß, und Fahne und Musik folgen ihm. Von den Confiscationen der Güter aller Janitscharen gehört ihm ein Drittheil. Scheidet er aus seinem Verhältniß, so wird er gewöhnlich Beglerbey von Rumili, oder Großadmiral — bei Entlassung oder Absetzung wird ihm nur die bescheidene Stelle eines Sandschakbeys zu Theil. Gewöhnlich wählt der Großherr seinen Jenitscheri Agassi aus den Janitscharen selbst, doch geschah es auch wohl, daß er ihm besonders ergebene und treue Günstlinge aus seinem Gefolge dazu ernannte.

Ihm unmittelbar folgt an Rang und Gewalt der Kul Kiaju, der erste General-Lieutenant. Ihm steht die Ernennung zu den geringeren Stellen vom Obersten abwärts, jedoch mit Beistimmung des Aga, zu. Zwischen ihm und dem Aga werden zugleich alle Geschäfte, welche die Janitscharen selbst betreffen, abgemacht, alle Verhältnisse regulirt. Da er hierdurch gewissermaßen die persönlichen Verhältnisse des Corps leitet, oder doch darauf den meisten Einfluß übt, so hat er natürlich auch einen ungemeinen Einfluß auf sie. Seine Absetzung kann daher auch nur mit einer allgemeinen Beistimmung des Corps geschehen. — Für den Krieg selbst er-

läßt er an die Besatzungen der Grenzplätze die nöthigen Befehle, und trifft in Schlachten und bei Belagerungen die erforderlichen Veranstaltungen für Angriff und Vertheidigung. —

Zu den höheren Befehlshabern der Janitscharen gehört ferner der Segban Baschi, der Chef der 33 Orta, in welchen, wie wir bereits wissen, die frühere Benennung des Fußvolkes Segban, Seimen erhalten ist. Früher hatte er sogar den Rang vor dem Kul Kiaju. —

Die hierarchische Stufenleiter der anderen, bei den Janitscharen gewöhnlichen Grade ist unserem Zwecke zu fern, und wir dürfen von deren Bedeutung ganz abstrahiren. Nur des Basch Tschausch, des Obersten der Militairtschauschen, des Orta Tschausch und des Jenitscheri Efendissi, die nur durch ihre Beziehungen zu den Janitscharen merkwürdig sind, wollen wir hier noch gedenken. Der Basch Tschausch, zugleich der Oberste des fünften Regiments, reichte dem Divan die Bittschriften der Janitscharen ein und berief die verschiedenen Ortas nach der Ordnung, wie sie ihre Löhnung empfangen sollten, in den Hof des Serails, worauf ihn die Obersten ihren Leuten ertheilten, mit Ausnahme jedoch der Segbans, welche ihn durch den Segban Baschi erhielten. —

Der Orta Tschausch, der eigentlich nicht mehr mit zu den höheren Chargen der Janitscharen zählte, war mit Hinrichtung der Janitscharen beauftragt. Diese sowohl, wie alle andern Strafen, wurden nicht öffentlich, sondern im Innern der Kaserne

vollzogen. Die Barbarei, die Soldaten öffentlich zu stäupen und durch die Gassen zu peitschen, ist eine Erfindung des nördlichen Europas, das auch durch das sogenannte philosophische Jahrhundert hindurch diese Gewohnheit beibehalten hat und erst in neuester Zeit davon abgegangen ist. —

Der Jenitscheri Efendissi, oder Efendi der Janitscharen, war mit Führung der Listen und Register des Corps beauftragt. Veranlaßten ihn seine Geschäfte öffentlich zu erscheinen, so begleitete ihn stets ein ganzes Regiment. Ueberdieß hatten auch noch die drei großen Abtheilungen der Janitscharen, welche wir bereits kennen, die Buluk, Segban und Dschemaat, jede ihren eigenen Efendi, und jedes Regiment überdieß noch seinen eigenen Pfortenschreiber, Kapu Jasidschi. Eine Verordnung aus den Zeiten Suleiman's setzt die Rangverhältnisse dieser verschiedenen Chargen im Divan der Janitscharen fest. —

Ein eigener Schreiber, der Fodola Kiatibi, besorgte die Angelegenheit der Soldatenkinder, welche Brotfresser, Fodachoran, genannt wurden. — Wir finden ähnliche Institutionen für Soldatenkinder nirgends als in Rußland, dessen frühere militairische Organisation, wie wir bereits gesagt, überhaupt viel Analoges mit der türkischen hatte. Noch heute widmet Rußland den Soldatenkindern große Aufmerksamkeit und erhält deren ein ganzes Heer in seinen Instituten *).

---

*) Nach Krusenstern Précis du système, des pro-

Wir sahen bereits, daß das Janitscharen-Corps in sich mehrere Abtheilungen bildete, unter denen die Buluk oder Rotten, und die Segban und Dschemaat die Collectivbenennungen dafür gaben. Die Segbans, meint Herr von Hammer, könnten füglich die Jäger genannt werden, eine Benennung, die, wenn wir den berühmten Historiker recht verstehen, davon stammt, daß sie den Sultan auf der Jagd begleiteten *). Der Segban Baschi, der Befehlshaber derselben, hatte seinen Rang unmittelbar nach dem Janitscharen-Aga, war dessen natürlicher Stellvertreter und genoß dann alle Vorrechte seiner Würde. Auch ihm ward das Holz, worin dem zu Stockstreichen verurtheilten Janitscharen die Füße eingezwängt waren, als Zeichen seiner Würde durch einen Serradsch (Sattelknecht) vorangetragen.

Die verschiedenen Abtheilungen des Corps hatten auch verschiedene Verrichtungen, die sich in den Namen der verschiedenen Ortas aussprachen. Da gab es Kameeltreiber, Spürhundwärter, Doggenwärter ꝛc., Verrichtungen, welche daran erinnern, daß die Janitscharen schon ursprünglich nicht

---

grès et de l'état de l'instruction publique en Russie 179,981, deren Erhaltung 8,687,194 Rubel betrugen. Darunter sind etwa nur 400 Pensionaire.

*) Eigentlich stand dieses nur der 33. Orta zu.

allein für den Krieg, sondern auch zu Hausdien-
sten bei ihren Gebietern bestimmt waren, Etwas,
das sich im Allgemeinen in der Geschichte der
Orientalen wiederholt. Wie bei den christlichen
Völkern die am höchsten geachtet wurden, welche
den Regenten am nächsten standen, so auch im
Orient. Der Oberjägermeister bei den Christen
und der Shamshundschi Baschi, der Oberster der
Doggenwärter, einer der Herren des Heerds, das
ist, der General-Lieutenants der Janitscharen, wer-
den ziemlich ein und dasselbe seyn. — Mit dem
Verfall der Janitscharen selbst näherte sich auch
der Adschem Oglan, d. h. die Soldatenkinder-Schu-
len, aus denen, wie bereits gesagt, das Corps sich
ergänzte, seiner Auflösung. Ehedem in 30 Kammern
getheilt, bestanden sie bei Auflösung des Corps nur
noch aus vier. —

Solange die Regenten selbst kriegerisch waren
und an der Spitze ihrer Heere kämpften, bildeten
die Janitscharen ein ausgezeichnetes Corps, das
wohl durch seine Tapferkeit und seinen Gehorsam,
aber nicht durch den Geist der Unordnung und
des Ungehorsams sich auszeichnete. Mangel an
Tapferkeit und kriegerischer Tugend wurden nicht
allein im Einzelnen, sondern auch im Ganzen be-
straft. So ward einst die 64. Orta dieserwegen
ganz aufgelöst, und nur der leere Name derselben
blieb zur etwanigen Erinnerung als abschreckendes
Beispiel bestehen.

Der Verfall dieses einst so ausgezeichneten

Corps datirt ohne Zweifel von der Zeit her, daß es Gewerbtreibenden aller Art erlaubt ward, sich in die Listen der Janitscharen eintragen zu lassen, um so von den Prärogativen derselben vortheilen zu können, ohne deren Verpflichtungen zu theilen. Es ist nicht anzugeben, wann dieß zuerst geschehen. Auf jeden Fall aber ist die Sache schon alt, ward anfangs wahrscheinlich nur als Begünstigung betrachtet, bis die Weichlichkeit und Verderbtheit der Oberen den Mißbräuchen Thür und Thor öffneten. Die Sache, einmal so weit gediehen, ging bald noch weiter. Den Krämern, Trödlern und andern ihres Gelichters ward es bald unbequem, sich den Aufrufen zum Marsche, zum Dienste ꝛc. zu fügen, und somit wurden denn Stellvertreter ersonnen — Jamaks — welche für die eigentlichen Janitscharen marschirten, wenn sie vielleicht nach einer entfernten Provinz ziehen sollten. Diese Stellvertreter wurden gewöhnlich aus dem verworfensten Gesindel gewählt, und so konnte es denn auch nicht fehlen, daß der Geist der Disziplin und Ordnung sehr bald gänzlich untergraben ward.

Die Soldverhältnisse der Janitscharen waren sehr zweckmäßig eingerichtet. Sie bekamen, insofern sie aus den Soldatenkindern stammten, von dem Tage ihrer Geburt ab drei Aspern, bis sie später den Janitscharensold erhielten. Dieser betrug 4—7 Aspern täglich. Zeichneten sie sich besonders aus, so rückten sie in eine höhere Soldklasse. Sie konnten so von 7 bis 39 Aspern stei-

gen. Dieser Sold sollte eine Belohnung seyn, und zugleich dazu dienen, dem Janitscharen bei seiner dereinstigen Untauglichkeit für den Dienst eine sorgenfreie Existenz zu bereiten. Alle, welche sich so einen höheren Sold erworben hatten, hießen Oturak. In der Zeit des Verfalls der Janitscharen wurde diese Solderhöhung allerhand Leuten zugewandt, die es verstanden hatten, sich die Gunst ihrer Offiziere zuzuwenden, wodurch eine Menge von Müßiggängern in die Klasse der Oturaks kamen. — Für Leute, welche sich zu beschwerlichern Dienstverrichtungen hergaben, waren noch besondere Soldsätze bestimmt. Dergleichen Bravos hießen Serdengetschdi, Freiwillige, verlorne Knechte. Solche erhielten, sie mochten nun aus den Spahis oder den Janitscharen gewählt seyn, 10 Aspern Zulage zu ihrem Solde. Diese blieb ihnen für die Dauer ihres Lebens, wobei sie noch von jedem Dienst befreit waren. Machte so ein Freiwilliger aber noch einen Feldzug mit, so ward ihm dieselbe Zulage nicht allein noch einmal bewilligt, sie verblieb ihm sogar auch nach Beendigung des Krieges. Ein Janitschar also, der mit 3 Aspern Löhnung sich hatte als Freiwilliger einschreiben lassen, konnte bis auf 23 Aspern täglichen lebenslänglichen Soldes in zwei Feldzügen gelangen.

Der Janitschar war gehalten, sich von seinem Solde nicht allein zu ernähren, im Fall er nicht in der Kammer essen wollte, er mußte sich davon auch kleiden. Für jenen Fall jedoch ward ihm

ein reichlicher Victualiensatz als Zuschuß oder Entschädigung bewilligt. Zur Kleidung pflegten sie wohl vom Sultan blaues Tuch zu erhalten. Gleichförmig ist wie der Schnitt der Kleider, Dolama, woraus der ungarische Dolman entstanden ist. Beinkleider und Stiefeln waren von derselben Farbe, erstere von blauem Tuche und sehr weit, letztere von rothem Leder. Die Mützen bestanden aus weißem Filze, in der Form, wie wir derselben schon gedachten *), vorn mit einem messingenen Löffelfutteral, worin der Löffel steckte. — Die Offiziere unterschieden sich von ihren Leuten durch die Mützen, die Obersten durch helmförmige Hauben mit Federbüschen, so wie durch metallene Gürtel und Schildchen. Die Obersten der 62 Buluk trugen schwarze, die der Segban rothe, und die der Dschemaat gelbe Stiefeln. — Für die disziplinarischen Angelegenheiten bildete jedes Regiment oder Kammer gleichsam eine geschlossene Familie. Die altgedienten Janitscharen konnten darauf einen sehr wohlthätigen Einfluß üben und wurden den Umständen gemäß von den Offizieren hierin unterstützt. Die Vergehen der Soldaten wurden stets einzeln bestraft, ohne daß das Corps davon unterrichtet wurde.

Viel zur Desorganisation des Corps haben noch die Donative beigetragen, welche jeder Sultan bei Besteigung seines Throns den Soldaten

*) I. 2. S. 515 dieses Werkes.

verabreichen lassen mußte. Es wuchs mit der Schwäche der Regenten und stieg allmählig von einem Thaler auf einen Ducaten, dann auf 5, ja endlich auf 12 Ducaten.

Wie die Janitscharen dieser Periode bewaffnet gewesen, ist nicht bestimmt zu erweisen. Wir finden sie in ihren besseren Zeiten mit Feuerröhren, Armbrüsten, Bogen und Säbeln versehen; doch ist nicht bekannt, in welchem Verhältniß. Auch wissen wir nichts von den taktischen Formen für das Gefecht. Sie griffen gewöhnlich mit großem Muthe an und schlugen sich mit größter Hartnäckigkeit. Ihre eigentliche Hauptstärke war das Eindringen in die feindlichen Glieder mit dem Säbel in der Hand. Doch giebt es auch viele Fälle, daß sie sich im Unglück mit Muth und Entschlossenheit betragen. Mit Beginn des siebenzehnten Jahrhunderts offenbart sich der sichtbare Verfall dieses Corps, das so oft die Christenheit in Schrecken versetzt. — Zu den ausgezeichneten Corps der türkischen Armee haben zu allen Zeiten die Topdschi oder Artilleristen gehört. Wie es scheint, stand diese Waffe zur Zeit eines Suleiman ꝛc. höher als bei den christlichen Heeren; wenigstens war deren Ausrüstung mit einer Art Luxus besorgt, während sie bei den christlichen Heeren fast immer an Armseligkeit laborirte. Gemeinhin jedoch waren es Ausländer, welche ihnen die Geschütze gossen und ihre Parks ausrüsteten. Es war in den Ansichten jener Zeit, wenn die Türken besonders durch große und

schwere Stücke zu excelliren suchten. Bei den verschiedenen langwierigen Belagerungen, die sie in ihrer Heroenperiode unternahmen, sicherte ihnen dieß manche Vortheile zu, und so kam es, daß sie für den Feldkrieg dieselben Anordnungen bestehen ließen, wodurch sie natürlich in Nachtheile mancher Art geriethen. So sehr nun auch das Artillerieweſen bei ihnen im Allgemeinen gefördert worden seyn mag, so ein entschiedenes Uebergewicht sie hierin momentan über die Christen hatten, so haben sich dennoch die Türken nie als Erfinder oder auch nur als Erweiterer artilleristischer Gegenstände documentirt. — Das Corps der Artilleristen war im ganzen Reiche vertheilt und hatte einen Topdschi Baschi an der Spitze und überdieß einen besonderen Aufseher oder Inspektor (Nasir), an dessen Seite ein Secretair das Personelle des Corps und die Listen desselben besorgte. Für jedes Geschütz hatte man einen Usta oder Konstabler, seinen Stellvertreter oder Gehülfen (Jamak) und 8 Artilleristen. In späteren Zeiten (unter Selim) wurden außerdem noch 8 Musketiere (Tufenkdschi) zur Bedienung der Geschütze ausgebildet, eine Institution, die durch Ausländer zu ihnen kam, und die wir bereits bei verschiedenen Völkern kennen gelernt haben. —

Die Artillerie hatte ihr eigenes Fuhrwesen*), eine Institution, die aus den frühesten Zeiten her

*) Das türkische Fuhrwesen Woynak.

datirt. Die Top Arabadschi hatten gleichfalls ihren eigenen General, den Top Arabadschi Baschi. Die Artillerie sowohl als die Parks waren mit Büffeln bespannt, wie wir dieß in Italien und oft auch bei den Deutschen in dieser Periode finden. An innerer Tüchtigkeit stand dieß Corps den Artilleristen sehr nach. Gewöhnlich waren es die Parks, welche sowohl beim Vorgehen die meiste Unordnung verursachten, als auch beim Zurückgehen das Signal zum Durchgehen — denn dieß waren fast immer die türkischen Rückzüge — gaben.

Ein eigenes Corps bildeten die Kumbaradschi oder Bombardiere. Suleiman hatte deren Zahl nur auf 301 festgesetzt und ihnen dadurch, daß er ihnen keinen Sold, sondern Lehen, Timare oder Siamet verlieh, eine höhere Bedeutung gegeben. Die Leistungen derselben waren in manchen Zeiten nicht ohne Erfolg, wie dieß aus der Geschichte der verschiedenen Belagerungen genügend hervorgeht. Wie, seit daß die Sultane nicht mehr an der Spitze ihrer Armeen erschienen, Alles stationair wurde, so auch die Organisation dieses Corps. Bis zum Jahre 1737 behielt es ganz seine ursprüngliche Gestalt, und nur damals erst ward es durch die Neuerungen, welche in der türkischen Armee Statt fanden und welche wir später berühren werden, getroffen. —

Ihnen gleich an Rang standen die Laahumdschi oder Minengräber, welche gleichfalls zu den ältesten Institutionen gehören. Die Minengräber spiel-

ten zu allen Zeiten eine Rolle im Orient, und wir haben bereits gesehen, von welchem Umfange öfters deren Arbeiten waren, noch ehe das Pulver erfunden war. Die Belagerungen der Türken sind voller Beweise von der Thätigkeit und Ausdauer dieses Corps, dessen Arbeiten jedoch nicht immer mit der nöthigen Umsicht, und unterstützt von den nöthigen theoretischen Hülfsmitteln, geführt wurden. —

Einen integrirenden Theil der Infanterie, zu der alle die genannten Corps noch zählen, bildeten ferner die Waffenschmiede — Dschebedschi, die Panzerschmiede, die, wie die Plattner in Deutschland unter den Gewerken, bei den Türken eine eigene Zunft in der Armee bildeten. Sie fertigten alle Waffen für die Armee an und bildeten ein Corps von anfangs nur 700 Mann, das allmählig bis auf 7000 vermehrt ward. In früheren Zeiten scheinen sie von allen Waffenübungen ausgeschlossen gewesen zu seyn, und erst zur Zeit Selim's, der so tief in alle militairischen Organisationen eingriff, erhielten sie eine Verfassung, wie sie ungefähr die Handwerksstätten der deutschen und anderen Mächte haben. Der Chef der gesammten Dschebedschi war der Dschebedschi Baschi oder General des Munitionswesens, der in seinem Range zwar, den ihm schon Suleiman anwies, nach dem Janitscharen und Spahi-General rangirte, aber doch nur einen täglichen Sold von 70 Aspern bezog. Die Waffenschmiede zogen eben so gut wie die Janitscharen mit ins Feld. —

Die Janitscharen, Waffenschmiede, Artilleristen, Artillerie-Fuhrleute, Bombardiere und Minengräber bildeten Bestandtheile der türkischen Macht während ihrer Heroenperiode, und wurden ausschließlich zur Infanterie gerechnet. Doch wurden sie zur Zeit des Krieges noch von Aufgeboten und Freiwilligen unterstützt und vermehrt. Zu den letzteren gehörten die Mosselems oder Befreiten, die auch unter der Benennung Asab, eine Benennung, die ihnen Murad II. nach einem ihrer Begs beilegte, bekannt geworden sind. Sie waren eigentlich eine Art Landmiliz, die lange Nebenbuhlerin der Janitscharen gewesen, bis sie später ausschließlich für den Dienst der Flotte und zu Grenzbesetzungen verwandt wurden. Ein anderes Freicorps dieser Art waren die Lewendi (Levies), die jedoch später mit Gewalt unterdrückt werden mußten. —

Die Reiterei war fast analog der Infanterie organisirt — sie zerfiel in die besoldete und belehnte. — Erstere bildete sechs regelmäßige Corps. 1) Die Spahis, Reiter, deren Stiftung, wie bekannt, mit der der Janitscharen unter Murad I. (1376) coinzidirt. Sie waren die vornehmste Art derselben, und hatten, wie die französischen Ritter ihre valets, ihre Woinaks, welche sie bedienen und zugleich für deren Pferde sorgen mußten. Ihre rothe Standarte (Bairak) wehte unmittelbar zur Rechten der heiligen Fahne. Der Sold eines Spahis konnte durch längere Dienste allmählig wach-

sen und bis auf 99 Aspern steigen, also die vierfache Höhe des Maximums der Löhnung eines Janitscharen erreichen. Zuerst nur auf etwa 7000 Mann berechnet, erreichten sie nach und nach eine Höhe von circa 12,000 Mann. 2) Die Silihdarn oder Waffenträger, ursprünglich bestimmt, in der Schlachtordnung den Rücken des Großherrn zu decken, gehörten gleichfalls mit zu den ältesten Corps des Heeres. Anfänglich in der Rangordnung vor den Spahis, wurden sie daraus durch deren allmählige Vermehrung heruntergedrückt und erhielten so den Platz zur Linken des Sultans, nachdem sie lange den zur Rechten gehabt. Sie hatten ihren eigenen Chef und führten eine gelbe Fahne. Auf den Märschen lag es ihnen ob, die Wege vor dem Großherrn zu ebnen und herzustellen, die Erdhügel aufzuwerfen, worauf die Roßschweife gepflanzt wurden, und hierbei die herkömmlichen Formalitäten zu beobachten. Sie hatten ihren eigenen Aga oder General. —

Die Söldlinge des rechten Flügels, 3) Ulesedschiani semin, so wie die Söldlinge des linken Flügels, 4) Ulesedschiani jessar, fochten zu beiden Seiten der heiligen Fahne, unmittelbar an der Seite der Spahis und Silihdare. Sie waren zu gleicher Zeit mit Bewachung der Kriegskasse und mit dem Polizeidienst im Lager beauftragt. Für den ersten Zweck waren eigens sieben Buluk Subaschissi oder Vögte aus ihnen erwählt. Auch waren aus ihnen drei Leute bestimmt, Stakdschi, denen ausschließlich

der

der Verkauf der im Laufe des Krieges unbrauchbar gewordenen Zelte oblag. Die Söldlinge des rechten Flügels, deren es 521 gab, führten eine grüne, die des linken aber, 488, eine grüne und weißgestreifte Fahne. —

Zu ihnen kamen ferner die Fremdlinge des rechten Flügels, Ghurehai jemin, und die des linken, Ghureha jessar, die rechts und links der heiligen Fahne an der Seite der Söldlinge der Flügel, doch diese gleichsam echellonirend, fochten. Hammer meint, daß sie ihren Namen sowohl als ihre erste Einrichtung ihrer Entstehung verdankten, indem sie gewöhnlich aus arabischen und persischen Ueberläufern gebildet, und dann zu den härtesten und gefahrvollsten Dingen gebraucht wurden. Auch diese Truppenart war nicht besonders zahlreich, denn der des rechten Flügels gab es zu Mahumed's IV. Zeiten nur 410, und der des linken nur 312. — Die sechs von uns angeführten Corps bildeten den Kern der türkischen Reiterei, und ihnen lag besonders die Bewachung der heiligen Fahne, welche als das Panier des ganzen Reichs betrachtet ward, ob. Für die Größe des Reichs war die Zahl derselben aber nicht bedeutend, und es ist also wahrscheinlich, daß bei deren Wahl mit höchster Sorgfalt verfahren ward. — Dieser Kern der Reiterei focht nur in Schlachten oder bei größeren Gefechten, ungefähr wie die hommes d'armes oder Reisigen in den französischen und deutschen Heeren. Ihnen voran

gingen die Akindschi, Streifer, eine Art unregelmäßiger Reiter, die weit und breit umher streiften, das Heer nach allen Richtungen umgaben, aber gewöhnlich nur von Raub und Plünderung lebten. Sie waren ungefähr das, was die Kosaken noch heute dem russischen Heere sind, die Augen und Ohren desselben. In kleinen Abtheilungen durchzogen sie weit und breit das feindliche Land, und Oesterreich hat nicht selten die Leiden empfunden, welche deren Erscheinen stets mit sich brachte. Kleine, zu solchen Raub- und Recognoscirungszügen verwandte Detachements hießen Tschetedschi oder Tscharkadschi. Sie alle standen unter einem Pascha, der nach ihnen Tschetedschi oder Tscharkadschi Pascha hieß und der die Leitung dieser Excursionen im Allgemeinen im Auge behielt. Wir dürfen dergleichen Unternehmungen ganz füglich mit den Raubzügen oder Woldaus der Deutschen vergleichen, deren wir bereits früher gedachten. — Einzelne Abtheilungen berittener Janitscharen und Segbans, die wir hier und dort noch als zur Reiterei gehörig verzeichnet finden, fungirten wahrscheinlich als eine Art Divisionsreiterei, gaben die Ordonnanzen und genügten vielleicht auch sonst einzelnen dienstlichen Obliegenheiten, deren Details uns jedoch nicht weiter bekannt sind. Die berittenen Tschauschen und Fouriere des großherrlichen Hauses möchten wir zur Cavallerie nicht rechnen, da ihnen die Pferde wahrscheinlich nur als Transportmittel dienten, oder ihnen des Anstandes halber verliehen waren. —

Die überwiegende Mehrzahl der türkischen Cavallerie bildete die zweite Abtheilung derselben, die belehnte Reiterei, die aus den Dienstmännern der Timare und Siamet besteht, d. h. die militairischen Lehen, welchen für bestimmte Einkünfte von Land und Gut die Verpflichtung oblag, im Kriege mit einer gewissen Anzahl von Reitern bei der Armee zu erscheinen. Diese im Orient uralte Einrichtung, von den Persern den Osmanen überkommen, gab in späteren Zeiten den Grund zur Eintheilung des ganzen Reiches. Das Reich erhielt dadurch den Charakter einer Lehnsmonarchie, deren einzelne Statthalterschaften als eben so viele Abtheilungen des großen militairischen Heerbannes betrachtet werden konnten. — Das Land war zu diesem Behuf durch Europa, Asien und Afrika in gewisse (später 25) Ejalets oder Statthalterschaften getheilt, welche durch eine ihnen entsprechende Anzahl Paschas oder Statthalter regiert wurden, unter denen dann die Lehnträger in ihren verschiedenen Abstufungen, vom Sandschakbeg (mit einem Roßschweif) bis zum Besitzer des geringsten Timars und Siamets stehen. Eine genaue Vorschrift hatte das Contingent, wenn wir uns dieses Ausdrucks bedienen dürfen, für jeden Lehnbesitzer vorgeschrieben, die dann in ihrer Totalität, mit dem Hofvolk des Paschas Kapu Chalki das Contingent an Reiterei für das Ejalet bildeten *). Die Ab-

*) Von Halka, der Ring, indem der Pascha bei öffent-

stufungen in der hierarchischen Stufenleiter der verschiedenen Lehnbesitzer dürften für uns weiter kein Interesse haben. Wir bemerken nur, daß der Pascha als oberster Anführer der Leute seiner Aufgebote erschien. Als besondere Ehrenzeichen wurden ihm, neben den drei Roßschweifen, noch sieben Handpferde, sieben Pfeifer und sieben Tambours, nebst einer vollständigen türkischen Musik gewährt, welche täglich, Nachmittags, zum Zeichen seiner militairischen Oberherrschaft, im Lager oder Pallaste desselben spielten — ein Gebrauch, der allmählig zu den Heeren der Christen überging, und sich, obgleich modifizirt, darin erhalten hat.

Herr von Hammer, in seiner Staatsverfassung und Staatsverwaltung des osmanischen Reichs, giebt die Anzahl der Sandschake dieser Lehnsreiterei auf 290, die der Fahnen oder Säbel auf 36,170, und die gesammte Mannschaft, welche daraus gestellt werden konnte, auf 93,130 an. —

Der Ertrag eines solchen Lehens hieß bei den Türken Mali Mukatele, d. i. Kampfpreis, das Lehen aber selbst Kilidsch oder Säbel. Siamet hieß jedes Lehen, dessen Einkünfte über 20,000 Aspern betrugen. Sie waren untheilbar, insofern sie aus älteren Zeiten her bestanden und nicht erst durch allmählige Hinzufügungen den oben erwähnten Betrag erhalten hatten. War letzteres jedoch

---

lichen Gelegenheiten unter ihnen, wie von einem Ringe umgeben, erschien.

der Fall, so konnten die successive hinzugekommenen Parzellen davon abgezweigt und zu anderen Siameten geschlagen werden. Dergleichen Lehen vergab allein die hohe Pforte. — Lehen, deren Ertrag nicht 20,000 Aspern erreichte, hießen Timare. Auch sie zerfielen in zwei Kategorien. Die kleineren derselben konnten von den Paschas vergabt werden, indem sie zu gleicher Zeit die Verleihungen urkundlich bestätigten. Bei größeren jedoch mußte die Vergabung in Constantinopel vorgeschlagen werden, wo sie dann meistens auch vollzogen ward. Der Lehnsmann war verpflichtet, auf seinem Lehen zu wohnen. Entfernte er sich daraus, so ward er desselben für verlustig erklärt und konnte erst nach Verlauf von zwei Jahren wieder zu dessen Besitz gelangen. Nur die Söhne der auf dem Schlachtfelde gebliebenen Lehnsmänner traten mit allen Rechten in die Stellen ihrer Väter. — Man nimmt an, daß im Durchschnitt drittehalb Berittene auf ein Lehen kommen. — Selbst Raajas oder nicht islamitische Unterthanen konnten an den Grenzen Lehen erhalten, was jedoch immer als Ausnahme und nicht als Regel betrachtet ward. Mit dem Verfall des Reiches selbst gerieth auch diese Institution in Verfall, bis sie endlich bei der gänzlichen Zertrümmerung der früheren Institutionen mit zu Grabe getragen ward. —

Aus dem Wenigen, was wir hier über die militairische Verfassung der Osmanen mitgeheilt, wird man sich überzeugen können, daß sie in den meisten

Beziehungen vollkommener war, als die der meisten christlichen Staaten derselben Periode. Aber es bedurfte starker, fester Hände, um die sonst wohlgezimmerte Maschine zu handhaben — sie verfiel mit den schwachen Regenten, welche seit Soliman (1566) den Thron bestiegen. Doch auch noch in ihrem Dahinsinken blieb die türkische Miliz ihren Gegnern furchtbar — ein Beweis von der Tüchtigkeit ihrer selbst veralteten Institutionen und dem kriegerischen Takte dieses Volkes. —

Die taktischen Verhältnisse dieser Armee betreffend, so sind wir darüber nur wenig unterrichtet. Das Asiatische in ihrer Taktik, dessen wir bereits früher erwähnt, scheint stets überwiegend geblieben zu seyn. Selbst nachdem die Feuerwaffen vorherrschend geworden, blieben Angriffe mit der blanken Waffe, stetes Zusammenhalten der Kräfte, selbst unter Verhältnissen, wo eine Theilung unerläßlich war, die Lieblingsmanöver der Armee — ein Kampf, in dem die Christlichen nur zu häufig besiegt wurden *). Die taktische Gliederung war

*) Vortrefflich charakterisirt die österreichische militairische Zeitschrift dieses Heer: Die Kriegskunst blieb bei ihnen in der rohen Natürlichkeit barbarischer Heere, wo die Menge allein in Anschlag kommt. Dem bei ihren Feldherren eingewurzelten Grundsatze, vereinigt zu bleiben, verbunden mit dem des Angriffs und ihrem natürlichen Ungestüm, verdanken die Türken, wie einst die Barbaren des Nor-

bei den Türken ziemlich der der östlichen Europäer analog, da sie, wie bereits gesagt, wohl Vieles von ihnen angenommen hatten. Abtheilungen von einem bis 50 Mann hießen Dscheride; von 50—1000 Ketibe; von 1000—4000 Dschisch. Haufen von 4000—12,000 wurden Harar, oder Chamiß, d. i. fünfgetheilte genannt, weil sie aus fünf Hauptthei-len: dem Herzen oder Centrum, dem rechten und linken Flügel, dem Vortrab, und endlich der Nach-hut bestanden — eine Eintheilung, wie sie einer unserer schärfsten Denker gleichfalls für unsere Heere wieder in Anspruch nimmt. —

Einige Schlachten, welche gegen das Ende die-ses Zeitraumes fallen, werden uns Gelegenheit ver-schaffen, einen Blick auf die Kriegführung dieses Volkes zu werfen, und uns über dessen Taktik, von der wir, wie bereits gesagt, nur wenig wissen, einigermaßen unterrichten. Wir beginnen mit der Schlacht bei St. Gotthard am 1. August 1664.

Der Krieg der Christen gegen die Ungläubigen dauerte bereits vier Jahre — Blut war schon in Strömen geflossen, aber noch fehlten große, ent-scheidende Schläge, die einen oder den anderen

---

dens, ihre meisten und schönsten Erfolge gegen Heere, die auf einer höheren Stufe militairischer Ausbildung standen, aber verabsäumten, dem ge-waltigen Stoße eine hinreichende Masse entgegen-zustellen, oder ihm zuvorzukommen. Jahrgang 1828. 1. Bd. S. 264.

Theil zu Unterhandlungen oder zum Frieden geneigt gemacht hätten. Ende Juli 1664 standen sich beide Heere am Raab, unweit des Einflusses der Laufnitz, gegenüber. Die Türken lagerten in sechs Haufen auf dem rechten Ufer, auf den Abhängen ziemlich steiler, den Fluß hier begleitender Berge, deren Fuß zwischen 700 und 1600 Schritt vom Fluß entfernt war. Die Raab, hier 10 bis 15 Schritt breit und bei gewöhnlichem Wasserstande nur 2 Fuß tief, durch häufige Regengüsse damals aber bis auf 6 Fuß Tiefe angeschwollen, bildete, nach den Türken zu, einen ausgehenden Bogen, dessen innerhalb desselben belegene Terrain das türkische Feuer beherrschte. Ein einzelnes Dorf — Moggersdorf — das dort liegt, wo sich der Fluß von seiner nördlichen Richtung plötzlich wieder östlich wendet, begränzte östlich das Feld, das sich die Türken zum Kampfplatze ausersehen, westlich ein etwas tief eingeschnittener Bach *). Das Ufer selbst war ober- und unterhalb über eine Meile weit sorgfältig von ihnen besetzt. Die Stärke der Türken wird auf 160,000 Mann angegeben, unter denen sich jedoch nur circa 60,000 eigentliche Streiter befunden haben sollen. — Das christliche Heer unter des bekannten Montecucculi Anführung

*) Herr von Hammer giebt in seiner Geschichte der Osmanen Bd. VI. S. 139 einzelne berichtigende Data zur Beschreibung dieser Schlacht in der österreichischen militairischen Zeitschrift.

lagerte den Türken und der schon angegebenen Biegung der Raab gegenüber, der linke Flügel dehnte sich gegen die Laufnitz zu, an deren Mündung auf beiden Seiten der Raab, doch mit seiner Hauptmasse mehr auf dem rechten Ufer, St. Gotthard liegt, dessen Abtei französische Detachements besetzt hielten. Der rechte ward durch mehrere Gießbäche von den rauhen Bergen, an deren Fuße die Christen lagerten, gedeckt, aber auch in sich getrennt. Die Oesterreicher, noch nicht ein Drittheil des verbündeten Heeres betragend, aber noch einmal so stark an Cavallerie, wie die Reichsvölker und Franzosen zusammen, nahmen den rechten Flügel in der Schlachtordnung ein — an sie links schlossen sich die Reichsvölker, in der Mehrzahl noch ganz ungeübtes Volk — den äußersten linken Flügel bildeten die Franzosen, welche, obgleich undisziplinirt, wie sie Montecucculi schildert, aber kampfgeübt und tapfer auf dem Schlachtfelde, neben den Deutschen fochten. Die Schlachtordnung selbst sollte aus zwei Treffen bestehen, und jede der resp. drei Abtheilungen den Theil des Flusses, der vor ihr lag, vertheidigen. Die Artillerie der Kaiserlichen (denn der der Reichstruppen und Franzosen wird nicht erwähnt) war vor der Front des Lagers aufgestellt. Die Stärke der vereinten Truppen wird auf circa 30,000 Mann angegeben. — In dieser einfachen Aufstellung erwartete Montecucculi seinen Gegner. Im Rücken ein unwegsames Gebirge, dessen Wege ein anhaltend schlechtes Wetter fast un-

gangbar gemacht — die Flanken nur obenhin gesichert, und endlich in der Front nur durch die Raab geschützt, scheint des Oberfeldherrn Aufstellung eine ungewöhnliche Kühnheit zu verrathen — aber er kannte sich und seinen Gegner, und wußte mithin wohl, wie weit er gehen durfte.

In der Nacht vom 31. Juli zum 1. August ließ der Großvezier an der schon erwähnten Biegung drei Batterien von 15 Geschützen nahe am Ufer plaziren und zugleich mehrere Truppen in kleinen Detachements übersetzen, um sich am jenseitigen Ufer festzusetzen. Die Reichstruppen, welche, der Instruction gemäß, diesen Theil des Flusses zu beobachten hatten, verrichteten dieß so nachlässig, daß sowohl der Batteriebau, als der Uebergang der Türken unbemerkt vor sich ging. Auch der Befehl des Oberfeldherrn, die Sehne des Bogens, die der Fluß hier bildete, durch Verschanzungen zu schließen, war von den Reichstruppen ganz unbeachtet geblieben. Ce fut la faute de quelqu' un, qui s'imagina qu'il étoit inutile de se retrancher, puisqu'on étoit résolu de combattre, sagt hierüber der Oberfeldherr selbst in seinen Memoiren *). Wie es scheint, so trifft dieser Vorwurf den General-Lieutenant Fürsten von Waldek, der an der Stelle des erkrankten Markgrafen von Baden die Reichsvölker befehligte. Die Türken, welche übergegangen, gruben sich sofort ein und zo-

*) p. 417 der Amsterdamer Ausgabe von 1746.

gen längs dem Ufer einen Laufgraben, was gleichfalls vergebens den Vorposten der Reichstruppen anempfohlen worden war. — So wie der Tag begann, gewahrte man aus dem kaiserlichen Lager, wie eine starke Abtheilung türkischer Reiterei den Fluß aufwärts zog. Der Feldherr ließ dieser Bewegung auf seinem Ufer folgen. Als der Anführer dieser Truppen jedoch gewahrte, daß dieß nur eine Fouragirung sey, so setzte deren Führer, General Sporck, über die Raab, griff die Türken an, zerstreute sie und kehrte mit vielen erbeuteten Lastthieren ins Lager zurück.

Um 9 Uhr setzten endlich 3000 Spahis, die jeder einen Janitscharen hinter sich auf dem Pferde hatten, unter dem Schutze der Batterien auf das jenseitige Ufer über. Zugleich näherte sich das ganze türkische Heer dem Ufer der Raab. Nachdem die Spahis die Janitscharen abgesetzt, stürzten sie sich auf die Vorposten der Christen und verfolgten sie bis ins Lager; die Janitscharen dagegen bemächtigten sich des Dorfes Moggersdorf und begannen sofort, sich darin festzusetzen und einzugraben, was sie meisterhaft verstanden. — Im Lager der Christen pflog übrigens noch Alles der Ruhe, als die Türken über den Fluß setzten, und ward erst durch den Donner des türkischen Geschützes daraus gestört. Zwar traten die Reichstruppen sofort unter das Gewehr und gingen den Türken, von einigen kaiserlichen Regimentern unterstützt, entgegen, aber jener Angriff war so heftig, daß diese Truppen

über den Haufen geworfen, in das Lager getrieben und endlich auch von hier verjagt wurden *). Mehrere Obersten blieben bei dieser Gelegenheit auf dem Platze, ihre Regimenter wurden zugleich zerstreut, und die Reichstruppen flohen nach allen Seiten auseinander. Der Pascha von Bosnien, der diesen Angriff führte, legte hierbei eben so viel Takt für den Krieg, als Tapferkeit an den Tag. —

Das verbündete christliche Heer war eigentlich am hellen Tage überfallen worden, und es dürfte kaum ein Schein von Rettung für dasselbe möglich gewesen seyn, wenn die Türken diese ersten Erfolge benutzt, und mit ganzer Kraft nachgedrungen wären. Ein Theil der verbündeten Reiterei war auf Fouragirung — im Lager selbst herrschte die größte Unordnung — viele, selbst geprüfte Offiziere redeten von Rückzug. Doch Montecuculi's Muth sowohl, als die schlechten Maßregeln der Türken, trugen in gleichem Maße dazu bei, eine Wiederherstellung der so mißlichen Angelegenheiten zu bewirken. Noch habe man den Degen nicht gezogen, entgegnete der Oberfeldherr einem Offiziere, qui se tournant vers moi comme un

*) Hammer sagt in seiner Geschichte des osmanischen Reiches VI. p. 139, daß die Türken durch diesen Angriff zurückgetrieben worden wären, aber Verf. glaubt hier der Angabe der Zeitschrift folgen zu müssen.

désespéré, l'épée sur la cuisse, s'écria que les troupes ne faisoient rien qui vaille, et que tout étoit perdu *) — was sich zugetragen, sey vorhergesehen und Alles werde noch gut gehen. Dabei setzte er sich an die Spitze von drei Infanterie- und zwei Cuirassier-Regimentern und führte sie gegen die linke Flanke des Feindes. Zu gleicher Zeit gelang es dem Markgrafen von Baden, der sich, so krank wie er war, auf ein Pferd geworfen, einige Schaaren der Reichsvölker wieder zu sammeln und aufs Neue gegen den Feind zu führen. In dem mörderischen Handgemenge, das sich hierauf entspann, wetteiferten die Führer an Tapferkeit und Heldenmuth. Der später so berühmt gewordene Prinz Karl von Lothringen erlegte hier mit eigener Faust den Anführer der Leibwache des Sultans. Die Türken, welche in diesem blutigen Kampfe nicht unterstützt wurden, mußten endlich weichen, und wurden sowohl aus Moggersdorf verjagt, als auch in die durch den Fluß gebildete Krümmung zurückgetrieben. Das Dorf selbst gerieth hierbei in Flammen, und viele der Janitscharen, welche es vertheidigten, zogen es vor, lieber im Feuer zu sterben, als sich ihren Feinden zu ergeben.

Während dieser Zeit jedoch war der Großvezier allmählig dem Flusse näher gerückt, und hatte zugleich Verstärkungen über denselben gehen lassen, die den Kampf auch sofort wieder aufnahmen. Die

*) Dessen Memoiren p. 421.

Christen wurden aufs Neue geworfen, und schon begannen die Moslimims wieder vorzurücken. Doch Montecucculi zog vom rechten Flügel noch einige Truppen zur Verstärkung des Centrums herbei und ließ zu gleicher Zeit General Coligny, der den Franzosen befehligte, auffordern, die Truppen der Mitte zu unterstützen. Nach einigen Weigerungen entsandte dieser auch 1000 Mann Infanterie und vier Geschwader Reiterei, welche sich unter dem duc de Feuillade den österreichischen Truppen im Centrum anschlossen. Als Köprili die Franzosen unter dem duc de Feuillade ankommen sah, soll er gesagt haben: Wer sind diese Mädchen? — damit die gepuderten Perücken der Ritter meinend — doch als sich diese bald darauf mit dem Geschrei en avant, en avant — tue, tue! auf die Türken warfen, so geriethen sie alsbald in Unordnung und wurden, indem auch die österreichischen Krieger tapfer mitwirkten, wieder in die Biegung des Flusses zurückgeworfen. Hier entbrannte nun ein heftiger Kampf, indem die Türken sich allmählig verstärkten und den verzweifeltsten Widerstand leisteten. Nach langem Kampfe jedoch gelang es dem christlichen Heere, sich der Art in der Strombiegung festzusetzen, daß sich die Flügel des Heeres fast an die Raab lehnen konnten. Hierüber war es Mittag geworden.

Die Türken machten jetzt Anstalt, mit vereinter Macht und von mehreren Punkten her zugleich anzugreifen. Während sie im Centrum drei große

Reitermassen bildeten, zeigten sich auch, nach den Flügeln zu, bedeutende Corps. Alle machten Miene, zu gleicher Zeit vorzugehen und anzugreifen. Gegen die Türken, welche den rechten Flügel des Heeres bedrohten, entsandte der Oberfeldherr den General der Reiterei Johann von Sporck, der die Tagesfahrt so rühmlich begonnen. Nach dem linken Flügel zu übernahmen die Abwehr die Franzosen. Im Centrum jedoch suchte Montecuculi durch einen energischen Angriff der Gefahr entgegenzutreten. Durch den langen Kampf bereits erschöpft, ohne Reserve, schien den höheren Offizieren dieser Entschluß mehr verwegen als weise, und viele, unter diesen Coligny, riethen zum Rückzuge; doch der Muth des Oberfeldherrn wies diese Zumuthung entschieden zurück. Unter dem Feldgeschrei: Sieg oder Tod! wurden die Anstalten zur Fortsetzung des Kampfes getroffen. General Sporck, des Lesens und Schreibens nicht kundig, aber der bravste Kämpfer unter den Braven, der dem Flügelcorps der Osmanlis gegenüberstand, warf sich vor den Seinen mit entblößtem Haupte nieder und betete laut also: Allmächtigster Generalissimus dort oben, willst du uns, deinen christlich gläubigen Kindern, heute nicht helfen, so hilf doch wenigstens den Türkenhunden nicht, und du sollst deinen Spaß sehen. Dann rückte er den Feinden, von denen bereits ein Theil übergesetzt war, entgegen, sprengte sie nach einem lebhaften Kampfe auseinander und drängte sie über den Fluß zurück. Einige

dann gut aufgestellte Geschütze verhinderten die Türken, sich nochmals zu sammeln und ihren Angriff wieder zu erneuern. Was weiter oberhalb vom Feinde über den Fluß gesetzt war, wurde von den Croaten beherzt angegriffen und gleichfalls zurückgetrieben. Die Türken, welche sich auf dem linken Flügel den Franzosen gegenüber gezeigt, wurden durch das Feuer einiger wohl plazirter Geschütze abgehalten, über den Fluß zu gehen. —

Der Hauptschlag also blieb im Centrum zu thun. Während tiefe feindliche Reitermassen über den Fluß gingen, fuhren die Janitscharen zu gleicher Zeit fort, sich am Ufer der Raab einzunisten. Sechs große Massen Reiterei stellten sich ferner hart am linken Ufer als Reserve auf, um die Ihrigen im Kampfe zu unterstützen. Doch Montecucculi wartete nicht ab, bis seine Gegner Alles zum Angriff vorbereitet. Mit lautem Geschrei stürzte sich das christliche Heer nach einem gegebenen Zeichen auf den Feind. Dem muthigen Angriff, in dem die höchsten und höheren Offiziere Beispiele einer seltenen persönlichen Tapferkeit gaben, vermögen die Türken nicht zu widerstehen. Nach einem wüthenden Kampfe werden sie in Unordnung bis über den Fluß zurückgedrängt. An Zehntausend sollen hier gefallen seyn, oder ihren Tod in den Fluthen gefunden haben, darunter ein Schwager des Großherrn und viele seiner höheren Hofchargen. Bis um 4 Uhr Nachmittags währte das Gefecht — da erst ließen die Osmanen vom

Kampfe. 30,000 Reiter, welche ruhig dem Kampfe vom anderen Ufer zugeschaut, verließen nun hastig die Gegend, sogar die 15 Geschütze, unter deren Schutz sie die Ueberfahrt begonnen, unrühmlich zurücklassend. — Einzelne muthige Christen schwammen über den Fluß, vernagelten einige der Geschütze und warfen die anderen in die Fluthen, aus denen sie später jedoch wieder herausgezogen wurden, um als Trophäen fortgeführt zu werden. Zu diesen kamen noch 40 Fahnen und eine unzählige Menge kostbarer Waffen und Rüstungen. Die Christen feierten des andern Tages durch ein Te-deum den Sieg auf der Stelle, auf der noch heute eine Capelle das Andenken des Sieges erhält. Zum Verfolgen fühlte sich der Oberfeldherr trotz seines Sieges noch zu schwach, obgleich der Totalverlust des Feindes nur 15,000 Mann betrug, während der der Christen, ohne die Versprengten, von denen viele bis Steyermark geflohen waren, auf 2000 angeschlagen ward. Hammer nennt den Sieg von St. Gotthard den ersten und glänzendsten, welchen christliche Truppen seit dreihundert Jahren wider die Osmanen in offener Feldschlacht erfochten. Von der Schlacht hier datirt er mit Recht den Verfall der äußeren Macht des osmanischen Reiches, und bezeichnet sie als den Wendepunkt seines Waffenglücks gegen die Christenheit. Sie ward, wie einst die Schlacht von Actium und später die bei Abukir, am 1. August gefochten. Der Friede von Vasvar, der bald darauf erfolgte, beendigte den fünf-

jährigen blutigen Kampf. — Gehen wir zu den einzelnen Momenten der Schlacht über, so werden wir vollauf Stoff zu interessanten Betrachtungen finden. Die Memoiren des Oberfeldherrn selbst werden uns die geeignetsten Data dazu geben. — Durch eine Zeichnung hatte der Oberfeldherr seinen Generalen und Offizieren die Schlachtordnung gleichsam versinnlicht. Ein eigener Befehl setzte die Tiefe der Bataillone auf sechs Mann herunter, zwei Glieder Musketiere im ersten und zweiten, und vier Glieder Piqueniere in den vier letzten Gliedern. Zugleich ward befohlen, à côté de chaque escadron des pelotons de 24 ou 30 mousquetaires chacune zu haben, die sich en cas qu'après leur décharge ils soient investis vigoureusement à la faveur des bataillons les plus proches zurückziehen sollten. Infanterie und Artillerie erhielten den gemessenen Befehl, nur successive zu feuern, sich einander zu secundiren; Distanzen und Interwallen sollten genau beobachtet werden; die schwere Cavallerie in der Nähe der Infanterie verbleiben und sich nicht zu weiten Verfolgungen hinreißen lassen. Diese Anordnungen bekunden genügend, daß der große Feldherr die Kriegsart seiner Gegner kannte — er wußte, daß es vorzüglich darauf ankam, die erste Gewalt ihres Angriffs zu brechen. Er war daher von der tieferen Stellung, die man bis dahin angewandt, abgegangen, um sich so eine größere Feuerentwickelung zu schaffen, die ihm das einzige Mittel schien, jenen

Zweck zu erreichen. Unter dem Schutze der Piqueniere konnten die Musketiere ihr Feuer bis zum letzten Moment fortsetzen, und hinterher auch noch nützlich werden. —

Ueber den Gebrauch der Artillerie, deren Anwendung zwar hier und dort gedacht wird, finden wir eigentlich nichts bemerkt — es ist wahrscheinlich, daß sie auf der ganzen Front vertheilt war, weil sonst unbedingt ihrer Verengung erwähnt seyn würde. — Die Türken scheinen nur die wiederholt angeführten 15 Geschütze gehabt zu haben. Zwar gedenkt Montecucculi, daß sie an der Mur noch 100 Geschütze gehabt, aber es ist wahrscheinlich, daß solche nicht im Stande gewesen, der Armee zu folgen, und daher zurückgeblieben sind. — Was die Anordnungen für die Schlacht im Allgemeinen betrifft, so ist darüber vielfach geurtheilt worden. Schon Zeitgenossen fanden die Wahl des Schlachtfeldes selbst nicht angemessen, die Verhältnisse, unter welchen er schlug, höchst gefährlich. Dann klagt man den Feldherrn an, die schlechteren Truppen an der gefährlicheren Stelle plazirt, und diese endlich, die durchaus ohne Kriegserfahrung waren, nicht hinlänglich, wenn wir uns des Ausdrucks bedienen dürfen, controllirt zu haben. Ganz abgesehen davon, was die Theorie zur Vertheidigung des Feldherrn sagen könnte, und wie sich der Feldherr in seinen Memoiren selbst darüber äußert, so hat ihn der Erfolg vollkommen gerechtfertigt. Er wußte, worauf es vor allen Dingen ankam, und

dieß ist, wie im Leben überhaupt, im Kriege besonders die höchste Aufgabe. —

Nicht minder wichtig für die Geschichte der Kriegskunst, doch weniger bekannt in den einzelnen Details, ist der Sieg bei Zenta, welchen Eugen an der Spitze des kaiserlichen Heeres erfocht. Noch im Jünglingsalter, hatte er, wie wir wissen, bei Wien gegen die Türken gestritten und dann unter dem großen Lothringer auf verschiedenen Kriegstheatern sich für seinen künftigen großen Beruf vorbereitet. Nach der Schlacht von Mohacz zum Feldmarschall-Lieutenant ernannt, stand er bereits 1697 als General-Feldmarschall an der Spitze des kaiserlichen Heeres in Ungarn.

Mustapha's II. große Rüstungen, durch die Umtriebe einzelner ungarischer Magnaten noch gefördert, machten die Verhältnisse, unter welchen Eugen im Juli den Oberbefehl unternahm, sehr schwierig. Der Hofkriegsrath glaubte daher auch ganz zweckmäßig zu verfahren, wenn er dem Fürsten vorschrieb, zwischen der Theiß und Donau ein Lager zu beziehen, Peterwardein hinreichend zu besetzen, die Armee zu proviantiren, und nur unter beinahe sicherer Hoffnung des Gelingens ein Treffen zu liefern. Sonst aber sollte er solche Positionen wählen, wo Rücken und Flanke gut gedeckt, und man dem Feinde, ohne etwas zu besorgen, gehörigen Widerstand leisten könne. Eugen mochte etwa 50,000 Mann unter seinem Befehle haben, die jedoch, in mehrere weit voneinander

entfernte Corps getheilt und Entbehrungen mancher Art Preis gegeben, zu wenig großen Hoffnungen berechtigten. Die Türken waren einstweilen zwischen die Donau und Save gerückt, hatten auf der Donau eine bedeutende Flotte und zählten an 100,000 Mann, den Großherrn selbst an ihrer Spitze. — Nach mannigfachen Bewegungen, Märschen und Contremärschen, die näher zu berühren, zu weit führen würde, welche jedoch den Prinzen schon als vollkommenen Feldherrn darstellen und unendlich lehrreich sind, hatten die Türken die Ufer der Donau verlassen und sich gegen die Theiß zurückgezogen. Angeblich wollten sie sich dann gegen Szegedin wenden, dieß nehmen, dort über die Theiß und über Temeswar nach Siebenbürgen gehen. Eugen, durch Kundschafter hiervon unterrichtet, blieb über die Rolle, welche er hierbei zu übernehmen, nicht zweifelhaft. Er beschloß sofort, der türkischen Armee zu folgen, sie wo möglich noch vor der Theiß zu erreichen, und jede und alle Gelegenheiten zu ergreifen, ihr einen Verlust beizubringen, der sie zwänge, für den Lauf des Feldzuges jede Offensive aufzugeben. Der Sultan seinerseits, durch seine leichte Reiterei von seines Gegners Marsch berichtet, war bemüht, schon bei Zenta über die Theiß zu gehen, wo er jedoch von letzterem bereits eingeholt ward. Nur des Großherrn Leibwache und die größere Hälfte der Reiterei waren erst über den Fluß gegangen, als Eugen den Türken gegenüber erschien. In 12 Colonnen

nämlich, in 6 die Reiterei, in 6 die Infanterie, die nicht bei den Truppen eingetheilte Artillerie in der Mitte, die ganze Bagage mit ihrer Cavallerie-bedeckung hinter der Armee, war er in einem Eil-marsche bis 9 Uhr Morgens fortgegangen, als ihm Gewißheit von der Gegenwart der Türken und ihrem Beginnen bei Zenta ward. Auf diese Nach-richt brach der Feldherr mit seiner ganzen Caval-lerie und einigen Stücken auf, um selbst den Feind zu recognosciren. Doch eine Stunde von Zenta machte er Halt, um die Armee zu erwarten, die er alsdann in Schlachtordnung stellte. Es mochte hierüber 2 Uhr Nachmittag — am 11. Septem-ber — geworden seyn. Als man sich dem feind-lichen Heere näherte, erschienen einige Tausend Pferde, welche jedoch nach einem unbedeutenden Engagement mit den kaiserlichen Dragonern, welche der Prinz vorgezogen, wieder verschwanden. Nach einer genauen Recognoscirung fand der Prinz die Türken hinter einem starken, hohen Wall, der über-dieß noch mit einer Wagenburg umgeben war — das Werk war kunstlos, nur auf eine direkte Ver-theidigung eingerichtet, doch hier und dort mit eini-gen Aussprüngen und Ausfallspforten. Es bildete eine Art Halbkreis um die Brücke, über welche ein Theil der Armee bereits defilirt, der andere noch im Defiliren begriffen war. — Eine Art Re-duit vor der Brücke selbst deckte diese. Der größere Theil des türkischen Heeres, besonders die ganze Infanterie und eine beträchtliche Zahl Artillerie,

war zur Vertheidigung jener großen Brückenschanze zurückgeblieben und hatte hier alle Anstalten getroffen, sie mit Nachdruck zu vertheidigen. Der Großvezier selbst, von den Vornehmsten des Heeres unterstützt, wollte sein Schicksal nicht von dem des Heeres trennen. So wie sich die Kaiserlichen dem Feinde näherten, wurden sie mit einem lebhaften Artilleriefeuer empfangen. Prinz Eugen seinerseits lehnte beim Angriff seinen rechten Flügel an die Theiß, schob den linken so weit als möglich ins flache Feld hinaus und versah ihn noch mit einem zweiten Treffen. Den rechten Flügel führte Graf Guido von Stahremberg, den linken Graf Bussy Rabutin, das Centrum Prinz Eugen selbst. Im Vorrücken ward der linke Flügel bis an die Theiß ausgedehnt, so daß das kaiserliche Heer die türkische Verschanzung im halben Mond umzingelt hielt. Unter diesen verschiedenen Anordnungen war fast der Abend herangekommen; es blieben nur noch zwei Stunden bis zum Untergange der Sonne. Während der Prinz seiner Armee den Befehl zum Angriff gab, ließ er zugleich von beiden Flügeln her die Brücke beschießen, auf der die Einen flüchteten, die Andern zur Unterstützung des Gefechts herbeieilten. Um die feindliche Cavallerie des rechten Flügels, welche Miene machte, vorzubrechen, zu verhindern, dieß ins Werk zu setzen, befahl der Prinz, vom linken Flügel her anzugreifen, und ließ ihn zu diesem Behuf mit Geschütz verstärken. Zwar wurden die Oesterreicher

hier mit einem heftigen Kartätschen- und Musketenfeuer empfangen, aber nichtsdestoweniger ward das Retranchement forcirt und erstiegen. Hierdurch kamen die Sieger den Türken schon in den Rücken. Zu gleicher Zeit griff nun auch der rechte Flügel und das Centrum an — selbst die Cavallerie blieb nicht zurück — sie sprengte bis an den Graben, gab hier ihr Feuer ab, saß ab und bahnte sich an einigen Stellen mit dem Säbel in der Faust den Weg in die feindliche Verschanzung. Während der rechte Flügel und das Centrum siegreich den Kampf bestanden, drang der linke gegen die Brücke vor, wodurch dem größeren Theil der Fechtenden der Rückzug abgeschnitten ward. Nie vielleicht ist mit mehr Erbitterung und Verzweiflung gestritten worden. Die Sieger gaben fast Niemand Pardon; die höchsten Summen Lösegeld wurden verschmäht. — In der Verzweiflung wandte sich die Wuth der Türken nun gegen ihre eigenen Offiziere, von denen selbst viele der höheren von den Janitscharen erschlagen wurden. Das Morden endete erst mit dem Tage, als wenn, sagt der Prinz in seinem Bericht an den Kaiser, die Sonne gezögert, um mit ihren letzten Strahlen den herrlichsten Sieg kaiserlicher Waffen zu beleuchten. Um 10 Uhr Abends ließ der Prinz das Zeichen zum Rückzuge geben, um das Heer wieder zu ordnen. Doch hatte er vorher noch die Brücke besehen, und seine Leute am jenseitigen Ufer Posto fassen

las-

lassen *). Der Großvezier und vier andere Veziere, dreizehn Beglerbege, drei Generallieutenants, zwanzig Alaibege, über dreißig Agas der Janitscharen, Sipahis und Silihdare befanden sich unter den Todten. Ueberdieß deckten 20,000 Türken das Schlachtfeld, 10,000 fanden ihr Grab in den Fluthen — 6000 wurden gefangen. Sieben Roßschweife, 423 Fahnen und das kaiserliche Siegel blieben als Trophäen in der Sieger Händen. Am 12. September, gerade vierzehn Jahre nachdem der Prinz als Freiwilliger im kaiserlichen Heere unter den Augen des Prinzen von Lothringen in der Schlacht bei Wien gefochten, ging er als Generalissimus des Kaisers mit dem Heere über die Theiß, um sich des verlassenen Lagers der Türken zu bemächtigen. Nur selten dürfte eine größere Menge Geschütz und Heergeräth dem Sieger zufallen. Wir lassen hier die Angabe davon folgen, weil dergleichen Data die beste Uebersicht von den Bedürfnissen der Heere geben, und der sicherste Barometer für deren inneren Zustand zu seyn pflegen: 100 Kanonen, 25,400 Kugeln, 553 Bomben, 505 Fässer Pulver, 48 Paar Pauken, 500

*) Es ist auffallend, daß Mertens, obwohl er den Originalbericht Eugen's gekannt, dennoch sagt (Allgem. Geschichte der Türkenkriege II. p. 66), daß der Prinz nicht vermocht, die Brücke herzustellen, und bis zum 14. auf dem Schlachtfelde verweilt habe.

Trommeln, 86 große Fahnen, 500 Standarten, 6—8000 Karren mit Munition und Proviant, 5—7000 Pferde, 6000 Kameele, 12—1500 Ochsen und Büffel, des Sultans Staatswagen, 40,000 Gulden in der Schatulle des Großsultans und die Kriegskasse mit 3,000,000 Piaster — Alles dieß hatten die Kaiserlichen mit dem geringen Aufwande von 450 Todten und 1593 Verwundeten erkauft. — Der Friede von Carlowitz, der diesem Kriege ein Ende machte, bekundete der christlichen Welt, daß das Uebergewicht der türkischen Waffen für immer gebrochen, wenngleich noch einzelne Momente späterer Kriege an den Glanz früherer Thaten erinnern.

Leider haben wir von den taktischen Anordnungen während der Schlacht wenig oder keine Details. Die einzige Schlachtordnung von dieser blutigen und entscheidenden Schlacht befindet sich in der Dietz'schen Sammlung der Berliner Bibliothek, die jedoch, da sie in türkischer Sprache, dem Verfasser unzugänglich geblieben ist. — Eine Bearbeitung derselben würde auf jeden Fall ein belohnender Beitrag zur Kriegsgeschichte seyn — ein Unternehmen jedoch, wozu wenig Aussicht bleibt, da man leider! fortfährt, nur immer das für lohnend zu halten, was die nächste Gegenwart gebracht *). —

*) Die Pläne zu dieser Schlacht sind alle Copien des in Marsigli statu militare p. 161 gegebenen.

Räthselhaft bleibt der Marsch zur Schlacht in 12 Colonnen in einem Terrain, wo die Defileen nicht abrissen, und wo es kaum mehr als einen Hauptweg gab und öfters Brücken geschlagen werden mußten. Diese Zerfällung in kleinere Colonnen bleibt eben so merkwürdig und uns unerklärlich, als die in den Türkenkriegen gleichfalls häufig vorkommenden Märsche in Quarrés, bei denen die drei Waffen so untereinandergemischt waren, daß sie sich gegenseitig unterstützen konnten. Ein Blick auf die Karte von den resp. Kriegstheatern wird sogleich das Unwahrscheinliche einer solchen Angabe in dem Sinne, wie es unsere heutige Taktik nimmt, darthun. Es ist daher mit Recht vermuthet worden, daß dergleichen Marschordnungen aus drei verschiedenen Colonnen bestanden, wovon die äußeren von den Truppen, und die mittlere von dem Gepäck gebildet wurden. Dieß ist um so mehr anzunehmen, als unter Montecucculi's Papieren sich Andeutungen befinden sollen, welche diese Angabe bestätigen *).

Wenn wir bei einem genauen Studium der türkischen Kriege häufig auf Märsche stoßen, welche die geschicktesten Combinationen voraussetzen lassen, die den größten Feldherren unserer Tage Ehre machen würden; wenn die Wahl der Läger, deren Befestigung eben so viel umfassende Talente als Kenntnisse darthun, so sind die meisten Schlachten

*) Oesterr. milit. Zeitschrift 1828. I. S. 14.

dagegen von einer großen Einfachheit. Der hier und dort ausgesprochenen Meinung, daß diese durch die wenige Manövrirfähigkeit der Truppen bedingt worden, möchten wir nicht beipflichten *). Mehrere Schlachten des dreißigjährigen Krieges haben uns im Gegentheil gezeigt, daß der Heermechanismus jener Zeit so unvollkommen nicht war. Wenn in den Schlachten gegen die Türken keine jener größeren taktischen Bewegungen vorkommen, wie wir sie z. B. bei Wittstock, Janikau ꝛc. sahen, so scheint der Grund davon wohl darin zu liegen, daß die Schnelligkeit der türkischen Cavallerie, so wie die heftigen Angriffe ihrer Infanterie, alle Trennungen und taktische Bewegungen sehr problematisch machten. Ueberdieß gingen die Türken, wie alle auf einer niederen Stufe kriegerischer Ausbildung stehende Völker, gewöhnlich nur auf das los, was sie gerade vor sich sahen. Es kam also zunächst gewöhnlich darauf an, der Gewalt eines heftigen Stoßes gegen die Front zu widerstehen, bis der Verlauf des Gefechts Gelegenheit gab, von den taktischen Hülfsmitteln Gebrauch zu machen, welche sich bereits auf andern Kriegstheatern als probat bewiesen. Daher auch in den verschiedenen Kämpfen jene Anklänge guter taktischer Anordnungen, von denen uns jedoch gewöhnlich alle Details fehlen. — Was den Kriegen gegen die Türken jedoch eine große Bedeutung giebt, ist die glühende Be-

*) Oesterr. milit. Zeitschrift 1828. 7. Heft. S. 6 ff.

geisterung, mit der sie meistens durchgekämpft wurden, und die wir als einen Nachhall der Kreuzzüge betrachten möchten. Diese allein macht es möglich, die heroische Aufopferung Einzelner, die freiwillige Hingebung der Heere, und deren durch nichts zu beugenden Muth richtig zu würdigen. Hierzu kam nun noch die gewöhnlich bedeutende Persönlichkeit der Heerführer, welche überhaupt ein hervorstechender Zug in fast allen Generalen des sechszehnten und siebenzehnten Jahrhunderts ist. Die Kunst, welche jene Helden besaßen, auf das Gemüth der Menge zu wirken, verdient von den Kriegern aller Zeiten studirt zu werden; die Züge von Geistesgegenwart und unerschütterlicher Festigkeit in Augenblicken des Sturmes und der Gefahr, welche man bei ihnen wahrnimmt, können den Heeren aller Jahrhunderte voranleuchten. Hebt eine Geschichte der älteren Feldzüge dieß heraus, spürt sie den moralischen Triebfedern nach, so ist sie niemals außer der Zeit, und ewig lehrreich, wenn sie auch der Taktik keine in die Gegenwart passende Muster liefert. Nur der Geist eines Heeres ist es, der seine Taktik zu etwas mehr als einem Fantome macht; ohne diesen Geist sinkt sie zu einem verächtlichen Tand herab, der eben so wenig furchtbar seyn kann, als die drohenden Geberden eines Feigen *). — Möchte dem militairischen Publicum recht bald vergönnt seyn,

*) Oesterr. milit. Zeitschrift. 1828. VII. 7.

eine nach den Quellen bearbeitete detaillirte Geschichte der Türkenkriege zu erhalten! — Der Vorarbeiten sind so viele vorhanden — Marsigli, die schätzbaren Beiträge in der österreichischen militairischen Zeitschrift, Herr von Hammer, Feßler, Mertens — wie viel ließe sich da nicht leisten! —

IV.

Die Deutschen und Franzosen bei Ablauf des achtzehnten Jahrhunderts.

Wir haben früher gesehen, welches die Gestaltung des deutschen und französischen Militairwesens beim Ende des dreißigjährigen Krieges war. Bei beiden Nationen treten nach demselben die mannigfachsten Veränderungen hervor. Besonders offenbarten sich diese in der Heerorganisation der Deutschen, wo sich, in Bezug auf Aufbringung, Disciplin und Gehorsam, allmählig ein ganz anderes Element herausgestaltete. Der republikanisch-militairische Typus, den die Heere der Deutschen früher gehabt *), ging allmählig verloren, und wenn Schlözer von der Zeit, die zunächst dem dreißigjährigen Kriege folgt, überhaupt sagt, daß seitdem deutscher Sklavensinn wie ein Krebs um

*) Man vergl. I. 3. S. 117 ff., I. 3. S. 391 ff. und viele andere Stellen im III. und IV. Abschnitt jenes Theils.

sich gefressen, so darf man vorzugsweise von der Heerverfassung dieser Zeit behaupten, daß darin die Grundzüge zu jener militairischen Organisation gelegt wurden, welche den Soldaten zum willenlosesten Sklaven unter der Fuchtel seiner Oberen herabwürdigte, und die eine Periode in den Heerverfassungen Deutschlands herbeiführte, wie sie nie da gewesen und sich gewiß nie reproduziren wird. Die militairische Organisation ward, wie dieß zu allen Zeiten der Fall seyn wird, der Ausdruck der Sozietät — womit wir den ganzen Habitus derselben genügend glauben bezeichnet zu haben. Die völlige Zerstörung des Feudalwesens und die so möglich gewordene absolute Monarchie ward durch die Verhältnisse wunderbar begünstigt. Der Adel, zu ohnmächtig, ferner nach Oben zu Krieg zu führen, suchte wenigstens einen Theil seines verloren gegangenen Ansehens nach Unten zu zu erhalten, und so kam es denn wohl, daß manch Aeußeres aus dem Jus feudale Alemanicum in den republikanischen Militairstaat des deutschen Kriegswesens überging *). Wenn jenes zunächst in Frage stellt, ob es einem Vasallen erlaubt sey, in Gegenwart seines Lehnsherrn auszuspucken, zu husten, zu niesen, oder sich die Nase zu schneuzen; den der

*) Der II. Theil des Schwabenspiegels, der gegen das Ende des dreizehnten Jahrhunderts dem Sachsenspiegel nachgebildet ward, und der aus zwei Haupttheilen, dem Lehn- und Landrecht, besteht. —

Strafe unterwirft, der in Gegenwart seines Lehnsherrn nicht gerade steht und sich die Fliegen abwehrt, — knechtische Formen der Abhängigkeit, welche nicht selten durch eine ans Unglaubliche gränzende Ergebung geadelt wurden, wie es ein Schriftsteller unserer Tage sagt, — so sehen wir schon am Ende des siebenzehnten Jahrhunderts in allen germanischen Staaten ein wahres Wettrennen entstehen, wer es in seinen Anforderungen hierin am weitesten bringen könnte, ob der lehnsfähige Adel, der die Offizierstellen allmählig alle für sich vindizirte, im Fordern solcher Hingebung, oder der Hörige, der Soldat, im Gewähren *). Nur in den demokratischen Formen einzelner Städte fand jene Neuerung noch lange Widersacher, und erst im zweiten und dritten Dezennio des achtzehnten Jahrhunderts konnte diese als besiegt und gebrochen betrachtet werden.

Die Art der Aufbringung der Heere in den germanischen Staaten war im Allgemeinen wenig von der der früheren Periode unterschieden. Patente des Landesherrn berechtigten Einzelne zur Werbung, ohne daß diese dadurch jedoch wie früher irgend eine Anwartschaft auf den Befehl über die Geworbenen erlangten. In dringenden Fällen warb man ganze Regimenter, und stipulirte dabei mit den einzelnen Contrahirenden wie ehedem, nur

*) Des Contrastes wegen vergleiche man I. 3. S. 96 ff. dieses Werkes.

daß hierbei die Kriegesfürsten nicht wie sonst von dem guten Willen ihrer Feldobersten abhängig blieben. Das Beispiel, das die Oesterreicher im dreißigjährigen Kriege gegeben, die Regimenter durch Aushebung und Gestellung Eingeborner vollzählig zu erhalten, blieb von den anderen Staaten noch ziemlich unbenutzt und kam erst in der folgenden Periode, freilich erweitert und verbessert, in Anwendung. Tüchtige Kriegsleute erhielten auch wohl von den Fürsten die Erlaubniß zum Werben ganzer Corps, und blieben dann auch wohl an der Spitze ihrer Haufen. Doch war deren Verhältniß dann nicht mehr das eines früheren Feldobersten — der Souverain als oberster Kriegsfürst verfügte über Beide nach Gutdünken, ohne daß dadurch größere Uebelstände herbeigeführt worden wären. — In Schweden erhielt sich das System, wie wir es unter Gustav Adolph gesehen — etwas Aehnliches fand in Dänemark statt. — Anders stellte sich das Aufbringen der leichten Truppen heraus. Bei den germanischen und romanischen Völkern beschränkten erhöhte Cultur und verbesserter Anbau des Landes sowohl den Modus ihres Aufbringens, als die Zahl der zu stellenden Mannschaften. Man mußte sich daher gewöhnlich mit Freiwilligen begnügen, die selten in bedeutender Zahl, gewöhnlich unter dem Namen der Freicompagnien, ins Feld zogen. Regierungen jedoch, wie die österreichische, die russische, polnische, spanische, und selbst die der italienischen

Staaten, fanden in einem Theile ihrer roheren Unterthanen ein vortreffliches Material, um ganze Wolken leichter Völker ins Feld zu stellen. Die Cosaken, Croaten, Panduren, Miquelets und Barbets fingen an, mit einem Gewicht in den Ereignissen zu wiegen, das die Schale der Sieger, selbst in der Hand der geschicktesten Führer, hin- und herschwanken ließ. Die Barbets in den piemontesischen und savoyischen Gebirgen, die Miquelets in den Pyrenäen entrissen den französischen Generalen nicht selten die Früchte ihrer schönsten Combination, und zwangen die französischen Generale zu einem Methodismus in der Kriegführung, der sich ihnen als ein ganz neues Element in der Kunst offenbarte. — Merkwürdig sind einige Erscheinungen im Gebiete der leichten Truppen bei den Russen und Oesterreichern. Bei jenen fangen die Cosaken, welche bis dahin vielfach in großer Anzahl zu Fuß gefochten, plötzlich an, ein Reitervolk zu werden — zwar finden wir sie noch hier und dort mit der russischen Infanterie wetteifern, bei Stürmen mit ihnen um den Preis größerer Tapferkeit fechten, aber in der Mehrzahl sehen wir sie fortan nur zu Pferde. Ganz entgegengesetzt stellt sich das Verhältniß bei den Croaten heraus. Während wir sie noch im dreißigjährigen Kriege in den meisten Schlachten die Flügel der Reiterei bilden sehen, treten sie in den folgenden Kriegen allmählig als Infanterie auf, und ehe noch einige Jahrzehend vergingen, sind diese als Reiterschaaren nur

noch historisch bekannt. Sie wurden bald zu Fuß eben so gefürchtete Gegner, wie sie es zu Pferde gewesen.

Die taktischen Formen dieser Periode betreffend, so fangen sie an, bei beiden Völkern ziemlich dieselbe Physiognomie zu bekommen. In den deutschen Staaten ging der Impuls hierin noch immer von Oesterreich aus, bis Brandenburg später den Ton darin angab *). Die Einheit sowohl für die Organisations-Verhältnisse im Allgemeinen, als für die taktischen, war und blieb bei der Infanterie die Compagnie; doch gab es sowohl in Bezug auf die Stärke in sich, als auf deren Zahl, für ein Regiment die verschiedenartigsten Abweichungen. Montecucculi nimmt das Regiment zu 10 Compagnien und 1500 Mann an. Jeder Compagnie giebt er 4 Offiziere, 8 Rund-Tartschierer, wie Hoyer in seiner Geschichte der Kriegskunst dessen rondaches übersetzt, 48 Piquenirer und 88 Musketirer, was uns im Total 80 rondaches, 480 Piquenirer und 880 Musketirer giebt. — Selbst die Abschaffung der Piken in der späteren Periode brachte in diesem Etat keine bedeutende Veränderung vor. Später jedoch, gegen das Ende des Jahrhunderts, finden wir einen anderen Etat bei den Kaiserlichen. Die Regimenter zählten 16

*) Die allmählige Entwickelung des Militairwesens des preußischen Staats findet ihren Platz, wenn wir auf Friedrich Wilhelm I. kommen.

Compagnien, jede zu 112 Mann, und das ganze Regiment mithin 1792 Köpfe. Bei jeder Compagnie standen 1 Capitain, 1 Lieutenant, 1 Fähnrich, 1 Führer, 1 Fourier, 1 Musterschreiber, 1 Feldscheer, 6 Corporale, 4 Tambours, von welchen 18 Köpfen nur 12 eintraten, nämlich 3 Oberoffiziere und 9 Unteroffiziere *). Bei den Holländern, den rüstigen Vorfechtern gegen Frankreich, waren die Regimenter bedeutend schwächer. Sie zählten nur 12 Compagnien, jede derselben zu 54 Mann, bei der 1 Capitain, 1 Lieutenant, 1 Fähnrich, ferner 2 Sergeanten, 1 Capitain d'armes, 3 Corporäle und 2 Tambours fungirten. Die Corporäle standen, wie dieß noch heute bei den Franzosen der Fall ist, in Reihe und Glied, und waren wie die Soldaten bewaffnet. Die Stärke eines Regiments belief sich daher nur auf circa 648 Mann — ein Etat, der wahrscheinlich durch den Umstand bedingt ward, daß die Regimenter schwer zu erhalten waren, indem sie größtentheils aus Ausländern bestanden. Bei den Sachsen dieser Periode bildeten 2 Bataillone ein Regiment von 1500 Mann. Die Etats bei den anderen Armeen

*) Die Benennung Furier, von unseren früheren militairischen Schriftstellern von Führer hergeleitet, stammt neueren Forschungen nach von dem lateinischen fur — allerdings eine bezeichnendere Derivation, als die obige. Der Führer war, nach Flemmings vollkommenen deutschen Soldaten, nur eine Art Guide.

waren den obigen mehr oder weniger ähnlich, wurden jedoch immer den Bedürfnissen und Verhältnissen gemäß geändert. — Eine eigene Erscheinung dieser Periode sind die Grenadiere. Anfangs nur dazu bestimmt, Granaten zu werfen, besonders bei Belagerungen, wurden sie hierin auch besonders unterwiesen und den Umständen gemäß gebraucht. Sie wurden nach ihrer Qualification oder physischen Tüchtigkeit aus den Regimentern gewählt und standen für ihre neuen Beziehungen unter einem eigenen Offizier. War eine Unternehmung oder sonst der Zweck ihrer Detachirung erfüllt, so traten sie wieder ein. Von den Deutschen ging diese neue Schöpfung zu den Franzosen über, welche sie erweiterten. Sie bildeten aus den Grenadieren bald Compagnien (1671), zu denen sie besonders tüchtige und noch rüstige Offiziere setzten. Diese verbesserte Anordnung nahmen später auch die Deutschen an, wenngleich mit mannigfachen Modificationen und Veränderungen. — Die Kleidung des deutschen Soldaten in dieser Periode athmete eine gewisse Bequemlichkeit und deutete auf einen ziemlich guten Dotirungsfond dafür hin. Fast bei allen Heeren finden wir ihn mit einem Mantel, mit einem bequemen Rock und gutem Schuhzeug versehen. Hierzu kamen ferner noch zwei Hemden, ein Paar kalbfellene Hosen, wollene gestrickte Strümpfe, zwei Paar Socken, Knie- und Schuhschnallen, ein guter, an einer Seite aufgekrämpter und mit einer Schnur eingefaßter Hut, ein schwarzes

Halstuch, ein Paar Handschuh und ein rauher kalbfellener Ranzen. In der Farbe der Kleider selbst herrschte bei den verschiedenen Fürsten große Verschiedenheit, doch war es in dieser Periode schon Prinzip, regimenterweise gleich gekleidet zu seyn. Ebenso fing man an, durch distinktive Kennzeichen die Soldaten einer und derselben Armee einander kenntlich zu machen, wodurch das Tragen von einerlei Schärpen und Portepees bei den Heeren bedingt ward. Feuquière gesteht in seiner Kriegskunst den Deutschen in Bezug auf Bekleidung den Vorzug zu. —

In Bezug auf die Bewaffnung, so waren die letzten Dezennien des Jahrhunderts Zeugen ganz merkwürdiger Veränderungen. Die Pike, diese Königin der Waffen, wie sie Montecucculi und nach ihm auch Folard und der Marschall von Sachsen nennen, hatte sich bis dahin fortwährend in Ansehen und Ehren erhalten. Die Kriege jedoch in Italien und den Niederlanden, in dem coupirten Terrain dort, hatten nach und nach die Idee aufkommen lassen, daß eine mit lauter Feuergewehren versehene Infanterie weit zweckmäßiger seyn müsse, als deren noch usuelle Vermischung mit der Pike. Die Vervollkommnung der Flinte, deren Verbesserung bereits in der Geschichte der früheren Periode gedacht ward, bot hierzu das Mittel. Schon 1670 hatten die Kaiserlichen die Anzahl ihrer Piquenire auf $\frac{1}{3}$, die Brandenburger 1676 auf $\frac{1}{4}$ herabgesetzt. Die anderen Staaten

waren diesem Beispiel mehr oder weniger entschieden gefolgt. 1684 wurden in der österreichischen Armee die Flinten eingeführt, und in dem Türkenkriege, der mit 1699 endigte, vertauschte sich endlich die Pike gegen die Schweinsfedern, welche sie in den tragbaren spanischen Reutern ihren Feinden vorsetzten, um darüber wegfeuern zu können *). Die Brandenburger hatten bereits 1689 die Piken und Musketen abgeschafft und die Flinte eingeführt. Nichtsdestoweniger behielt die Vorliebe für die Piken noch lange die Oberhand, und es währte bis über die zwei ersten Dezennien des folgenden Jahrhunderts hinaus, ehe sie ganz abgeschafft wurden. Am spätesten fand dieß im Nordosten Europas statt, wo wir sie bei den Schweden noch in der Schlacht bei Holowczyn (1708) finden, obwohl schon seit 1691 das neue französische Gewehr bei der Armee eingeführt war. Bei den Russen wurden sie erst gänzlich nach dem Nystädter Frieden beseitigt (1721). Selbst später noch benutzten sie die Russen in den Feldzügen gegen die Türken, wo 18 Fuß lange Piken den Bataillonen nachgefahren wurden. Doch wir werden noch später auf diesen Punkt zurückkommen. — Die Engländer nahmen 1691 das französische Schloß an und schafften die Piken ganz ab.

Merkwürdig bleibt es, daß im Vaterlande der Erfindung der Flinte und des Bajonnets deren

*) Wörtlich aus Berenhorst Betrachtungen ꝛc. I. S. 63.

Einführung am meisten Widerspruch fand. 1645 durften bei einer Compagnie in Frankreich nur vier Füsiliere seyn. 1666 schärfte eine königliche Ordonnanz noch den Capitains bei namhafter Geldstrafe, ja sogar bei Cassation ein, bei ihren Compagnien noch $\frac{1}{3}$ Pikenire zu haben. Das Régiment royal fusiliers, welches 1671 für die Bewachung der Geschütze errichtet und ganz mit Bajonnetflinten bewaffnet ward, konnte als eine Ausnahme von der Regel betrachtet werden. — Zwar sprachen sich viele der höheren Offiziere für die Abschaffung der Pike entschieden aus, aber selbst Louvois konnte mit seiner ganzen Autorität hierin nicht durchdringen. In der Schlacht bei Steenkerken jedoch, wo die ganze verbündete Armee bereits mit Steinschießgewehren (Flinten) bewaffnet war, warfen die Franzosen, die hier noch $\frac{1}{3}$ Pikenire hatten, ihre Musketen weg und bewaffneten sich mit den Gewehren ihrer Gegner, welche sie auf dem Schlachtfelde aufrafften. So entschieden sich nun auch die Armee für die neue Waffe aussprechen mochte, so blieb es der Regierung einstweilen dennoch unmöglich, sie damit hinreichend zu versehen. Erst 1703 verschwanden die Piken gänzlich aus der französischen Armee, und zwar zuerst auf dem italienischen Kriegstheater unter Marschall Catinat, wo sich die Piken als ganz unbrauchbar gegen die Barbets bewährten.

Der Einführung der Flinte hatten sich besonders zwei Umstände entgegengestellt: Zunächst glaubte man sie ihrer geringen Schußweite wegen unbrauch-

bar für geschlossene Haufen, dann aber hielt man das Steinschloß, des öfteren Versagens wegen, für zu unzuverlässig. Ueberdieß konnte man noch lange nicht dazu gelangen, die Bajonnets so mit der Flinte zu vereinen, um sich ihrer als Schuß- und Stoßwaffe zugleich zu bedienen. Dem Uebelstande des Versagens glaubte man dadurch abzuhelfen, daß man die Musketen mit Flintenschlössern versah, deren Batteriedeckel eine Oeffnung hatte, auf die der vorwärts angebrachte zweite Hahn mit der Lunte paßte, so daß man sich sowohl des Steinschlosses als der Lunte beim Feuern bedienen konnte, eine Erfindung, welche man Vauban zuschreibt*), deren jedoch schon Montecucculi in seinen Memoiren gedenkt, indem er sagt: J'en ai encore fait faire d'autres, qui ont en même temps le chien et le serpentin, pour se servir de l'un dans les occasions secrètes, où la mèche étant allumée se voit et se sent, ou peut être gâtée par le vent et par la pluie, et pour se servir de l'autre, quand celui-là ne convient pas. Les Turcs en ont aussi de cette sorte**).

Bei den ersten Flinten in den deutschen Armeen gingen vierzehn bis sechszehn Kugeln auf ein

---

*) Auch Hauptmann Meyer thut dieß noch in seinem Handbuch der Geschichte der Feuerwaffen-Technik S. 90.

**) Liv. I. Chap. II. p. 14.

Pfund — bei den Franzosen dagegen zwanzig. Der Lauf hatte 3 Fuß 8 Zoll, das ganze Gewehr 5 Fuß Länge. Dem Bajonnette gab man, ohne Dille, 1½ Fuß. Geschliffen war es, wie die heutigen Bajonnette — doch machten einige deutsche Truppen hierin insofern Ausnahme, als sie ihnen die Form von Pallaschklingen gaben, an der Spitze zweischneidig geschliffen, weiter nach unten zu jedoch mit einem Rücken. — Den Uebelstand, nicht mit aufgepflanztem Bajonnet feuern zu können, überwand man erst im folgenden Jahrhundert. Es ist unbekannt, bei welcher Armee dieß zuerst stattfand. Die Preußen machen ebensowohl wie die Schweden Anspruch darauf, dieß zuerst in Scene gesetzt zu haben. Das Bajonnet, ursprünglich nur so eingerichtet, um beim Einbruch gegen den Feind aufgeschroben zu werden, bildete mithin nur eine Art gerader hohlgeschliffener Klinge. Um damit den Vortheil des Feuerns verknüpfen zu können, erfand man die Dille, die anfangs nur von Holz war, bis sie nach und nach die Form, wie sie solche heute hat, erhielt — Alles Verhältnisse, worauf wir später zurückkommen werden. —

Das schnellere Feuern mit dem Steinschloßgewehr machte sowohl andere Vorkehrungen zum Aufbewahren und Nachführen der Munition, als auch eine andere Verbrauchsform nöthig. Das Feuern mit Patronen, das wir schon seit dem dreißigjährigen Kriege kennen, ward daher überall eingeführt. Dann gab man der Infanterie Patrontaschen, in

der Art, wie sie die Truppen heute haben, um die Munition sowohl gegen die Einwirkungen der Atmosphäre, als gegen andere Zufälle zu bewahren. Die Bandelire jedoch, welche die deutschen Soldaten über die Schulter trugen, und woran in kleinen Kapseln sich die Patronen befanden, blieben noch bis am Ende des Jahrhunderts in Gebrauch, weswegen auch die Türken die so ausstaffirten deutschen Infanteristen wohl „hausirende Doctoren" zu nennen pflegten. Die Deutschen hatten ihre Patrontaschen bedeutend größer, wie z. B. die Franzosen und Spanier, und konnten darin an 40 Patronen bergen. Der Munitionsbedarf, welchen die Soldaten nicht selbst trugen, ward auf Wagen den Bataillonen nachgefahren. — Die Geschwindigkeit des Feuerns hatte sich durch Einführung der Flinte bedeutend vermehrt. — Die überraschende Schnelligkeit des Feuerns, welche wir in der späteren Periode finden, war eine Folge der Einführung des eisernen Ladestockes. Zwar kannte man sie in dieser Periode auch, doch hatte man deren nur vier bei einer Compagnie, die überdieß so eingerichtet waren, daß sie zusammengelegt werden konnten.

Man fing zugleich an, mit dem schnelleren Feuern auch ein besseres Treffen zu verlangen. Wir finden daher schon hier und dort das Scheibenschießen eingeführt; doch treten alle Fortschritte in dieser Angelegenheit mehr rhapsodisch, als consequent und planmäßig durchgeführt hervor. Es war nur die Einleitung zum Bessern.

Die Ausrüstung des Infanteristen machte ein Degen vollständig. Bei den Deutschen war er allmählig etwas kürzer geworden, worin sich die Ueberzeugung, daß er mehr und mehr ein Luxusartikel geworden, aussprach — wir finden auch kein Beispiel, daß man sich seiner bei ihnen als Waffe bedient hätte. Man trug den Degen an einer ledernen Kuppel um den Leib. Nur bei den Franzosen behielt er eine Zeitlang noch sein Recht, und wir sehen auch, daß sie sich seiner noch in der Schlacht bei Steenkerken bedienten, wo die französischen und Schweizergarden mit dem Säbel in der Faust ihre Gegner angriffen. — Doch eiferten auch bei den Franzosen Puysegur u. A. gegen den Degen, und schlugen vor, dem Seitengewehr eine andere Form zu geben.

Von Schutzwaffen wird, am Ende dieser Periode, bei der Infanterie nur hin und wieder noch des Bruststücks bei den Piquenirern gedacht. Bei den Offizieren des Fußvolks ward es zwar ab und zu zur Ehrensache gemacht, bei Gefechten, Stürmen ꝛc. einen Brustharnisch zu tragen, doch finden wir, daß die Befehle dazu häufig umgangen wurden. Dieser Opposition verdankt man den Ringkragen, der noch bei vielen Truppen als ein ausschließliches Kennzeichen des Dienstes betrachtet wird. — Die Offiziere waren in dieser Periode bei fast allen Armeen mit Partisanen bewaffnet, die sie in Schlachten und Gefechten trugen, während sie solche bei Stürmen und Belagerungen ablegten. Nur die Schweden führten ihre Leute

unter allen Verhältnissen mit gezogenem Degen an. Bei Streifzügen und Parteien pflegten sich die Offiziere wohl mit Flinten zu versehen. — Was die Fahnen anbetrifft, so waren darüber bei den meisten Armeen verschiedene Grundsätze. Die Kaiserlichen hatten, wie in früheren Zeiten, noch bei jeder Compagnie eine Fahne — Holländer, Franzosen und Engländer, deren Compagnie-Etat nie so stark war, wie bei jenen, führten nur zwei bis drei Fahnen bei einem Bataillon. Die Brandenburger folgten hierin dem Gebrauche der Kaiserlichen. Doch traf Friedrich I. die Anordnung, daß den Truppen immer nur zwei Fahnen per Bataillon ins Feld folgten, während die der anderen Compagnien in einer Festung, bis zur Rückkehr des Regiments aus dem Felde, aufbewahrt und dann dem Regiment wiedergegeben wurden. Jene beiden Fahnen blieben während des Krieges bei der Stabs-Compagnie, oder aber bei der des ältesten Capitains. — Die Franzosen scheinen die Ersten gewesen zu seyn, welche sich der Fahnen beim Exerziren als Allignementshülfen bedienten und sie demnach in der Mitte und auf den Flügeln plazirt wünschten, während wir sie bei den anderen Heeren dieser Zeit vor der Mitte der Bataillone und alle zusammen gruppirt finden. Wenigstens meint Puysegur, comme les trois drapeaux sont inutiles dans le centre, et qu'un seul y suffit, le drapeau du colonel ou du commandant sera au centre au premier rang de sa compagnie; celui

du premier capitaine présent à la droite du premier rang de sa compagnie; le troisième drapeau, de même à la compagnie du commandant de la gauche. — Nur für das Gefecht selbst will er sie im Centrum der Bataillone, und zwar im dritten Gliede haben, wenn das Bataillon fünf Mann hoch steht *). Die Fahnen in dieser Periode waren ohne Ausnahme von Seide, und erhielten immer noch Sinnbilder mit den verschiedenartigsten Ueberschriften. Oft wurden den Truppen Fahnen übergeben, auf denen die Darstellungen sowohl als deren Ueberschriften auf die gerade bevorstehende Expedition Bezug hatten. — Gegen das Ende dieser Periode jedoch wurden jene Embleme in den Fahnen allmählig von den respect. Reichswappen verdrängt, und sie fangen an, mehr uniform, wenn man sich dieses Ausdrucks bedienen darf, durch alle Heere zu werden. —

Trommeln und Pfeifen waren, mit Ausnahme jedoch bei den Haustruppen, die in dieser Periode überall anfingen, sich bedeutend zu vermehren und allerhand Prärogative, Verschönerungen und Vortheile für sich zu vindiziren, die einzigen Feldinstrumente. Feldmusiken wurden noch bei den meisten Armeen als Luxusartikel betrachtet, wodurch sich der Etat der Combattanten vermindere. Den Obersten war es jedoch erlaubt, sich bei ihren Regimentern Musiker zu halten, versteht sich auf

*) Art de la guerre I. p. 206.

eigene Kosten. Nach und nach fing man jedoch an, für jeden Hautboisten zwei Mann zu passiren. Der vergrößerte Luxus, der sich mehrende äußere Glanz der Fürsten, welchen viele derselben ausschließlich nur von ihren Truppen entlehnen wollten, schaffte dieser Sitte allmählig überall Eingang, und so finden wir denn schon am Ende dieser Periode bei vielen deutschen Regimentern Hautboisten, deren Zahl sich nach und nach vermehrte, doch in dieser Zeit sich nicht über 5—8 bei den Feldregimentern erhob. Noch wurden die Musik-Banden, wie man sie nannte, mehr als zum Vergnügen des Regimentsinhabers, denn als zur Verschönerung des Corps betrachtet. Nach dem Klang im Gleichschritt durch die Straße zu ziehen, war damals noch Niemand eingefallen. — Daß wir bei den streng ökonomischen und militairischen Schweden dieser Periode gleichfalls Militairmusik finden, scheint mehr als alles zu beweisen, daß man dieser Sitte gern huldigte.

Sold und Verpflegung waren bei den meisten Armeen dieser Zeit noch ziemlich ungeregelt; Hennert in seinen vortrefflichen Beiträgen zur brandenburgischen Kriegsgeschichte ꝛc. giebt uns eine Uebersicht der durchschnittlichen Soldverhältnisse bei den deutschen Truppen und den Franzosen, die in mehr als einer Beziehung höchst interessant ist.

Es erhielt bei den Deutschen an monatlichem Sold:

Ein Oberst	70 Thlr.	— Gr.
Ein Oberstlieutenant . .	35 „	— „

Ein

Ein Major	25	Thlr.	— Gr.
Der Regiments-Quartiermeister	18	"	— "
Der Auditeur	16	"	— "
Der Feldprediger	16	"	— "
Der Adjutant	10	"	— "
Der Regiments-Feldscheer .	10	"	— "
Der Profoß-Knecht . . .	7	"	— "
Ein Capitain erhielt . . .	32	"	— "
Ein Lieutenant	16	"	— "
Ein Fähnrich	12	"	— "
Ein Sergeant	6	"	— "
Ein gefreiter Corporal . .	5	"	— "
Ein Fourier	3	"	— "
Ein Capitain d'armes . .	5	"	— "
Ein Feldscheer	5	"	— "
Ein Corporal	4	"	12 "
Gemeine	2	"	20 "

(auch nur 2 Thlr.); Gefreite erhielten eine kleine Zulage.

Bei den Franzosen stellten sich die Soldverhältnisse folgendermaßen heraus *):

Ein General-Lieutenant .	333	Thlr.	8 Gr.
Der Maréchal de camp 20 Rationen	166	"	16 "

*) Feuquières und Quincy, aus denen diese Sätze entlehnt sind, weichen in der Angabe derselben für die höheren Stellen ab — Quincy giebt sie bedeutend höher an. — Wir sind Feuquières gefolgt.

Ein Brigadier 15 Rationen	100	Thlr.	—	Gr.
Der General-Quartiermeister . . 20 Rationen	133	"	—	"
Ein General-Major 15 Rationen	133	"	—	"
Ein General der Cavallerie 30 Rationen	200	"	—	"
Ein maître de camp général	500	"	—	"
Ein commissaire général .	166	"	8	"
Ein Capitain der Infanterie	26	"	—	"
Ein Lieutenant en premier	8	"	8	"
Ein Unterlieutenant . . .	7	"	8	"
Ein Fähnrich	5	"	—	"
Der Regiments-Quartiermeister	5	"	—	"
Ein Sergeant	5	"	—	"
Ein Corporal	3	"	8	"
Ein Gefreiter	3	"	—	"

Der Gemeine erhielt täglich 4 Sous, oder 19$\frac{1}{5}$ Pfennige. Ueberdieß wurden der Infanterie auf den Märschen, wenn sie durch eine Stadt kamen, noch sogenannte Etappen verabreicht, welche in 1$\frac{1}{2}$ Pfund Brod, einem Maß Wein und einem Pfund Fleisch bestanden. Bei der Cavallerie waren sie noch stärker, ebenso bei den Offizieren. Später jedoch fielen diese Etappen weg, und die Offiziere erhielten die sogenannte Marschzulage, indemnité de route, und die Soldaten eine besondere Marschvergütigung, die sich nach der Stärke der Märsche

richtete — eine Einrichtung, die noch heute besteht. Der französische Soldat fiel hierdurch dem Bürger nicht zur Last, er erhielt von diesem nur Lagerstätte, Licht und Feuer, und war ganz auf seine Portion und sein Tractement angewiesen.

Ganz anders war dieß jedoch bei den deutschen Truppen. Hier fiel der Soldat, insofern er nicht dem Feinde unmittelbar gegenüberstand, dem Bürger ganz zur Last. Die Soldaten nämlich sollten hier von den Bürgern, gegen Ueberlieferung des Tractements an diese, verpflegt werden. Ihnen sollte dafür Essen zu Mittag und Abend, und eine Portion Bier zu Theil werden — eine Anordnung, wobei die Soldaten häufig, die Unterthanen aber immer schlecht wegkamen. Gewöhnlich füllten die Capitaine bei solchen Gelegenheiten ihre Taschen, und die Commissaire, welche zur Regulirung solcher Verhältnisse ernannt wurden, blieben darin nicht zurück. Kam es dann zur Kostenberechnung, so entstand eine babylonische Verwirrung, aus der sich selten die betheiligten Parteien vernehmen konnten, die aber unter allen Verhältnissen nur zum Nachtheil der Bewohner und Soldaten ausfiel. Hatte hier und dort diese Einrichtung einen geregelten Gang, und wurden die Soldaten gut verpflegt, so stellte sich wohl der Nachtheil heraus, daß diese Soldaten bei längerem Verweilen in solchen Gegenden einen Theil ihrer Brauchbarkeit einbüßten, und besonders dann, wenn es bei Eröffnung einer Campagne darauf ankam, Be-

schwerden zu ertragen, auch geringeren Ansprüchen nicht zu genügen vermochten. Später glaubte man diesen Uebelständen dadurch vorzubeugen, daß man statt dieser Naturalverpflegung den Soldaten den halben Sold, und für die andere Hälfte Naturalverpflegung gab. Aber auch hierbei wußten die gewinnsüchtigen Capitains ihrem Vortheil zu genügen, indem sie bei Einforderungen der Lebensmittel Maß und Ziel überschritten und der Plünderungen so viele herbeiführten, daß dieser Verpflegungsmodus sich noch ungünstiger als die früheren herausstellte. —

Noch schlimmer war die Verpflegungsart, wenn man sich in Feindes Land befand. Man schrieb dann die Lebensmittel gewöhnlich auf sechs Monate aus, aber in solchem Verhältniß, daß die Armee davon zwölf Monate leben konnte. Die Capitains schlugen das, was verderben konnte, alsbald los, oder empfingen den Betrag dafür von den Entrepreneurs auch wohl sofort in Gelde. — Artikel, die dem Verderben weniger ausgesetzt waren, sollten sie suchen zu asserviren. Von dem so gewonnenen Gelde und den aufgespeicherten Vorräthen sollten dann die Compagnien im nächsten Feldzuge verpflegt werden. Es versteht sich von selbst, daß bei solchen Anordnungen nur unter den günstigsten Verhältnissen, selbst bei der erprobtesten Rechtlichkeit der Hauptleute, immer von einer nur leidlichen Verpflegung die Rede seyn konnte. Auch offenbarte sich dieß unter allen Verhältnissen. Die Compagnien liefen im Kriege häufig auseinander,

und da die Heere in der Mehrzahl nur aus geworbenen Leuten bestanden, für welche die Capitains bereits das Werbegeld in der Tasche hatten, wohl auch mit ausgehobenen Mannschaften durchflochten waren, welche ihnen, im Fall daß auch sie wegliefen, wieder ersetzt wurden, so hatte dieß, bei der damaligen Anschauung der Dinge, weiter keine Folge für die Capitains. Das Prinzip der Ehre war in diesem Punkte den meisten Offizieren eben so fremd, als den Heeren jener Zeit die Moralität der heutigen Armeen durchaus unbekannt war. Dieser Verpflegungsmethode sollen besonders die Kaiserlichen und Bayern zugethan gewesen seyn. —

Später gingen jedoch fast alle Armeen von diesen fehlerhaften Verpflegungsmoden ab — wenigstens thaten dieß die Brandenburger, Lüneburger, Holländer, Engländer, und selbst die Franzosen. Sie zogen es allgemein vor, den Offizieren und Soldaten statt der Lebensmittel das Tractement ganz zu belassen und Zuschüsse zur Verpflegung zu gewähren. Wir finden unter diesen Verhältnissen den Preis der monatlichen Rationen auf 3—5 Thlr. veranschlagt. Dabei sollten die Behörden für billige Preise sorgen. Dieß war eine Rückkehr zum Alten, nur den Verhältnissen mehr angepaßt, indem der feile Kauf blieb, die Sudlerplätze aber wegfielen*). Daß hierdurch nicht allen Mißbräuchen vorgebeugt war,

*) Man vergleiche S. 29 d. Theils.

versteht sich von selbst, doch war es eine Annäherung zu einem System, das die Unterschleife verringerte und eine geregeltere Controlle zuließ. —

Trotz dieser mangelhaften Einrichtung der Verpflegung finden wir dennoch die ersten Grundzüge zu der Art und Weise, wie sich später dieser Dienstzweig herausstellte, ziemlich ausgebildet. Bei den Franzosen gab es einen Intendant de l'armée, Commissaires des guerres und einen Général des vivres, die speziell mit Verpflegung der Leute beauftragt waren *); bei den Deutschen waren es die Commissariate, welche die Angelegenheit im Allgemeinen leiteten. Doch scheiterten bei beiden Völkern die besten Einrichtungen meistens an den Einwirkungen der Capitains und Obersten, die ihre Compagnien und Regimenter als eine Art Güter betrachteten, von denen sie unter allen Verhältnissen die größtmöglichen Einkünfte zu beziehen suchten — eine Ansicht, die sich im Laufe der Zeit immer mehr herausbildete und später zu den empörendsten Mißbräuchen führte.

Das Proviantfuhrwesen der Armee dieser Zeit war, so mangelhaft es sich auch herausgestellt haben mag, dennoch im Prinzip ziemlich richtig, und bildet die Basis jenes später so berühmt gewordenen neuntägigen Verpflegungssystems, das durch Tempelhoff den höchsten Grad seiner Ausbil-

*) Feuquières giebt in seinen mémoires sur la guerre deren Functionen näher an.

dung erhielt. Wir finden es bei den Brandenburgern sogar schon ziemlich im Gange; hier hatten je zwei Compagnien einen Wagen, der im Stande seyn mußte, einen dreitägigen Brodbedarf laden zu können. Ueberdieß waren ein Viertel Wagen mehr vorhanden, als man nach dem allgemeinen Anschlage bedurfte. Diese Wagen nun waren in drei Theile getheilt — ein Theil derselben befand sich unmittelbar bei den Truppen, und zwar beladen mit Brod; ein anderer war mit Brod unterweges zu den Truppen; der letzte aber war schon wieder unterweges, um Brod zu holen. War die Entfernung von den Magazinen nicht zu bedeutend, so blieb die Verpflegung sehr gut im Gange. Doch hing hierbei natürlich auch sehr viel von der Ordnung, mit der das Geschäft betrieben ward, von der Güte der Pferde, der Wagen ꝛc. ab. Ein Proviant-Commissarius hatte hierbei die Oberaufsicht; unter ihm standen ein Stallmeister, ein Futterschreiber und mehrere Wagenmeister, welche für die einzelnen Details hierbei verantwortlich blieben. — Bei den anderen Mächten war dieser Dienstzweig mehr oder weniger ausgebildet. Nationalität, Localität und günstige Finanzverhältnisse hatten darauf natürlich einen großen Einfluß. In Holland waren z. B. jene Wagen ziemlich so eingerichtet, wie sie heute bei den Armeen üblich sind, nur war die Leinwand darauf so angebracht, daß man sie, den Umständen gemäß, abnehmen und überspannen konnte. Die Fuhrleute waren nicht

hoben oder geworben, sondern vertragsmäßig
[illegible]thet, und wurden, den Umständen gemäß, ver-
mehrt, vermindert, oder auch wohl, nach Ablauf
einer Campagne, ganz abgelohnt. Bei den einzel-
nen brandenburgischen Truppencorps, wie z. B.
bei den Hülfscorps, die zur holländischen Armee
gestoßen (1688), war das Fuhrwesen etatsmäßig
und vollkommen organisirt, jeder Wagen mit zwei
guten Pferden bespannt. Bei den Oesterreichern,
so wie auch bei den Reichstruppen, wurden zum
Angespann öfters Ochsen benutzt, besonders in Un-
garn — doch wurden die Wagen häufig auch von
dem Lande gestellt, wobei den Provinzen der Be-
trag dafür von den Fürsten baar bezahlt, oder auch
von den Abgaben abgerechnet ward. Die Provin-
zen schickten dann die stipulirten Fuhren auf ein
ihnen bestimmtes Rendezvous, wo sie von den
Commissarien übernommen, die Namen der Leute,
das Signalement der Pferde aufgezeichnet, und
von wo aus sie nach den verschiedenen Punkten,
wo sie nöthig waren, dirigirt wurden. Für die
Verpflegung der Leute sowohl, als für den Unter-
halt der Pferde mußten die Stände gleichfalls sor-
gen. War der Feldzug beendet, so wurden die
Wagen wieder zurückgeschickt — für das Frühjahr
jedoch mußten solche wieder mit tüchtigen und gut
ausgefütterten Pferden zur Stelle geschafft wer-
den. — Oft ward die Sache auch Unternehmern
übergeben, welche gegen Caution die Gestellung gu-
ter Fuhren übernahmen, auch wurden die Pferde

von einzelnen Leuten gemiethet — ein Modus, der sich besonders in der französischen Armee sehr lange erhalten. Noch in den Revolutionstagen finden wir nicht allein die Pack- und Train-Colonnen, sondern auch die Artillerie nach diesem System bespannt, und Marschall St. Cyr erklärt, nie besser bespannte Artillerie und Trains gehabt zu haben. —

Die Cavallerie dieser Periode betreffend, so finden wir bei ihr manche Veränderungen. Doch waren sie auch hier weniger ein Produkt eines allgemeinen Fortschreitens, als eines allmähligen Herausfühlens und Herausfindens des Besseren, das jedoch sehr mannigfachen Proben unterworfen blieb, bevor es eine Art von Bürgerrecht erhielt. Die Cavallerie war auch noch in dieser Periode die Lieblingswaffe der meisten Heerführer; sie fochten gern an deren Spitze, entschieden gern mit ihr den Sieg. Das Verhältniß der Cavallerie zur Infanterie war daher gewöhnlich wie 1 zu 1, ja wir finden sogar einzelne Momente, wo die Anzahl der Cavallerie noch die Infanterie überwog. Doch wechselte dieß der Individualität der Heerführer, der Beschaffenheit des Kriegstheaters ꝛc. gemäß ab. —

Die Stärke der Regimenter war bei den verschiedenen deutschen Armeen sehr verschieden. Die kaiserlichen Regimenter finden wir in dieser Periode gewöhnlich noch 1000 Pferde stark — wenigstens gehörte es zu den Seltenheiten, wenn solche unter 1000

Mann erschienen. Khevenhiller und Dumont geben deren Etat sogar auf 1800 Mann an, ein Stärkeverhältniß, das sie sowohl für die schwere als leichte Cavallerie gleich annahmen. Bei anderen Truppen variirte dieß Verhältniß von 400—800 Mann. Die Einheit für taktische Bewegungen sowohl als für administrative Beziehungen war bei einigen Armeen die Schwadron oder Eskadron, bei anderen die Compagnie. Erstere zerfielen dann wohl in zwei auch drei Compagnien, eine Eintheilung, die sich hier und dort bis auf unsere Tage erhalten. Bei den Kaiserlichen waren die Regimenter meistens in vier Divisionen getheilt, deren wieder jede drei Compagnien zu 80 bis 30 Pferden zählte. Eine Carabinier- oder Grenadier-Compagnie von etwa 90 Pferden zählte dabei für sich allein, ohne dem Divisionsverbande einverleibt zu seyn. Die Anzahl der Compagnien oder Escadrons für ein Regiment wechselte bei den verschiedenen Heeren — oft nur momentanen Verhältnissen gemäß. Wir finden die Regimenter 4, 6, auch 8 Compagnien stark. Eine Truppenart, die man gegen das Ende dieser Periode sehr zu vermehren anfing, waren die Dragoner. Das Maximum derselben fand jedoch erst im folgenden Zeitraume statt, wo wir darauf zurückkommen werden. — Auch die Husaren (früher die Croaten der Oesterreicher) begannen einige Armeen als eine neue Truppenart einzuführen und zu pflegen, und zwar dienten ihnen dabei als Vorbilder meistens

Ueberläufer. Zu diesen Truppen kamen endlich noch Grenadiere, Carabiniers, Jäger zu Pferde ꝛc., anfangs gewöhnlich nur Probetruppen, die jedoch häufig der bunten Uniformen wegen, die man ihnen immer gab, bestehen blieben und auf unsere Zeiten gekommen sind. — Die Stäbe der Cavallerie-Regimenter bestanden bei fast allen Armeen aus nur einem Obersten, Oberstlieutenant, Major, einem Adjutanten, einem Feldprediger und einem Chirurgus. —

Die schwere Cavallerie fing in diesem Zeitraum an, ein Stück nach dem andern von ihrer Rüstung wegzuthun. Sie behielt davon fast nichts mehr als den Helm und den Cuiraß, und auch dieser ward dort, wo es anging, lieber aus Leder, als aus Metall angefertigt. Abbildungen aus jener Zeit zeigen uns die schwere Reiterei sogar schon mit einem Hute, den man durch darüber angebrachte eiserne Bügel hiebfest gemacht hatte; doch war die allgemeine Kopfbedeckung fast durchgängig noch ein eiserner Hut oder eine eiserne Schlaghaube. Hauptwaffe blieb noch lange das Schießgewehr, ein Paar lange Pistolen nämlich und ein Karabiner. Ein langer, gerader Degen mit eisernem Bügel, der noch über die Schulter getragen ward, vollendete die Ausrüstung. Des Feuergewehrs aber bediente man sich vorzüglich gegen die Türken. — Die Pferde waren bedeutend leichter ausgerüstet wie sonst. Von deren Sicherstellung durch Schürzen gegen Hieb, Stich und Schuß war keine Rede mehr. Doch

war der Sattel — der sogenannte deutsche Sattel — noch ziemlich schwer und unbeholfen, dabei jedoch sehr bequem für den Reiter. Wie es scheint, so drückte er auch nicht, denn man findet dieses Uebelstandes nirgends gedacht. — In Bezug auf die Pferde, so verwandte man darauf zwar eine ziemliche Sorgfalt, blieb jedoch vorzüglich dabei stehen, große und gut genährte Thiere zu haben. Die Kaiserlichen ritten bei den Cuirassieren Pferde von 16, die Dragoner aber von 15 Fäusten hoch. Bei allen Armeen wurden Langschwänze, bei den Holländern allein Stutzschweife geritten. Um die Pferde selbst zu schonen und sie stets in gutem Fütterungszustande zu haben, exerzirte man nur selten zu Pferde. Bei der schweren Cavallerie blieb der Trab noch lange die Hauptform für alle Angriffe — der Gallop ward als ein nicht zu erreichendes Ziel betrachtet. — Die Cavallerie fing um diese Zeit bei fast allen deutschen Armeen an, sich drei Glieder tief zu formiren. Nur die Kaiserlichen erschienen noch tief formirt auf dem Kampfplatze. Marschirte die Reiterei auf, so waren die Intervallen zwischen den Escadrons der Front gleich — das zweite Treffen stellte sich dann schachförmig gegen die Intervallen der ersten Linie auf. Dadurch glaubte man Raum zu gewinnen, sich vorwärts und rückwärts zu bewegen. So formirt finden wir die Cavallerie noch bis in den folgenden Zeitraum; so fochten die Brandenburger bei Fehrbellin, bei Oudenarde und Malplaquet, wo

sich diese Cavallerie so viel Ruhm erwarb. Bei einigen Völkern vorzüglich, wir müssen es unentschieden lassen, bei welchen zuerst, ging man schon von der Ansicht aus, daß man auf das Schießen beim Angriff verzichten, sondern mit dem Degen in der Faust dem Feinde auf den Leib rücken müsse. Gewöhnlich mißt man es den Schweden und Franzosen bei, diese Ansicht der Dinge ins Leben gerufen zu haben, aber man darf mit Fug und Recht behaupten, daß diese Idee eben so gut auch bei den Brandenburgern verwirklicht ward. Im Allgemeinen aber galt die Ansicht noch, mit der Reiterei gegen den Feind bis auf 25 Schritt heranzutraben, hier das Pistol auf ihn abzufeuern und dann mit dem Säbel in der Faust einzubrechen. So verlangten es die Reigenführer in der militairischen Literatur gegen die Franzosen, während sie riethen, gegen die Türken den Gebrauch des Feuers ganz beizubehalten. Gegen diese zogen die Deutschen fast noch immer den Kürzeren, wenn man sich nicht in großen Schlachten schlug. Gewöhnlich waren die Türken, bei allen ihren Parteien, immer sehr stark und trugen so durch ihr numerisches Uebergewicht den Sieg davon. —

Die Kleidung der deutschen Reiterei war zweckmäßig und einfach. Eine Kopfbedeckung, wie wir deren schon gedachten, ein gut anschließender Rock mit farbigem Kragen, tuchene Beinkleider, ein guter Mantel mit farbigem Kragen, ein tuchener Mantelsack, um darin ein zweites Hemd, ein Paar

Strümpfe und einige Kleinigkeiten verpacken zu können, bildeten ein weder zu großes noch zu knappes Equipement, und gaben diesem gegen die späteren Zeiten den Schein einer anständigen Ausrüstung. Uebrigens huldigte man beim Anzuge selbst dem Geschmack des Zeitalters, und brachte überall, wo es anging, wohl silberne oder goldene Frangen, Schleifen, ja auch wohl Stickereien an. Besonders waren die Achselbänder sehr beliebt, die, wie man sagt, nach und nach aus Fouragierleinen, was sie Anfangs gewesen seyn sollen, ein Hauptputz für die Soldateska wurden. Uebrigens blieb der Cavallerist auch noch in dieser Periode bedeutend höher gestellt, als der Infanterist. Bei den Franzosen hieß er noch maître — bei den Deutschen wurden ihm noch Vergünstigungen zugestanden, woran der Infanterist nicht denken durfte. Hierzu gehörte besonders, daß kleineren Abtheilungen von 4—10 Mann Leute zugestanden wurden, die auf passirten Kleppern die Bagage nachführten, Fourage für die Pferde herbeischleppten und, mit einem Worte, die Bedienung dieser Reiter machten. —

Sehr wesentlichen Veränderungen in dieser Periode war die Artillerie unterworfen. Man kann wohl sagen, daß es eine Zeit des Experimentirens für sie war; doch lief eine große Menge der Versuche auf Kleinigkeiten hinaus. Nichtsdestoweniger machte die Kunst bedeutende Fortschritte. —

Die deutschen und französischen Artilleristen dieser Periode waren über die Projection der Ge-

schütze sehr verschiedener Meinung. Während die Franzosen nur darauf dachten, ihre Artillerie leichter zu machen, blieben die Deutschen noch geraume Zeit bei dem Herkömmlichen stehen und wollten nichts von jener Erleichterung wissen. Mieth in seiner neueren Geschütz-Beschreibung drückt sich hierüber sehr kräftig aus. Daß unzeitige Spahrer und lateinische Artilleristen, sagt er, zugefahren sind, die Verjüngung derer Stücke, so in und vor Vestungen gebraucht werden, auf die Bahn zu bringen, haben sie unrechter Zeit von den Franzosen, welche ihrer lüderlichen Art nach, allezeit nur etwas neues (wenn es gleich schlimmer alß das alte) suchen hervorzubringen, gelernet und vor etwas Nares in die Bücher geschmieret. — Doch blieben die Deutschen in Bezug auf ihre Ansichten nicht bei der Festungsartillerie allein stehen; sie wandten sie eben so gut auf die Feldartillerie mit an. In Sachsen hatte man bald nach dem dreißigjährigen Kriege halbe Carthaunen von 22 Caliber Länge und 40 Centner Schwere; Viertelcarthaunen von 24 Caliber und 24 Centner Gewicht; 8pfündige Schlangen von 28 Caliber und 9½ Centner Gewicht; 6pfündige Schlangen von 16 Caliber und 13½ Centner; 3pfündige Schlangen von 15½ Caliber und 3½ Centner Schwere. Zur Ladung nahm man in Deutschland um diese Zeit: zur Probe eine Kugel schwere; zum Breschesschießen zwei Drittel; bei Belagerungen eine halbe, im Felde ein Drittel. 1674 finden wir bei der-

selben Armee jedoch schon Regimentsstücke, welche mit Richtmaschinen versehen und zum Geschwindschießen eingerichtet waren. Sie hatten überdieß Gabeldeichseln. Die Artillerie der übrigen deutschen Mächte differirte davon in manchen Beziehungen vielfach. Nur in Bezug auf die Construction der Röhre herrschte eine Art Uebereinstimmung mit der der Sachsen. So finden wir bei anderen deutschen Heeren die halben Carthaunen, die, auf 27 Pfund gebohrt, 24 Pfund Eisen schossen, 45 bis 60 Centner schwer, fast überall. Dasselbe war der Fall mit den Viertels-Carthaunen, die 12 Pfund Eisen schossen und auf 14 gebohrt waren. Sie hatten 24 Caliber und wogen 28—36 Centner; die Falkaune schoß 6 Pfund, hatte 27 Caliber und wog 21 Centner. Der Falkonet schoß 1 Pfund Eisen und war 36 Caliber lang; die Serpentine schoß 16 Loth Blei bei 40 Caliber Länge. — Allmählig fing man jedoch an einzusehen, daß der Feldkrieg leichterer Geschütze bedürfe. Zu diesem Behuf goß man eine leichtere Art Falkaunen, von nur 18 Caliber Länge, die sogenannten Regimentsstücke. Ueber deren Projection kam man jedoch zu keinem bestimmten System. Die Sache blieb meistens dem Gutdünken der Gießer überlassen — nur bei den größeren Armeen ward sie von dem Feldzeugmeister geleitet. Wir finden dergleichen Geschütze in dieser Periode daher auch sehr verschieden; gewöhnlich aber schossen sie zwischen 3 und 4 Pfund, hatten bald 16, bald 19 Caliber,

ja öfters wohl 28, und waren theils vollgültig, theils auch mehr oder weniger geschwächt gegossen. — Hoyer gedenkt einer anderen Art damals gebräuchlicher Regimentsstücke, und zählt sie, nach Braun, zu den Kammergeschützen, die unseren jetzigen leichten Feldhaubitzen glichen. Eine Art derselben schoß 4 Pfund Eisen, hatte 10 Caliber Länge und eine $\frac{6}{8}$ Caliber weite cylindrische Kammer. Die Metallstärke betrug um die Kammer $\frac{3}{4}$, um die Mündung $\frac{3}{8}$ Caliber. — Die zweite Gattung derselben hatte eine kegelförmige Kammer, schoß 6 Pfund Eisen und war $9\frac{1}{2}$ Caliber lang. Um den Stoß der Kammer hatten diese Geschütze $\frac{1}{1}\frac{4}{6}$, vorn an der Mündung $\frac{3}{1}\frac{}{6}$ Caliber. — Die Kammergeschütze, später unter dem Namen der Haufnitzen und Haubitzen bekannt, wurden ursprünglich allein von den Deutschen gebraucht. Sie wurden für den Feldkrieg besonders benutzt, um den Feind mit Granaten und Kartätschen zu begrüßen; bei Belagerungen bediente man sich ihrer zum Enfiliren des bedeckten Weges u. s. f. Man gab ihnen nur 5—6 Caliber Länge, wovon 3—4 auf den Flug, $1\frac{1}{4}$—$1\frac{1}{2}$ Caliber auf die Kammer kamen. Ihre Metallstärke war am Stoß $\frac{1}{2}$, im Fluge $\frac{1}{4}$ Caliber. Sie schossen 12—24 Pfund Stein. Ihre Affüten waren gewöhnliche Feldlaffeten, die von den Kanonenlaffeten nur durch ihre größere Stärke differirten, um so die Erschütterungen, welche die Würfe bei höherer Elevation bedingten, besser zu ertragen. Die Franzosen lernten diese Geschütze

zuerst bei Neerwinden kennen, wo sie 8 derselben unter dem dort erbeuteten Geschütz fanden, wonach sie dann später gleichfalls welche construirten. Sie hatten sich bis dahin statt derselben achtzölliger Mörser bedient, welche unten am Stoß die Schildzapfen hatten, und auf einem laffetenförmig ausgeschnittenen Bock ruhten. Diese Vorrichtung machte es möglich, ihnen 70 Grad Elevation zu geben. So ward das Projectil mit einem Pfund Ladung 750 Schritt weit getrieben. Um einen Horizontalschuß zu erhalten, ward der Block mit dem Schwanz auf den Protzwagen gehoben. Dieß Geschoß ging nun mit eben der Ladung 125 Schritt weit, wo es aufschlug und dann 600 und einige zwanzig Schritt fortrollte. — Mit Verbesserung der Haubitzen verschwanden die Kammergeschütze nach und nach gänzlich, und gegen Ende des Jahrhunderts findet man sie nur noch als eine Rarität in den Zeughäusern. —

Unter den Geschützen mehrten sich in dieser Periode besonders die Mörser, was wahrscheinlich durch die vielen Belagerungen dieser Zeit motivirt ward. Am gewöhnlichsten war der hangende Mörser, so genannt der Stellung seiner Schildzapfen wegen, die er in der Mitte hatte. Sie waren mit cylindrischen Kammern versehen und warfen von 24—100 Pfund Stein. Auch mortiers monstres, wie sie unsere Zeit nennen würde, die an 2—300 Pfund warfen, wurden gegossen. Doch wird ihrer nur selten erwähnt, wahrscheinlich weil

deren Transport schwierig war. Die Marmites, welche die Oesterreicher 1683 gegen die Türken anwandten, waren ebenfalls eine Art großer Bomben. Doch goß man in Deutschland schon um das Jahr 1678 Mörser mit birnenförmigen Kammern, die sich jedoch nicht bewährt haben sollen. Wenigstens finden wir nicht, daß die in Lübeck angestellten Versuche sonst Anklang in Deutschland gefunden. Die Erfindung kam später über Frankreich als neu nach Deutschland, wie wir sehen werden. — Die Bomben selbst waren mit Oesen und Füllöchern, auch wohl mit schraubenförmigen Zunderlöchern versehen. —

Merkwürdig sind die Versuche, welche man in dieser Periode anstellte, um sich kleine Mörser zu verschaffen. So viel Verf. bekannt, gab hierzu Holst 1668 das Signal. Er setzte mehrere auf ein Brett parallel neben einander, das Brett selbst beliebig gerichtet. Alle wurden durch eine Leitung zugleich angezündet *). Mit angemessenen Modificationen wurden diese Mörser später durch Cöhorn wieder bekannt und erhielten das allgemeine Bürgerrecht. — Die Deutschen fuhren fort,

---

*) M. Holst Colonel d'artillerie met plusieurs petits mortiers sur une planche: lorsqu'on élève la planche ils demeurent tous ensemble pointés vers un endroit: ils sont aisés à manier et très justes. On en fit l'épreuve le 24. Mai 1669. Mémoires de Montecucculi p. 52.

die Caliber ihrer Wurfgeschütze nach Steingewicht zu berechnen, während die Franzosen dieß nach Zollen thaten — eine Einrichtung, bei der beide Völker im Allgemeinen stehen geblieben. — Im Allgemeinen waren die Mörser der Franzosen leichter an Metall, als die der Deutschen — auch unterschieden sie sich von denen dieses Volkes durch die Stellung der Schildzapfen am Stoß, so wie durch die Form ihrer Kammer. Hoyer giebt in seiner vortrefflichen Geschichte der Kriegskunst eine Tabelle, worauf die Hauptmasse der Wurfgeschütze beider Nationen verglichen werden *). — Die Engländer folgten bei ihren Artillerie-Einrichtungen ziemlich der Impulsion, die sie von Deutschland aus erhielten; die Holländer dagegen erleichterten ihr Geschütz in dem Maße, daß sie wiederholentlich außer Stande gesetzt wurden, davon den richtigen Gebrauch zu machen. — Die Affütirung betreffend, so finden wir auch hierin mancherlei Veränderungen. Natürlich mußten sie in einem richtigen Verhältniß zur Projectirung der Geschütze selbst stehen. Die Laffetenwände waren bei dem schweren Geschütz der Deutschen über 2 Zoll stärker als bei den Franzosen, bei dem leichten um einen. Dabei waren natürlich auch die Beschläge und andere Eisentheile stärker. Auch war die Stellung der Riegel bei den Geschützen der beiden Nationen verschieden. Die Deutschen hatten bei ihren

*) II. Bd. S. 26.

Geschützen außer dem Stirn- und Schwanzriegel hinten zwei flach liegende Riegel, welche sowohl zum Transport, als auch zum Richten dienten. Bei den französischen Geschützen war hingegen nur der Ruheriegel liegend, der Richtriegel dagegen war stehend, um bei der stärkeren Biegung der Laffetenwände nicht so hoher Richtkeile zu bedürfen. — Uebrigens waren alle Laffeten geschrenkt, d. h. am Schwanz breiter als an der Stirn. Gebogene Laffetenwände hielt man für das äußere Ansehen ersprießlicher, traute ihnen aber weniger Haltbarkeit zu. Die Türken allein hatten in dieser Zeit eiserne Achsen, aber diese waren so plump und ungeschickt, daß sie im Verein mit den massiven Rädern, die aus einem Stück bestanden, mitunter nur runde Klötze waren, die den Transport des Geschützes unendlich erschwerten *). In Deutschland hatte man nur hölzerne Achsen. Die Laffetenräder verlangten die deutschen militairischen Schriftsteller von $4\frac{1}{2}$—5 Fuß, die Protzräder $3\frac{1}{4}$ bis 4 Fuß hoch — bei den Schiffslaffeten gab man den Rädern 2—3 Fuß Höhe. Auch kannte man 1684 schon die Rahmlaffete. —

Zum Laden bediente man sich jetzt fast überall der Cartuschen, gewöhnlich papierner oder pergamentner — auch kamen dergleichen von Leinwand

*) Bei den Türken werden auch blecherner Räder gedacht — eine Sache, die wir nicht verstehen, mithin auch nicht anführen. —

und wollenem Zeuge vor. — Bei den Pergamentcartuschen wischte man nur nach dem dritten Schusse aus. Um sie nähen zu können, ward das Pergament vorher in Essig geweicht. Die Kugel pflegte man noch nicht an der Ladung zu befestigen — man lud die Cartusche allein, setzte darauf einen Vorschlag von Stroh, Heu oder ausgedrehtem Tauwerk, dann die Kugel, und darauf wieder einen Vorschlag von derselben Materie. Obwohl das Schießen hierdurch gegen die frühere Art und Weise beschleunigt ward, so feuerte die Artillerie dennoch sehr langsam. Bei Saßbach 1675 war deren Feuer so wenig beschleunigt, daß man das Geschütz ermitteln konnte, woraus Türenne getödtet worden, das dafür die Inschrift erhielt: Mors Turennii. —

Eine der Haupterfindungen dieses Jahrhunderts, die Richtschraube, ward noch wenig benutzt. Sie war angeblich 1650 von einem Jesuiten erfunden. Das von ihm construirte Geschütz hatte Schildzapfenschrauben, um es in eine parallele Laffete, die eine Richtschraube hatte, legen zu können. Auch war das Geschütz mit einer Kammer versehen, die im Durchmesser doch nur wenig von dem der Seele verschieden war. Die Erfindung kam zuerst nach Oesterreich, das darnach Geschütze in Neisse und Wien gießen und damit experimentiren ließ. Doch ist darüber wenig bekannt geworden. Beim Laden des Geschützes soll die Kammer mit einem Holzpfropfen geschlossen worden seyn. —

Der Kartätschen gab es in dieser Zeit vielerlei Arten. Häufig war es Hagel, d. h. gehacktes Blei, Nagelstücke, zerbrochene Kettenglieder — öfters auch wohl Musketenkugeln. Befanden sich diese in leinenen Säcken, so hießen sie Beutelkartätschen, waren sie in blechernen und hölzernen Büchsen — Büchsenkartätschen. Die Traubenkartätschen, die wir in diesem Zeitraum gleichfalls finden, wurden eben so angefertigt wie in unseren Tagen, bestanden aus eisernen Kugeln von 8 Loth bis zu einem Pfunde, und waren mit einem zwillichenen Sack überzogen. —

Bis gegen das Ende dieses Zeitraumes hatte man sich ausschließlich der concentrischen Bomben und Granaten bedient. Um jedoch zu verhindern, daß sie nicht auf das Brandloch fielen, machte man sie jetzt am Boden stärker. Früher hatte man geglaubt, durch Einlegen bleierner Platten dasselbe Resultat erhalten zu können. Da man zugleich der Ansicht war, daß ovale Hohlkugeln eine stärkere Wirkung hervorbrächten, als ganz runde, so bediente man sich nicht allein der ovalen Projectilien, sondern auch anderer unten spitz zugehender Hohlkugeln, welche von den deutschen Artilleristen ausschließlich Bomben genannt wurden, während man bis dahin alle runde Hohlkugeln jeden Gewichts Granaten genannt hatte.

Angeblich war es Braun, ein berühmter artilleristischer Schriftsteller des siebenzehnten Jahrhunderts, der den Namen Bombe zuerst den gro-

ßen Granaten gab *). — Als eine Merkwürdigkeit dieser Zeit werden noch die Granaten von Miethe angeführt, die er 1678 in Prag warf **). Sie explodirten beim Fallen von selbst. In deren hölzernem Zünder befand sich eine eiserne geladene Hülse, die unten mit vielen Löchern versehen war, deren Kopf oben vorstand. Die Granate war am Mundloch schwerer, fiel daher damit auf und trieb den eisernen Zünder hinein. Miether erreichte so, was man in neuerer Zeit in Frankfurt durch den en sifflet gelotheten Zünder zu bewirken gesucht hat. —

Vielfach wurde in dieser Periode die Handgranate benutzt. Doch ward damit vielleicht mehr gespielt, als reell experimentirt. So schoß man z. B. 1668 in Berlin Granaten aus Musketen, die auf einen Spiegel gesetzt waren, der einen Stiel oder Stab hatte, der im Laufe steckte; wie es scheint, eine Nachahmung eines ähnlichen früheren Versuches, den bereits Karl Gustav 1657 hatte machen lassen. Nur waren dort die Granaten am Ladestock befestigt. Wahrscheinlich, daß zu diesen Experimenten die vielen Unglücksfälle Veran-

*) Braun fundamentum et praxis artilleriae, 6. Th. Danzig 1682—87.

**) Er ist Verfasser eines für den wissenschaftlichen Artilleristen unentbehrlichen Werkes: artilleriae recentioris praxis, Frankfurt und Leipzig 1672, das wiederholentlich aufgelegt worden.

anlassung gaben, welche man alle Augenblicke erlebte und die mehrentheils daher entstanden, weil man die Granate aus Vorurtheil zu oft um den Kopf drehte, bevor man sie fortschleuderte.

Die Erdmörser, deren sich die Polen vor Thorn, und die Venetianer auf der Insel Diu gegen die Türken bedienten (1669), kommen, wie Verf. bekannt, auch nur hier vor. Vor Candia scheute man sich, sie anzuwenden. Bei Thorn warf man Mühlsteine in die Stadt, auf Diu aber aus zwei Erdmörsern 19 Centner Granaten und Steine. Die Sachen leitete hier ein braunschweigischer Artillerie-Lieutenant Braun, zum großen Erstaunen der Italiener, welche dergleichen noch nie gesehen hatten. —

Die Mühe, welche man sich gab, die Zerstörungswerkzeuge zu vermehren, fand in einem Fürsten der katholischen Kirche, in dem berühmten und kriegerischen Bischof von Münster, Bernhard von Galen, einen mächtigen Stützpunkt. Er erfand die oblongen Brandkugeln, in denen eiserne Kreuze das Gerippe bildeten, während sie bis dahin nur in Säcke gestopft waren. Beim Bombardement von Grool 1672 ließ er auf jede Bombe immer einige seiner neu erfundenen Brandkugeln folgen. Die Franzosen gaben ihnen ihres eisernen Gerippes wegen die Benennung Carcasse. — Bemerkenswerth sind noch Geißler's Versuche vor Lille, wo er vor Louvois Granaten mit Bleikugeln in die Stadt warf. Die erste Lage der kleinen

Kugeln war mit Pech in die Granate eingeklebt, und die andere dann locker darauf eingeschüttet (1672).

Sonst bediente man sich bei Belagerungen noch der Sprengkugeln und Sprengtonnen. Dieß waren hölzerne, mit Handgranaten gefüllte Gefäße, die man aus Mörsern warf. Sie wurden besonders gegen Transcheen und den bedeckten Weg gebraucht, um die Arbeiter und Vertheidiger daraus zu vertreiben. Die Erfindung der Hebespiegel-Granaten jedoch, deren Vervollkommnung indessen erst der folgenden Periode angehört, verdrängte jene allmählig.

Eine wichtige Erfindung dieser Zeit war das Einschrauben der eisernen oder stählernen Zündlochstellen. Die ersteren, deren man sich bediente, hatten oben und unten einen breiten Ansatz und waren in der Mitte als eingängige, vierkantige Schrauben geschnitten. Miethen, dessen wir bereits erwähnt, ist wahrscheinlich der Erste, der diesen Gegenstand auch theoretisch zur Anschauung brachte (1684). Das Ausschießen der Zündlöcher, von denen viele öfters nur 200 Schuß aushielten, ließ diesem Gegenstand viel Aufmerksamkeit bei allen Armeen zuwenden. Bei den Franzosen hatte man versucht, sie einzugießen. Man glaubte hierzu glatte, cylindrische Löcher vorzugsweise geeignet — in Polen aber zog man schraubenförmig ausgeschnittene cylindrische vor — das Zündloch selbst ward dann mit einem Drillbohrer gebohrt. Die

Erfindung der Deutschen hat sich, wie bekannt, wenngleich mit Modificationen, bewährt und erhalten. — Der Vorschlag eines Artillerie-Offiziers, dessen Geißler gedenkt, alle Geschütze durch Erweiterung des Zündlochs zum Geschwindschießen einzurichten, zerfiel, wie sich von selbst versteht, in sich. Geißler selbst erfand eine eiserne Stoppine, die er Geschwindeinräumung nannte. Für Geschütze mit größeren Zündlöchern waren dieß eiserne Röhren mit Anfeurung. Bisher soll es, besonders des Nachts, öfters ein Pfund Pulver gekostet haben, ein Zündloch einzuräumen. Die ersten Schlagröhren selbst waren so lang als das Zündloch *). — Die Versuche, welche man in dieser Periode mit dem Gießen und Schmieden eiserner Geschütze machte, liefen meist alle schlecht ab. Miethen wenigstens giebt ihnen ein schlechtes Zeugniß und sagt, daß viele der letzteren aufrissen und oft schon nach funfzig Schüssen sprangen. — Das Springen gegossener Geschütze schrieb man besonders dem Umstande zu, daß das Pulver beim

*) Geißler's erst 1707 und 1718 zu Dresden erschienener neuer curieuser Kriegs- und Friedensstern, worinnen das, so er in vierzig Jahren in der Büchsenmeisterei, Ernstfeuerwerkerei, Petarden und Minen ausgeübt, so wie dessen „Neue curieuse und vollkommene Artillerie" geben einen Ueberblick des Zustandes der Artillerie jener Zeit überhaupt. Beide sind ein schöner Beweis von dem rüstigen Streben, vorwärts zu kommen.

Stampfen mit sauren Liquoribus gemischt gewesen. —

Auch in der Anfertigung des Pulvers machte man bedeutende Fortschritte. Für die beste Mischung hielt man 32 Salpeter, 6 Kohle und $4\frac{1}{2}$ Schwefel. Doch war dieß Mischungsverhältniß mehr conventionell als bestimmt. Miethen klagt sehr über Willkühr und Vernachlässigungen hierbei und meint, daß, weil man mit schlechtem Pulver viele Menschen schlafen gelegt, doch kein Grund vorhanden sey, nicht besseres zu machen. Viele der angewandten Mittel, die Kraft des Pulvers zu verstärken, wie das Anfeuchten beim Stampfen mit diesen oder jenen Flüssigkeiten, nennt er Quacksalbereien und fügt hinzu, daß das richtige Mischungsverhältniß alles bedinge. — Die Kraft des Pulvers zu prüfen, bediente man sich einer eingetheilten Stange, oder einer Gradscheibe. Doch ward diese später durch den noch gebräuchlichen Probemörser verdrängt.

Die Ladungen wurden in dieser Zeit noch ungemein stark gemacht, nämlich zwei Drittel des Kugelgewichts. Man glaubte dadurch größere Schußweiten zu erhalten. Da man sich jedoch überzeugte, daß diese Ladung zu zerstörend auf die Haltbarkeit der Geschütze einwirkte, so fing man damit an, allmählig nachzulassen, und kam bis auf halbkugelschwere Ladung zurück. Erst auf wissenschaftlichem Wege gelangte man nach und nach dahin, das richtige Maß zu treffen. Frankreich ging

bei dieser Untersuchung rühmlichst voran. Ob man sich bei der Pulverfabrication in Deutschland damals schon der Mühlen mit umlaufenden Stempeln bedient, ist nicht mit Gewißheit anzugeben; doch kannte man sie schon, denn wir finden derselben sowohl bei Braun als Buchner erwähnt *). Ueberhaupt versuchte man jetzt vielfach, auf wissenschaftlichem Wege zum Ziele zu gelangen, da man früher vorzugsweise nur in einer praktischen Richtung fortgegangen war; doch überflügelten hierbei die Franzosen und Engländer die Deutschen bedeutend, wie wir dieß später sehen werden.

Uebrigens waren die Artillerien, mit denen man in dieser Periode zu Felde zog, von unendlichem Umfange, und gaben einen genügenden Beweis von der Fortbildung dieser Waffe sowohl, als von der richtigern Würdigung derselben. Wie man die Kosten in einer Zeit, wo man von den Finanzen noch so unrichtige und verworrene Begriffe hatte, dazu aufgebracht, ist kaum zu erklären. Vor Stettin hatten die Brandenburger 108 Belagerungskanonen, 40 Mörser und Haubitzen, 98 Feldgeschütze, 15,000 Centner Pulver, 20,000 Kugeln, 800 große Granaten und 10,000 Brandkugeln. Vor Ofen (1686) hatte die kaiserliche Armee 12

*) Theoria et praxis artilleriae, oder: Beschreibung der in jetziger Zeit gebräuchlichen Artillerie. Nürnberg 1682—85. 3 Bände.

ganze Karthaunen (Achtundvierzigpfünder), 50 halbe, 26 viertel, 36 Falkonen, 80 Regimentsstücke, 8 Mörser zu 4 Centner schweren Bomben, 10 zu 2 Centner, 12 zu ½ Centner, 12 Haubitzen zu 12 Pfund Stein, 20 Petarden, 4000 Kettenkugeln, 84,000 Handgranaten, 8000 Kleb- und Brandkugeln, und 2000 Carcassen. Noch merkwürdiger stellt sich dieß bei der Belagerung von Bonn heraus, wo die vereinten Oesterreicher und Brandenburger (1689) 86 Vierundzwanzigpfünder mit 12 Pferden bespannt, einen Achtzehnpfünder, 11 Zwölfpfünder, 200 kleine Kanonen mit 8 und 4 Pferden bespannt, 12 Haubitzen, 15 Mörser und 6 Steinmörser hatten. Für jede Haubitze hatte man 200 Granaten, 80 Carcassen und 40 Kartätschschuß. — Selbst einzelne Städte hatten einen Geschützbestand, wie ihn heute kaum Staaten mittlerer Größe haben. Straßburg hatte deren mehrere Hundert, ebenso Nürnberg, Hamburg u. a. St.

Um die allmählig so heranwachsende Artillerie im Felde zu bedienen, begann man das Zunftwesen, in dem sie bis jetzt noch immer befangen gewesen, allmählig zu verbannen. Es wurden überall Artilleriecorps gestiftet, wozu man die bis jetzt im ganzen Lande zerstreuten Compagnien und Detachements- vereinte. Das erste Beispiel hierin gaben Brandenburg und Sachsen; doch war man von dem, was man heute darunter versteht, noch weit entfernt. — Die Kanonen waren noch immer sehr schwach bedient, denn gewöhnlich fand man bei

einem Geschütz nur einen Büchsenmeister und einen Handlanger — die Regimentsgeschütze, die einige Armeen führten, hatten gar nur einen Büchsenmeister. Die übrigen Mannschaften wurden aus den Truppen gewählt und dann schnell einexerzirt. Wieviel man solcher Mannschaften überhaupt auf ein Geschütz gerechnet, ist nicht genau nachzuweisen. — Früher schon sahen wir, daß man im dreißigjährigen Kriege viel mit Hagel oder Kartätschen aus den Kanonen schoß. In der folgenden Periode fand dieß seltener statt — gegen Ende des Jahrhunderts scheint man davon ziemlich abgekommen zu seyn, und den Gebrauch der Kartätschen allein auf die Haubitzen beschränkt zu haben. Wenigstens finden wir in der Designation der Geschütze, welche Friedrich I. 1689 mit ins Feld nahm, der Kartätschen für Kanonen gar nicht erwähnt; doch ging man hiervon dort, wo es nöthig war, gewiß ab. Die Vierundzwanzigpfünder finden wir mit 12 Pferden bespannt, die schweren Sechspfünder mit 8, und Dreipfünder, so wie endlich die Kammergeschütze, mit 4. Nur die Brandenburger machten bei Bespannung der letzteren eine Ausnahme, und gaben den Regiments-Dreipfündern auch nur 3 Pferde. Die Pulverkarren bespannte man mit 2 Pferden. —

Bei Märschen bildete die Artillerie gewöhnlich eine Colonne für sich. Glaubte man jedoch mit dem Feinde handgemein zu werden, so vertheilte man sie, den Verhältnissen gemäß, bei den ver-

schiedenen Regimentern. Zugleich wurden die Offiziere bestimmt, welche dabei thätig seyn sollten. Die Kanonen erhielten gewöhnlich zwischen den besten Truppen, später bei den Grenadier-Bataillons, ihren Platz angewiesen. Bei Detachements, denen Geschütze beigegeben waren, übernahm der Befehlshaber desselben die Sorge für das Emplacement seiner Artillerie. — Uebrigens pflegte man, wenn man bei den Armeen Schlachten entgegensah, die Artillerie vorher zu versammeln, in Brigaden einzutheilen, und dann beim Abmarsch oder Aufmarsch der Armee zugleich den resp. Truppentheilen, denen sie attachirt bleiben sollten, zu überweisen. War die Schlacht vorüber, oder hatte man die Aussicht dazu verloren, so ward die Artillerie wieder zusammengezogen. — Dem commandirenden General, oder dem Commandanten eines festen Platzes lag es ob, mit den Artillerie-Offizieren häufig über den zweckmäßigsten Gebrauch ihrer Waffe Rücksprache zu nehmen. Hierbei durfte er nicht allein bei allgemeinen Maßregeln stehen bleiben, er mußte selbst in die Details eingehen, um sich zu überzeugen, inwiefern die Artillerie-Offiziere ihrem Verhältniß gewachsen waren. Er mußte sogar im Stande seyn, die Offiziere, welche er nicht vertraut genug mit ihrer Waffe gefunden, zu belehren. Vor der Schlacht ward gewöhnlich noch berathen, ob man die Artillerie während derselben durch Pferde oder Menschen fortschaffen solle. Für den letzten Fall muß-

ten dazu schleunig Leute commandirt und sofort auch einexerzirt werden. Die Büchsenmeister, welche diesen Uebungen vorstanden, mußten zugleich dafür sorgen, daß einige von ihnen eine Kanone laden und richten lernten, um im Nothfall Beidem genügen zu können. Zugleich wurde die Bedeckung für die Artillerie bestimmt. Die Regimentskanonen scheinen während der Schlachten bei ihren Regimentern geblieben zu seyn. Dagegen wurden die großen Stücke in Batterien vereint. Die Pferde schickte man zurück, oder suchte sie so gedeckt wie möglich in der Nähe zu behalten. Bewegte man sich nun vor oder zurück, so wurden für große Distanzen die Pferde herbeigeholt; auf kleine Entfernungen zogen Menschen an eigens hierzu angefertigten Riemen die Geschütze — der Gebrauch des Langtaus, das man in Frankreich am Ende dieser Periode schon kannte, war damals in Deutschland noch nicht üblich. —

Im Lager wurden die Kanonen auf den places d'armes, und zwar auf den beiden Flügeln der lagernden Truppen aufgefahren, mit der Mündung gegen den Feind. Die Munitionswagen dagegen erhielten ihren Platz vor die Fahnenwache angewiesen. Die Schildwachen der Infanterie wurden befehligt, auch Kanonen und Munitionswagen zu bewachen. Oefters jedoch fuhr man die Kanonen vor der Fahnenwache, die Munitionswagen aber hinter derselben auf. In diesem Falle umzog man sie mit einer Leine, und einige Büchsenmeister

mußten dabei Wache halten. Für die Offiziere, Büchsenmeister und die zum Geschütz commandirten Leute mußte der Commandeur des Regiments, vor dessen Fahnen die Geschütze aufgefahren waren, den Platz zum Campiren anweisen. Ebenso mußte er für das Futter der Pferde sorgen. Er blieb dafür verantwortlich, wenn es hieran fehlte, oder wenn aus Mangel an Futter die Pferde etwa fielen, von Kräften kamen, und die Geschütze stehen blieben. —

Der Zustand der Artillerie dürfte bei allen deutschen Heeren so ziemlich derselbe gewesen seyn. Er hing überall mit den Finanzverhältnissen des Landes eng zusammen. Wo sich hin und wieder Eigenthümlichkeiten, durchgreifende Verbesserungen offenbarten, war dieß meistens momentan und ward gewöhnlich durch einzelne große Talente bedingt. Im Zusammenhange und in einer fortschreitenden Vervollkommnung finden wir die Artillerie nur in zwei Staaten, in Brandenburg und Frankreich — in Brandenburg jedoch war man rein bemüht, auf praktischem Wege zum Ziele zu gelangen, während man in Frankreich nur theoretisch darin vorschritt.

Ingenieur-Corps in dem Sinne, wie wir es verstehen, hatte man in der Periode, von der hier die Rede ist, noch nicht — wir finden dergleichen allein in Frankreich. Dieserwegen darf man jedoch nicht glauben, daß man in Deutschland ganz unerfahren in der Belagerungskunst gewesen. Eine Menge wichtiger Belagerungen auf allen Kriegstheatern

beweisen das Gegentheil. Die großen Beispiele in dem benachbarten Holland waren in Deutschland nicht nutzlos vorübergegangen. Durch die vielen deutschen Offiziere, welche unter den Oraniern gedient, war die holländische Befestigung nach Deutschland gekommen und bei vielen Plätzen, namentlich in Brandenburg, angewandt worden. Die Faussebraie, welche den Hauptwall Berlins umgab, so wie die auf den Courtinen senkrecht stehenden Flanken waren hiervon ein sprechender Beweis. Mit diesem System war zugleich deren Ansicht über Vertheidigung und Angriff fester Plätze dahin gekommen. Die beiden Heroen der Fortification jedoch, Vauban und Coehorn, welche fast zu gleicher Zeit in Frankreich und Holland erstanden, brachten hierin eine gänzliche Veränderung vor. Menno Baron von Coehorn, denn nur dieses Mannes können wir hier, unserer Eintheilung gemäß, gedenken, dessen System besonders vielen Beifall in Deutschland fand, angeblich von einer Menoniten-Familie stammend *), wandte sich fast noch in der Kindheit den Waffen zu, für die er sich durch ein sorgfältiges Studium vorbereitet hatte. Schon in seinem sechszehnten Jahre ward er vom Statthalter Heinrich Casimir von Nassau zum Hauptmann ernannt, und hatte bereits im einunddreißigsten Jahre den Rang eines

*) Neueren Berichten gemäß war sein Vater Capitain in niederländischen Diensten gewesen.

Als General-Lieutenant, Gene-
von holländisch Flandern, Ober-
lshaber der Artillerie und Oberst
e-Regimenter starb er 1704 in
einem Alter von 70 Jahren. Doch was mehr als diese, für jene Zeiten gerade nicht ungewöhnliche Beförderung zu bedeuten hatte, war der große Ruf, den er sich sowohl durch seine Einsicht, als durch Kenntnisse und Muth erworben. In der Belagerung von Gron (1673) hatte er dem von ihm verbesserten Holstschen Mörser bereits das Bürgerrecht erworben — bald sollten auch seine Verbesserungen und neuen Ideen in der Fortification Epoche machen. Doch sind die Ansichten über den Werth der Coehornschen Neuerungen getheilt. Namentlich spricht sich Blesson stark gegen ihn aus. Hier dessen Meinung. Coehorn, sagt er, war zwar Vauban's Nebenbuhler, aber wenn er gleich die Bombe im Uebermaß anwandte, und ihm namentlich die Anwendung dieser Waffe (?) als solche, viel verdankt, so ist doch im Ganzen sein Verdienst für die Wissenschaft neben dem Vauban's unerheblich, und ist nichts davon eigentlich in das Leben übergegangen; wollen wir jedoch das verfolgen, was sein Beispiel veranlaßte, so sehen wir, daß leider durch ihn eine falsche Bahn bezeichnet wurde, auf welche er allerdings nicht einging, die aber desto eifriger von denen verfolgt wurde, welche Festungen durch Brand leichter, als durch Kunst, zu erobern hof-

fen *). Inwiefern diese Vorwürfe begründet seyn mögen, wollen wir dahingestellt seyn lassen. So viel aber bleibt gewiß, daß Coehorn in dem Kampfe um die Palme des Sieges in Namur, wo er einen Theil der Befestigungen in seinem System angelegt hatte, und das er gegen Vauban vertheidigen sollte, unterlag. Vergleichen wir die Befestigungsmanier Coehorn's mit der seines großen Gegners, welche beide wir als unsern Lesern bekannt voraussetzen dürfen, so finden wir folgende Abweichungen. Seine Bollwerke hingen mit dem Hauptwalle zusammen; vor diesem sowohl als vor der Courtine lief eine Faussebraie. Durch Orillons, die bei ihm aus hohlen Thürmen bestehen, dem Urtheile der Ingenieure gemäß eine Nachahmung Marchi's, vertheidigte er seine zurückgezogenen Flanken. Den oberen Theil dieses Thurmes finden wir mit Erde bedeckt und mit einem Walle versehen — aber die gegen den Absonderungsgraben der hohen und niedern Flanke gekehrte Seite mit Schießlöchern für Kanonen durchbrochen. Die Spitze der Faussebraie vor dem Bollwerk war bonnetirt; durch einen Wassergraben die mittlere und niedere Flanke von einander getrennt. Von der Bollwerksspitze des Hauptwalls führte eine sieben Fuß unter den Horizont gesenkte gemauerte Gallerie quer über den vor ihm

*) Geschichte des Belagerungskrieges oder der offensiven Befestigungen von Bleſſon S. 203.

befindlichen trockenen Graben, auf beiden Seiten mit Schießscharten versehen, um den besagten Graben zu bestreichen. Sie war so eingerichtet, daß sie allenfalls unter Wasser gesetzt werden konnte. Dieser Gang führte in eine Gallerie, welche sich unter der Faussebraieface befindet, die gleichfalls zur Bestreichung des Absonderungsgrabens der hohen und niedrigen Face diente. Sie war dabei so eingerichtet, sich allenfalls darin verschanzen zu können, wenn der Feind darin vielleicht eingedrungen wäre. — Seine Bollwerke deckte Coehorn durch Contregarden oder Couvrefacen, die von der Höhe der Faussebraie zwar, aber von dem Hauptwalle um zehn Fuß überhöht wurden. Er hatte seinen Contregarden nur viertehalb Ruthen Anlage gegeben, um dem Feinde dadurch die Möglichkeit zu entziehen, sich nach deren Einnahme etwa darauf zu logiren — ein Vortheil, der jedoch durch den Nachtheil nicht aufgewogen wird, den die schwachen Profile auf die Vertheidigung derselben haben mußten. Vor der Courtine finden wir ein doppeltes Ravelin, dessen Faussebraie von dem Hauptwall durch einen trockenen Graben von 96 Fuß getrennt ist, den eine auf jeder Face quer laufende, mit Schießscharten versehene Gallerie vertheidigt. In die Spitze des niederen Ravelins hat Coehorn eine gemauerte Caponiere, in die Kehle aber des oberen ein gemauertes Reduit gelegt — vielfach bestrittene Anordnungen, die jedoch den unleugbaren Vortheil haben, daß der Feind alle zur Ver-

theidigung des trockenen Grabens getroffenen Anstalten vernichten muß, bevor er daran denken darf, seinen Angriff fortzusetzen. — In jedem Waffenplatze des drei Fuß unter den Horizont gesenkten, bedeckten Weges finden wir eine gemauerte und palissadirte Redoute, die jedoch das Glacis nicht überragt, und welche durch Traversen gegen die feindlichen Enfilirungen gesichert ist. Unter dem Glacis endlich selbst liegt, drei Ruthen von dem bedeckten Wege, eine Caponiere, die acht Fuß im Lichten ist. Diese ward oben mit Bohlen und anderthalb Fuß darüber geschütteter Erde bedeckt. In der vordern Mauer sind Schießlöcher, um daraus den sich nahenden Feind zu beschießen — von dem Waffenplatze sind zwei Eingänge zu ihr angebracht. — Coehorn ist nicht bei dieser hier nur flüchtig erwähnten Anlage seiner Werke stehen geblieben; er hat darin nach und nach mehrere Aenderungen angebracht, so daß man drei Manieren, also wie bei Vauban, herausconstruirt hat. Indeß kann deren Beschreibung hier weiter nicht gedacht werden. —

Bei allen drei Manieren jedoch finden wir zwei charakteristische Eigenheiten: die durchgehends nur auf den niedrigen Wasserspiegel seines heimathlichen Landes eingerichteten Profile, und dann die außerordentliche Sparsamkeit mit dem Mauerwerk. Ob eine Coehornsche Festung dieserwegen wohlfeiler seyn mag, darf füglich dahingestellt bleiben, weil deren Aufführung auch sonst große Kosten verursacht. Auch ist Coehorn vorgeworfen worden, daß

seine Festungswerke zu viel Raum einnehmen, daß aus den Gräben mehr Erde komme, als zu den Werken verbraucht wird, und endlich, daß seine Vertheidigungslinie zu groß sey. —

Was Scheither, Grindel von Ach, Rimpler, Borgsdorf, Werthmüller u. A. theils praktisch, theils auf dem Wege der Wissenschaften für die Künst noch wirkten, kann hier kein Gegenstand der Lehre seyn. Es ist früher schon, und auch neuerdings von Mandar und Blesson zusammengestellt worden *). Wir durften allein bei dem stehen bleiben, was mehr in das Leben übergegangen. — Dem Angriff und der Vertheidigung der Festungen gab man in diesem Zeitraume einen ganz anderen Charakter. Man verließ allmählig die Routine und stellte den Gang beider mehr wissenschaftlich fest. Doch leisteten die Franzosen hierin mehr als die Deutschen. Gewöhnlich begann man die Belagerung eines Platzes damit, daß sich der Belagerer gegen den Entsatz durch eine Circumvallationslinie sicherte. Sie bestand in der Regel aus einem Wall und Graben, den vorspringende Flaschen und Redans bestrichen. Oft legte man dahinter noch Schulterwehren ge-

*) De l'architecture des forteresses p. Mandar livre V. seqq. Blesson „Große Befestigungskunst" II. B. I. Abth. auf der III. Tabelle. Besonders bleibt Hoyer, V. Abschnitt, 7. Zeitraum, zu empfehlen.

gen die Cavallerie an. Die wiederholten Erstei-gungen solcher Linien, wie z. B. bei Arras (1654) und 1656 bei Valenciennes, erweckten allmählig diesem Gebrauch Gegner — Feuquières schon wollte davon nichts wissen. Auch finden wir, daß Marschall Luxemburg es vorzog, sich lieber durch ein detachirtes Corps bei einer Belagerung zu decken, als Circumvallationslinien zu etabliren. Der Ge-brauch der Contravallationslinie, wodurch man sich gegen die Belagerten deckte, und von wo aus man wie aus einer Festung vorging, kam in dieser Zeit gleichfalls in Verfall. —

Bei Führung der Laufgräben änderte sich bei den Deutschen in diesem Zeitraume nichts, und nur erst gegen das Ende desselben fingen die neuen Verbesserungen Vauban's an, darauf zu reagiren. Die Parallelen, schon früher von den Türken so-wohl als anderen Armeen gekannt, aber nur selten angewandt, ersetzten nicht sowohl die Contravalla-tionslinien, als sie besonders auch allen Anforde-rungen und Bedürfnissen entsprachen. Zuerst 1697 bei der Belagerung von Ath durch Vauban re-gelmäßig angewandt, gelangte die Kenntniß davon bald zu allen anderen Armeen. Doch blieb den Deutschen, Engländern und Niederländern die An-wendung davon noch ziemlich ungeläufig, und sie zogen es daher vor, durch ein überlegenes Feuer lieber das Geschütz des Gegners zum Schweigen zu bringen und die Festung in Grund und Boden zu schießen, als auf dem strengen wissenschaftlichen

Wege, den die französischen Ingenieure fortan betraten, zum Ziele zu gelangen. Dieselbe Bewandtniß hatte es mit dem Ricochet-Schuß, welcher von Vauban und Vallière dem Aelteren bei Ath erfunden und dann vielfältig benutzt ward, während die Deutschen in dieser Periode nur das Nachtheilige dieser Entdeckung empfanden. Sie wußten dagegen kein anderes Mittel, als die Vereinigung unendlicher Geschützmassen. So beschoß Coehorn Namur mit 160 Kanonen und 55 Mörsern (1695), Valenciennes aus 60 Kanonen und 30 Mörsern, Bonn aber ward von den vereinigten Oesterreichern und Brandenburgern aus 140 Kanonen und 21 Mörsern geängstigt. Aus dieser Vereinigung so großer Geschützmassen und den dadurch mitunter herbeigeführten glücklichen Erfolgen entwickelte sich wahrscheinlich die Idee, sich befestigter Oerter durch ein alleiniges Bombardement zu bemächtigen, was die Franzosen jedoch öfter als die Deutschen versuchten. Die glühenden Kugeln, die von Bernhard von Galen erfundenen Carcassen, leisteten hierbei treffliche Dienste. 1691 waren 20 Geschütze bei Mons allein zu glühenden Kugeln bestimmt, und auf Lille wurden in drei Tagen allein 1200 derselben geschleudert.

Dem Gebrauch, seine Batterien zu erhöhen, entsagte man in dieser Periode fast ganz. Der mühsamen Arbeit hierbei glaubte man der großen Menge Geschütz wegen, die man bei Belagerungen anwandte, und womit man ohne Mühe Mauern und

Wälle niederwarf und zertrümmerte, ganz überhoben seyn zu dürfen. Die Franzosen legten seit Vauban ihre Batterien vor die Parallelen auf den Horizont, worin die Deutschen ihnen später folgten. Seit der Ricochetschuß allgemeiner ward, plazirte man die Batterien dazu in die Parallelen, wodurch man einen großen Theil der Arbeit ersparte. Ihren Batterien, welche wir oft mit 20 bis 36 Kanonen armirt sehen, gaben die Deutschen sehr starke Profile. Wir finden sie in den Hauptwerken jener Zeit auf 8 Fuß Höhe und 30 Fuß Anlage angegeben. Den Geschützen selbst gab man 20 Fuß Distanz von Mündung zu Mündung — die Mörser plazirte man 16 Fuß von einander. Die Mörserbatterien legte man 500 Schritt vom bedeckten Wege an, während man den Steinmörsern ihren Platz zwischen der dritten Parallele und dem Glacis anwies. Die Batterien mit doppelten Brustwehren oder Vorscharten, wodurch man glaubte, sein Geschütz dem feindlichen Feuer ganz zu entziehen, und die in dieser Periode hier und dort versucht wurden, kamen bald wieder in Vergessenheit.

Mannigfaltiger waren in dieser Periode die Belagerungsarbeiten selbst geworden. Zwar waren die Deutschen darin noch lange nicht so weit, wie die Franzosen seit Vauban — selbst Coehorn dachte fast nur daran, seine Batterien gehörig zu etabliren. Auch waren bereits bessere Ideen über den Angriff im Umlauf. Die Laufgräben wurden

noch zickzackförmig, jedoch mit hinlänglicher Fronte und dem nöthigen Developpement geführt. Um daraus vorgehen zu können, bediente man sich dabei der Sappen, wie wir sie noch jetzt haben und die schon früher im Gebrauch waren. War man hiermit bis auf einige dreißig Schritt von den Palissaden gekommen, so debuschirte man bei einzelnen Gelegenheiten wohl rechts und links, ging darauf einige vierzig Fuß in gerader Linie fort, und führte aus Faschinen und Schanzkörben einen Transchee-Kavalier auf. Aus den niederländischen Kriegen her hatte sich dieser Gebrauch bei den Armeen erhalten, ward jedoch in dieser Periode durch Vauban geregelt und geordnet. Gewöhnlich deckten die Deutschen ihre Laufgräben noch durch große Redouten. Die Communication dahin jedoch, so wie die mit ihren Laufgräben, war selten richtig gelegt und häufig enfilirt. Oft mußte sie durch Traversen gesichert werden. Beim Vorgehen während des Sappirens suchte man die an der Spitze einer Sappe arbeitenden Leute durch einen gefüllten Schanzkorb, den sie vor sich herrollten, gegen das Flintenfeuer zu sichern. Später wurden beim Debuschiren aus der dritten Parallele hierzu Wollsäcke verwandt. Auch wurden die bedeckten Sappen von deutschen Ingenieurs in dieser Periode benutzt. Die Deutschen gaben ihren Laufgräben eine so große Breite, daß man darin das Geschütz transportiren konnte — ein Gebrauch, den die Franzosen später nachahmten, oder doch den Um-

ständen gemäß benutzten. Von den Türken erzählt man, daß sie bei der Belagerung von Candia so tiefe Laufgräben und derselben in so großer Zahl gehabt, daß diese ein wahres Labyrinth von Gängen und Irrgängen gebildet. — Will man jedoch ehrlich seyn, so kann man dergleichen auch von den Deutschen sagen. Wir dürfen nur an die berühmte Belagerung von Mainz aus dieser Zeit erinnern (1689)! — War man mit seinen Arbeiten bis auf das Glacis gekommen, so suchte man den Feind durch ein lebhaftes Musketenfeuer und besonders durch Handgranaten zu vertreiben, um so die Erstürmung des bedeckten Weges vorzubereiten. Mit der Anwendung der letzteren ward ein wahrer Luxus getrieben, denn wir finden deren bei einzelnen Belagerungen auf 20,000 und darüber verbraucht. — Für den Sturm selbst finden wir die taktischen Anordnungen der Truppen verschieden. Bei einigen Fällen griff man in mehreren Colonnen an, die zu diesem Behuf selbst in viele kleine Abtheilungen getheilt waren. Ein Lieutenant mit 20 Grenadieren, vier Mann tief, eröffnete den Zug — ihm folgte eine Abtheilung von 60 Mann, dieser eine von 120 Mann, die eine vierte von 160 Mann unterstützte. Jeder Colonne folgte eine Reserve von 200 Mann, die zugleich 200 Arbeiter begleiteten, welche mit den nöthigen Geräthschaften zum Umhauen der Palissaden, Wegräumen der Barricaden, und ein Logement auf der Contreskarpe zu errichten ꝛc. versehen waren. Eine

Hauptreserve von angemessener Stärke und gleichfalls von Arbeitern unterstützt, erwartete in den Laufgräben die Chancen des Angriffs, um dann den Bedürfnissen gemäß verwandt zu werden. Bei anderen Gelegenheiten finden wir die Truppen sich in dicken Massen den Werken nähern. Nur kleine Detachements, mit Cuirassen und Helmen versehen, gingen ihnen vorauf — große Massen folgten den Stürmenden, oder dienten ihnen als Reserve. Doch scheinen sich diese Anordnungen immer dem Charakter und der Schule gemäß, aus denen die höheren Offiziere hervorgegangen, gestaltet zu haben. —

Hatte man die Contreskarpe gewonnen, so suchte man die Breschbatterie zu etabliren. That diese die gehörige Wirkung, so ging man bald zum Sturm über. War man jedoch genöthigt, eine Grabendescente zu versuchen, so senkte man bei einem trockenen Graben eine Gallerie nach dem Grunde, um dann vermittelst einer bedeckten Sappe hinüberzugehen. Bei nassen Gräben begnügte man sich, einen Faschinendamm zu Stande zu bringen, was, da man dabei gewöhnlich guter Schutzmittel entbehrte, sich häufig nicht einmal flankirte, immer mit großen Aufopferungen verknüpft war. Sich hierbei, wie die Franzosen, durch verständige Vorkehrungen zu sichern, oder aber sich der Erdwalze, wie die Türken, zu bedienen, wußte man bei den Deutschen wohl, aber verstand es nicht in das Werk zu richten, oder verschmähte es auch wohl aus einer falsch verstandenen Tapferkeit. — Kam man endlich dahin, den Mineur zu plaziren, so geschah

dieß selten nur, um sich ein Logement auf der Bresche zu bilden. — Das Minenführen war überhaupt eine schwache Seite der deutschen Kriegsleute. Bei Ofen schlug 1686 eine von den Kaiserlichen angelegte Mine rückwärts, zerstörte einen Theil der Belagerungsarbeiten, und tödtete und beschädigte an 300 Arbeiter und Soldaten — ähnliche Fälle, wenngleich nicht in so großem Maßstabe, kamen öfters vor. Man ging daher auch nur ungern an die Benutzung der Minen, welche, seit man sich des Geschützes mit so großer Ueberlegenheit bediente, im Belagerungskriege dieser Periode immer seltener wurden. — In Frankreich dagegen bildete sich dieser Zweig der Kriegskunst mit Vauban, Megrigny, Belidor u. A. immer mehr aus. —

Bei den Deutschen behielten Artillerie- und Ingenieurwesen noch während dieses ganzen Zeitraumes etwas Zunftmäßiges. Deutsche Offiziere beider Waffen gaben gewissermaßen Gastrollen bei allen Völkern. So finden wir Landsberg und Geißler bei den Franzosen — Kaiserliche, Brandenburger und Holländer leiteten bei Azow die Arbeiten des Genies und der Artillerie bei der russischen Armee — wir sahen bereits früher, daß ein braunschweigscher Artillerie-Offizier dieß 1669 bei den Venetianern gleichfalls that. —

In dieser Periode entstand auch der Gebrauch, die Soldaten bei den Belagerungen noch außerordentlich für ihre Dienstleistungen zu bezahlen. Für die Artillerie wurden gewöhnlich außerordentliche

Summen, im Fall der Ort, den man belagerte, genommen ward, ausgeworfen — die Infanterie und die anderen beim Unternehmen thätigen Truppen erhielten Gratificationen. Hieraus scheint später die Sitte hervorgegangen zu seyn, die Leistungen der Belagerer überhaupt gewissen Beurtheilungen zu unterwerfen und danach allgemeine Bezahlungssätze zu normalisiren, wie wir dieß bei fast allen Armeen heute finden.

Die Vertheidigung fester Plätze betreffend, so giebt diese Periode eben keine große Veranlassung, in Lobeserhebungen darüber auszubrechen. Sey es, daß die Vermehrung der Wurfgeschütze die Garnisonen von Hause aus intimidirte, oder daß die Verstärkung des direkten Feuers die moralischen Kräfte der Garnisonen überhaupt schwächte: die guten Vertheidigungen sind in dieser Periode seltener als früher. Wollten wir auch den Feldzug von 1672, wo sich die meisten niederländischen Städte und Forts fast ohne Schwertstreich ergaben, als die Folge ganz ungewöhnlicher Verhältnisse betrachten, so liegen doch so viel andere Beispiele aus dieser Periode vor, daß unsere Angabe nichtsdestoweniger ganz begründet erscheint. Selbst Coehorn's Gegenwart rettete die Citadelle von Namur nicht davon, sich nach einer nur 22tägigen Gegenwehr ergeben zu müssen *).

Die

*) Doch muß hier bemerkt werden, daß er hier verwundet ward, was vielleicht die Uebergabe beschleunigte.

Die nach allen Seiten hin um die Festungen vorgeschobenen Außenwerke nöthigten den Belagerer, schon von fern her seine Arbeiten zu beginnen. Die Vertheidiger suchten diese meistens durch ein starkes Kanonenfeuer zu hintertreiben; von gut geleiteten Ausfällen dagegen finden sich nur wenig Beispiele vor. Nahte sich der Feind nun dem Platze, so ging man ihm wohl mit Contre-Approchen entgegen, doch war dieß nur selten. Häufiger findet man Fleschen, welche man vor den ausspringenden Winkeln anlegte, gut palissadirte und dann mit 15—20 Mann besetzte, um von dort aus die feindlichen Laufgräben zu beschießen. Auch plazirte man des Nachts wohl einzelne Feldstücke auf das Glacis, und beschoß den Feind so lange, als man nicht gezwungen wurde, sie wieder zurückzunehmen. Erst wenn die Belagerer die Laufgräben eröffnet hatten und sich mit ihren Arbeiten dem Hauptwerke näherten, machte man nächtliche Ausfälle und suchte die feindlichen Werke zu zerstören. War man genöthigt, dem Feinde zu weichen, so glaubte man nur durch Behauptung der Contreskarpe die Vertheidigung des Platzes verlängern zu können. Commandanten also, welche ihre Sache verstanden, fingen hier gewissermaßen ihre Vertheidigung erst an. Das Glacis ward unter diesen Verhältnissen häufig der Schauplatz der heftigsten Kämpfe. So finden wir, daß der Vertheidiger auf demselben Faschinen eingraben und gut verankern ließ, um so beim Vorgehen die Angreifer zu zwingen,

unter dem Feuer des Vertheidigers zu verweilen. — Ebenso wurden Bomben, ja ganze Pulverkasten darauf eingegraben, und die Vorkehrungen getroffen, solche plötzlich explodiren lassen zu können. Zugleich suchte man durch Fladderminen die Zerstörungen zu vergrößern. Zu den hierdurch gebildeten Excavationen und Trichtern setzte man dann auch wohl kleine Trupps, welche durch ihr Feuer dem Angreifer höchst beschwerlich wurden. — Alle diese Maßregeln unterstützte man endlich durch größere und kleinere Ausfälle, wodurch man die Arbeiten des Gegners theils zu zerstören, theils zu verzögern suchte. — Die doppelte Palissadirung des bedeckten Weges, wodurch die Franzosen die Vertheidigung von Graves, Mainz und Ryssel so verlängerten, und die zu so viel Chicanen Anlaß gab, war den Deutschen ganz unbekannt. — Hatte sich der Gegner endlich des Glacis bemächtigt und war Herr des bedeckten Weges geworden, so suchte man sich der Anlegung der Breschbatterien so lange als möglich zu widersetzen. Gewaltangriffe und Minen wurden hierbei zugleich angewandt. Nicht minder machte man dem Feinde den Grabenübergang streitig. Die Deutschen begnügten sich hierbei jedoch meistens damit, dieß durch Herabschleudern von Hohlkugeln, Carcassen ꝛc. zu hintertreiben. In Candia (1667), wo sich die Ingenieurs aller christlichen Staaten ein Rendezvous gegeben zu haben schienen, wo Rimpler und Werthmüller an der Seite der ersten französi-

schen Ingenieure kämpften, und die Deutschen unter dem Grafen von Waldek gegen die Ungläubigen fochten, setzten sich die Belagerten durch Caponieren und palissadirte Logements, die sie mit Kanonen garnirten, in dem Graben fest, um den Türken den Grabenübergang so länger streitig machen zu können. Um hiermit recht rasch bei der Hand seyn zu können, hatten sie die Palissaden je 5—6 zusammen verbunden und hinten mit Streben versehen. Man konnte sie also nach einer kurzen Vorbereitung überall aufstellen und dem vorgeschriebenen Zwecke gemäß benutzen. Hinter denselben mauerte man dann rasch eine Art von Deckung auf, welche stark genug war, dem Musketenfeuer der Türken zu widerstehen. Candia ist überhaupt das Vorbild aller Vertheidigungen, nicht etwa dieser Periode allein, sondern fast aller Zeiten. Zwei Jahre drei Monate und siebenundzwanzig Tage offene Transchee, 56 abgeschlagene Stürme, 96 Ausfälle, 472 Minen, welche die Christen, und 1173, welche die Türken hatten springen lassen, beweisen genügend, was de Ville und St. André de Montbrun und deren tapfere Haufen, selbst unter den nachtheiligsten Verhältnissen, geleistet. Das Tagebuch dieser Belagerung sollte das Breviarium aller Commandanten werden! —

Hatte der Belagerer endlich den Grabenübergang vollbracht, so suchte man das Anhängen des Minirers noch so lange als möglich zu hintertrei-

ben. Hierzu bediente man sich sowohl der Pulversäcke, die man an langen Stangen bis vor die Gallerie herabhing und dann anzündete, als der Bomben, die man entweder durch hölzerne Rinnen an den bestimmten Ort herunterrollen, oder durch einzelne kühne und beherzte Leute in die Gallerien hineinwerfen ließ. Auch suchte man den Mineur wohl durch angezündete Stoffe, die viel Rauch entwickelten, daraus zu vertreiben. — Zur Vertheidigung der Bresche suchte man allerhand künstliche Vorkehrungen zu treffen — das System der früheren Zeit, sie durch eine Menschenmauer zu sperren, war in dieser Periode fast ganz aus der Mode gekommen, das wichtigste Element mithin im letzten und entscheidenden Augenblick vernachlässigt worden. Durch Eggen, spanische Reiter, Fußangeln suchte man gewöhnlich die Bresche zu schließen. Hierzu kamen ferner Pech- und Sturmkränze und Pulversäcke, welche man bei Beginn des Sturms anzündete und zugleich mit Bomben und Granaten untermengte. Häufig ward die Bresche unterminirt. Hinter derselben legte man Abschnitte an; den Wallgang suchte man durch Caponieren zu vertheidigen, und das Herabsteigen an geeigneten Stellen durch Mauern zu verhindern. Trotz dieser anscheinend heroischen Vertheidigungs-Maßregeln fielen die meisten Festungen gewöhnlich nach kurzer Zeit, wie wir dieß bereits erwähnten. Neuere haben die Ursache hierzu in der schlechten Beschaffenheit

des Hauptwalls der meisten Festungen, in den Wassergräben ꝛc. gesucht. Den unglücklichen Wahn aber, daß mit dem verdeckten Wege Alles verloren sey, leitet man von den niederländischen Festungen her, die den bedeckten Weg, des Vergrabens wegen, gewöhnlich länger halten konnten, als die Hauptwerke, welche ihrer niederen Anlage wegen, und da sie meistens ohne Revetement waren, gewöhnlich keiner energischen Vertheidigung fähig schienen, und meistens nach Wegnahme des bedeckten Weges capitulirten. So bildete sich allmählig eine Ansicht heraus, die für die Vertheidigung fester Plätze von dem größten Nachtheil war. Die Capitulationen dieser Zeit tragen den Charakter einer großen Milde. Einzelne erinnern noch an die Zeiten des dreißigjährigen Krieges, wo die Festungen nur den Herrn änderten. So capitulirte z. B. der Baron von Bernsau in Rheinbergen ganz in der Art mehrerer Befehlshaber des dreißigjährigen Krieges. Zuerst verlangte er Schutz für sich gegen die Franzosen, dann mußte ihm eine Oberstenstelle im kaiserlichen Heere und das Gouvernement von Rheinbergen auf Zeitlebens, ferner das erste Amt, das im Kurfürstenthum vacant werden dürfte, die Garantie der Contributionen, die er bereits in Händen hatte, und endlich noch ein Gratuit zugesichert werden. Um dann den Schein der Ehre zu retten, mußte ihm eine Einwilligung des Domcapitels von Cöln wegen der Capitulation übergeben werden. Nachdem ihm diese Forderungen zuge-

sichert waren, schwor die Besatzung — zwölf Compagnien Deutsche und Schweizer — dem Kurfürsten von Cöln den Eid der Treue, und ward dann durch mehrere Compagnien Brandenburger verstärkt. — Gegen Feigheit der Garnisonen waren die Gesetze sehr strenge, ebenso gegen Meuterei und andere Vergehen in Kriegsplätzen. Doch war hiermit das Uebel schlechter Vertheidigungen noch keineswegs gehoben. —

Die Feldverschanzungen in dieser Periode hatten einen bedeutenden Umfang gewonnen. Die Redoute wurde, vor wie nach, viel angewandt — ebenso einzelne verschanzte Posten, wie Häuser, Kirchen ꝛc. Man legte erstere öfters vor den jetzt üblich werdenden Linien an geeignete Oerter, um den Feind dadurch zu zwingen, seine Angriffe zuvörderst gegen sie zu richten, und den Linien so gewissermaßen mehr Stärke zu geben. — Als besonders merkwürdig aber treten in dieser Zeit die Linien hervor, die, öfters von ungewöhnlicher Länge, vorzüglich geeignet gehalten wurden, ganze Länder gegen feindliche Invasionen zu schützen. So ließ z. B. Ludwig XIV., um nur ein Beispiel anzuführen, von der Schelde bis zur Lys eine Linie anlegen. Zwanzigtausend Bauern, die man aus allen Gegenden zusammengetrieben, mußten daran arbeiten. Man hatte der Brustwehr 10 Fuß Dicke, dem Graben 12 Fuß Tiefe und endlich 15 Fuß Breite gegeben. Dergleichen Linien bestanden meistens aus Redouten, die durch dazwischenliegende

Brustwehren mit aus- und einspringenden Winkeln verbunden waren. Oefters, doch nur selten, paßte man sie den Nüanzirungen des Terrains an. Hier und dort etablirte man wohl auch einzelne Reduits für die Besatzungen der Linie, doch waren jene meistens zu unbedeutend, um im Fall der Noth wirklich benutzt werden zu können. Für gewöhnliche Verhältnisse gab man den Brustwehren solcher Linien 5—6 Fuß Höhe, 5 Fuß Dicke. Sie waren glacisförmig aufgeworfen und auf der Krone mit einer 3 Fuß hohen Palissadirung versehen, die meistens eben so tief in der Erde steckte. Die Franzosen construirten sie jedoch anders, oder brachten darin mehr Kunst an, wie wir später sehen werden. — In der Kunst des Brückenschlagens hatte man in dieser Zeit gleichfalls bedeutende Fortschritte gemacht. Die vielen Flußübergänge der Oesterreicher in den Feldzügen mit den Türken, die Ueberbrückungen des Rheins u. a. Flüsse, ließen die Deutschen aller Stämme, die wir noch immer unter des Reiches Bannern fechten finden, in diesem Dienstzweige eine bedeutende Routine erlangen. Ob die Oesterreicher zu allen Zeiten Pontontrains bei sich gehabt, dürfte kaum mit Gewißheit nachgewiesen werden können; aber sie verstanden die große Kunst, mit geringen Mitteln sehr große Dinge ins Werk zu richten. Dadurch entgingen sie einst an der Morava, die sie mit Materialien, welche sie aus abgebrochenen Häusern entnahmen, schnell überbrückten, einer großen

Gefahr. — Bei den Feldzügen am Rhein, und zwar unter Ludwig von Baden, finden wir gleichfalls, daß sich die Armee das Material zum Uebergang über den Speyerbach selbst vorbereitete und auch zweckdienlich verarbeitete. Hierzu kam noch ein verbesserter Mechanismus im Schlagen und Abbrechen der Brücken selbst, indem man solche gliederweise mit Geschicklichkeit, und zwar unter dem feindlichen Feuer, zu handhaben wußte. — Was den Pontons dieser Periode bei einigen Nationen besonders den Vorzug vor den früher gebräuchlichen giebt, war eine größere Leichtigkeit und Beweglichkeit. Die Holländer, durch größeren Reichthum in den Stand gesetzt, im Experimentiren für dergleichen Dinge weiter gehen zu können, als Andere, und durch die Lage des Landes besonders dazu aufgefordert, erfanden in dieser Periode die Pontons von Weißblech oder Kupfer. Wir wissen nicht genau, wie deren erste Form gewesen — man vermuthet jedoch hohl und parallelogrammatisch. — Ihnen folgten hierin bald die anderen Mächte, besonders die Franzosen, von denen wir später sehen werden, wie sie hierin alle Völker überflügelten. In Deutschland selbst blieb man jedoch einstweilen noch bei der alten, schwerer zu bewegenden Art der Pontons, nicht weil man die neuen Verbesserungen nicht einsah, sondern weil bei den Fürsten die Mittel zu Verbesserungen sehr beschränkt waren. Die tragbaren Pontons fanden erst nach und nach Eingang bei ihnen, je nachdem

die einzelnen Staaten selbst ihre finanzielle Lage verbesserten. Wie es scheint, war sogar die österreichische Armee ab und zu nicht allein ohne Pontontrain, sondern auch ohne Pontons. Wenigstens möchte man dieß daraus schließen, daß sie, als sie bei Flörsheim 1674 über den Main gehen wollte, sich nicht allein der vorhandenen Kähne und Flöße bemächtigte, sondern auch eine Anzahl Schiffer in Sold nahm. Doch ist dieß nur eine bloße Vermuthung. In den ersten Jahren der folgenden Periode finden wir diese Macht dagegen reichlich mit leichten und tragbaren Pontons versehen. —

Die Lagerung der meisten Heere in dieser Zeit fing an, ziemlich der, wie wir sie am Ende der vorigen Periode bei den Schweden fanden, zu gleichen. Die Heere campirten oder lagerten in einem, oft in mehreren Treffen. — Die Zelte begannen etatsmäßig zu werden, und man ließ so leicht kein Heer ohne solche ins Feld rücken. Bei den Deutschen zeichneten sich durch eine musterhafte Sorgfalt dafür die Holländer, Brandenburger und Lüneburger aus. Gewöhnlich lagerte man in Compagniegassen, die Fahnen waren vor der Front aufgestellt, und durch Feldflaggen so viele Linien vor der Front abgesteckt, als die Bataillons selbst Glieder hatten. Die Trommeln waren auf beiden Flügeln vertheilt, weil die Tambours bei Rangirung des Bataillons auf dem Flügel verbleiben mußten. Die Unteroffiziere campirten in einer Reihe mit der Compagnie, vor und hinter derselben. Hier-

auf kamen die Zelte der Offiziere, hinter diesen die Bagage, endlich die Marketenderzelte und dann die Kochlöcher. Die Anzahl der Leute für ein Zelt wechselte bei den Heeren von 5—15. Bei jeder Compagnie befand sich außerdem noch ein Kranken- und ein Wachtzelt. — Uebrigens war die Anzahl der Reihen, in welchen man die Zelte aufzuschlagen pflegte, verschieden — bei mehreren Truppen, wie z. B. bei den Holländern, campirten die Truppen in einer Linie, bei den Brandenburgern dagegen in zwei. — Bei der Cavallerie fand dieselbe Art des Lagerns statt, nur daß man die Dimensionen dabei den Verhältnissen gemäß änderte. — Beim Aufschlagen eines Lagers nahm man besonders noch darauf Rücksicht, daß der Truppentheil beim Ausrücken nicht mehr Raum einnahm, als das Lager desselben in der Front gehabt. — Uebrigens pflegte bei Lägern, welche auf eine längere Dauer berechnet waren, der Luxus auf eine ungemeine Art einzureißen. Die Zelte fürstlicher Personen oder höherer Offiziere waren mit dem größten Kostenaufwande eingerichtet — der Zuschnitt des Lebens darin ging häufig über alle Berechnung hinaus, und oft geriethen die Offiziere dadurch in die unangenehmste Lage und bitterste Armuth. — Noch waren bei den meisten deutschen Armeen keine Bestimmungen vorhanden, welche das Gepäck und die Bagagen der Offiziere regulirt hätten. Zwar hatte man hier und dort Anstalten getroffen, die Offizierbagagen, den verschie-

denen Kriegstheatern gemäß, auf denen man operirte, festzusetzen — aber dergleichen Anordnungen wurden überall überschritten, und wir finden daher die Heere jener Zeit noch mit Gepäck aller Art überladen.

Der Offizier hatte bei allen Heeren germanischen Ursprungs, mit Ausnahme der Holländer jedoch, ein auch mehrere Pferde; sey es, um während des Marsches darauf zu reiten, oder um seine Bagage fortzuschaffen. Den hohen Offizieren, vom Capitain aufwärts, waren sogar Wagen accordirt. Nimmt man hierzu nun noch die Pferde, die nöthig waren, die Zelte, Kochgeschirre ꝛc. fortzubringen, so fanden sich bei einem Infanterie-Regiment eine Unsumme von Pferden vor. Was hierdurch für eine Unordnung herbeigeführt, und in welchem Maße der Fouragebedarf gesteigert ward, bedarf wohl weiter keiner Erwähnung. — Die Heere wurden eine Last für die resp. Kriegstheater, die sie kaum ertrugen. Wir werden später der Armeen gedenken, welche hiervon eine Ausnahme machten und die ihrer reglementarischen Feststellungen wegen erwähnt zu werden verdienen.

Die Stellung der deutschen Truppen in dieser Periode betreffend, so war die der Infanterie, am Ende derselben, durchgehends 4 Mann, obwohl sie beim Beginn derselben noch 6—8 Mann tief stand. Die Abschaffung der Pike, so wie die Einführung des Steinschloßgewehrs und der Patrone, mußten

hierauf natürlich einen bedeutenden Einfluß haben. Die Verordnungen über die Aufstellungen der Infanterie sowohl, als die Handhabung der Waffen laboriren jedoch noch an einem Pedantismus, der schwer zu beschreiben ist. Musketire und Piquenire wirbeln noch bunt durcheinander, und öfters kommen in den Reglements jener Zeit so bunte Figuren vor, als wenn deren Verfasser Stickmuster hätte liefern wollen. Von manchen derselben darf man überzeugt seyn, daß sie nicht einmal auf den Exerzirplätzen geübt worden, von den meisten aber behaupten, daß sie im Felde niemals zur Anwendung gekommen. Dieser Meinung ist auch Major von Eickstedt, dem wir die Herausgabe der Reglements und Instructionen für die kurfürstlich brandenburgischen Truppen zur Zeit der Regierung Friedrich's III. (I.) als Kurfürst und König verdanken, die zugleich schätzbare Beiträge aus der Zeit seines großen Vorfahren enthalten *), und die sehr wichtige Blicke in das Wesen der Taktik jener Zeit thun lassen. Die Distanz der Glieder beim Rangiren sowohl als auf dem Marsche war vier Schritt. — Zur Chargirung schlossen sie bis auf einen Schritt und öffneten sich erst wieder, wenn eine Bewegung begann. — Gewöhnlich bildete ein Bataillon beim Feuern so viel Unterabtheilungen, als es Compagnien hatte — später formirte man

*) IV. in der Vorrede. Man vergleiche z. B. Fig. 265, 273, 276, 311, 318, 319 und 335.

noch kleinere Unterabtheilungen, von denen jedoch keine unter 30 Mann haben konnte. Diese Pelotons oder Züge bildeten später die Einheit für alle Bewegungen und sind ein Hauptelement in der Taktik geworden. Hoyer in seiner Geschichte der Kriegskunst ist der Ansicht, daß diese Unterabtheilungen aus der früheren Gewohnheit, die Truppen überhaupt in drei Divisionen (manches) zu theilen, hervorgegangen, und daß man bei Einführung der neuen Waffen auf die Theilung in drei oder vier Züge per Division gleichsam instinktartig verfallen — etwas, das wir dahingestellt seyn lassen wollen *). Um die Bataillone gewissermaßen einzurahmen, wurden die Grenadier-Compagnien auf dem Flügel derselben vertheilt. Hauptevolution war das Eindubliren der hinteren Glieder, um so beim Angriff mehr Consistenz zu haben. Man hielt nämlich vier oder resp. drei Glieder für nicht genügend beim Einbruch, und legte einen besonderen Werth darauf, jenes Eindubliren rasch zu Stande zu bringen. Die Märsche selbst geschahen gewöhnlich in kleiner oder größerer Front — die Reihenmärsche kommen gleichfalls, wenn schon seltener, vor. Sollten die Züge oder Abtheilungen schwenken, so schlossen die Glieder vorher auf und öffneten sich dann während des Marsches. Gewöhnlich ging dem Schwenken ein Avertissement vorher, das die Soldaten trieb, aufzuschlie-

*) II. B. 143.

ßen. Defileen- und Brücken-Abzüge geschahen mit Abbrechen der Züge aus der Mitte, oder durch rechts und links um. — Das Aufmarschiren fand ganz analog statt. Beliebte taktische Formen jener Zeit waren das Kreuz und die Terrainschwenkung. Bei jenem bildeten in einigen Formationen die Musketiere den Kern desselben, während Musketiere und Piquenire untermischt die längeren Flügel formirten — in der anderen sind Musketiere und Piquenire durchgängig gleichmäßig vertheilt. Erst gegen das Ende der Periode finden wir dieselben ganz aus Musketieren bestehen, bei denen dann die vorspringenden Ecken 16 Mann Front und 8 Mann Tiefe hatten. — Eigenthümlicher Art war die Quarréformation, die einen bedeutenden Theil aller Exerzirpraxis umfaßte. Die Quarrés waren öfters voll, doch meistens hohl, und mitunter so eigenthümlicher Construction, daß man sich des Staunens darüber nicht enthalten kann. — Wir finden dabei Piken und Musketen ebensowohl untermischt, als letztere allein, besonders in dem letzten Dezennium des Zeitabschnitts. Die bizarrste Form dieser Quarrés dürfte wohl die gewesen seyn, wo die Seiten eine Art Tenaille bildeten, um alle Angreifer damit gewissermaßen zu umfassen *). Eine nicht minder bizarre Form war die Nachbildung

*) Diese Figur, welche man auch einem Kreuze vergleichen könnte, findet sich unter 311 im Eickstedt mit der Erklärung: Letzt geöpfnete mit hal-

eines regelmäßig befestigten Vierecks mit Courtinen, Flanken und Facen, dessen Magistrale, wenn wir uns so ausdrücken dürfen, aus Piqueniren bestand. — Häufig finden wir in den Ecken der Quarrés Schweinßfedern aufgepflanzt. —

Bemerkenswerth bleibt es, daß wir bei den verschiedenen Quarré- und Kreuzformationen auch Formen in zwei und drei Gliedern antreffen. — Die Terrainschwenkungen, deren wir eben gedachten, waren nichts als eine Achsschwenkung unserer Tage, die jedoch in der Praxis gewiß eben so wenig vorgekommen ist, wie bei uns. — Uebrigens war man bei allen Formationen von einer unglaublichen Weitläuftigkeit, wie dieß überhaupt der Charakter jener Zeit ist, und daß dergleichen bei der Waffenhandhabung nicht ausblieb, versteht sich von selbst. Wir dürfen uns daher auch nicht wundern, daß man beim Exerzitium mit der Pike sechsundvierzig, und bei dem mit dem Gewehre achtzig Tempos hatte — eine Umständlichkeit, die aus den Lägern der Oranier nach Deutschland gekommen.

Weniger kunstvoll als die Taktik der Infanterie war die der Cavallerie. Sie scheint sich auf die Duplirungen der Glieder, auf einige Schwenkungen in Viertels-, halben und ganzen Escadrons und mit Vieren beschränkt zu haben. Was diese Bewegungen erleichterte, war, daß sie mei-

---

ben Gliedern rechts und links öpfnet euch. — Es sind deren noch ähnliche in jenem Buche vorhanden.

stens nur im Schritt, oder höchstens im Trabe geschahen. Dieß war namentlich bei der österreichischen schweren Reiterei der Fall. Montecuculi befahl in der Schlacht bei St. Gotthard ausdrücklich, que la cavalerie pesante n'abandonne point l'infanterie pour poursuivre l'ennemi, et qu'elle ne se laisse point amorcer par sa première fuite: que toute la bataille en gros le pousse pied à pied. Et lorsqu'il tournera le dos, que la cavalerie légère le charge et le poursuive par les vuides des intervalles; et si elle trouve trop de résistance qu'elle rentre par les mêmes vuides. Aus den Feldzügen Ludwig's von Baden — dreißig Jahre später — haben wir ein Beispiel ähnlicher Art, indem er befiehlt, daß die Cavallerie nicht schneller anrücken solle, als die Infanterie folgen könne. — Wir sahen bereits früher, inwiefern von dieser Regel auch bei den Deutschen Ausnahmen stattfanden *).

Kommen wir von diesen taktischen Einzelnheiten zu den Verbindungen der verschiedenen Waffen in einer Schlacht, so werden sich uns auch hier gar mannigfache Verschiedenheiten darthun. Aus den verschiedenen Nüanzirungen jedoch, die sich uns dabei darstellen, werden wir keineswegs auf ein durchgreifendes System, auf eine bestimmte Verbindung derselben schließen können. — Hennert hat nicht Unrecht, wenn er in Bezug darauf sagt, daß die

*) Vergl. S. 565 dieses Bandes.

commandirenden Generale bei Formirung ihrer Schlachtordnungen meistens nach den Maximen verfuhren, welche sie bei den Generalen, unter welchen sie früher gedient, beobachtet hatten; doch setzten die vorzüglicheren auch von dem hinzu, was ihnen der Genius der Kunst eingegeben, und so finden wir denn auch in den verschiedenen Schlachten dieser Periode das Handwerksmäßige mit dem Genialen wunderbar gepaart.

Große Fortschritte in dieser Periode hatte man in den Anmärschen zu einer Schlacht gemacht. Doch übertrafen die Franzosen hierin die Deutschen ganz ungemein. Wir haben in dieser Beziehung nichts Lehrreicheres für das Geschichtliche der Kunst, und nichts Instructiveres dazu, als Beaurain's Campagnen des Marschalls von Luxemburg, und Puysegur's Werke. — Seine Märsche, sagt ein gründlicher Kenner *), sind im Geschmack der Märsche Friedrich's des Großen im siebenjährigen Kriege, nämlich über Stock und Block, nach mühsam ausgesuchten Wegen, um die Colonnen in einer leidlichen Entfernung beieinander zu haben. Sie sind aber immer von den Flügeln; gewöhnlich die Infanterie in einer Colonne und die Artillerie in einer, also das Ganze in vier. Sehr häufig findet sich auch die eine Hälfte der Infanterie bei der einen Hälfte der Cavallerie, treffenweis aber — also Flankenmärsche kommen gar nicht vor. — Der

*) Clausewitz Werke IX. S. 243.

Wechsel der Flügel, welcher damals noch Mode war, scheint ziemlich regelmäßig stattgefunden und die Märsche noch etwas verwickelter gemacht zu haben. Unter diesen Umständen konnten die Märsche nicht groß seyn, auch waren sie es so wenig, daß die meisten nicht über 2 oder 3 Lieues sind, und daß ein Marsch von 6 Lieues als ein solcher angesehen wurde, wobei Alles zu Grunde gehen müßte. — Der Marsch des Marschalls von Jandrain nach St. Tronc, den das Heer in 11 Colonnen absolvirte, die Teten in gleicher Höhe, wie auf dem Exerzirplatze, ward noch in spätern Zeiten als ein chef-d'oeuvre der neuen Lehre betrachtet *).

Die Schlachtordnungen dieser Zeit weichen im Allgemeinen nur wenig von denen der früheren Periode ab. Wir finden Infanterie und Cavallerie in einigen Schlachten Türenne's u. a. Generale noch eben so alternirend, wie im dreißigjährigen Kriege. Doch fing der Gebrauch, die Linien voller zu machen, die Infanterie in der Mitte, die Cavallerie auf den Flügeln und die Artillerie in Batterien vereint zu halten, immer mehr an, sich Eingang zu verschaffen. Auch folgte man nicht mehr blindlings der Routine, sondern stellte die verschiedenen Waffen dort auf, wo man von ihnen die größte Wirksamkeit erwarten durfte. — Dabei

*) Man vergleiche, was der Verfasser hierüber in seinem Handbuch für den ersten Unterricht in der höheren Kriegskunst gesagt S. 121 f.

suchte man durch eine geschicktere Combinirung der verschiedenen Waffen, deren Wechselwirkung zu erhöhen, sie in Stand zu setzen, einander zu unterstützen, zugleich von den davongetragenen Vortheilen auch schnell, einzeln oder vereint, den größtmöglichen Nutzen zu ziehen — unbedingt sehr wesentliche Fortschritte. — Uebrigens fehlte es auch nicht an Ereignissen, in denen sich größere Combinationen offenbarten. So finden wir z. B., daß die Kaiserlichen unter Ludwig von Baden (1691) bei Peterwardein eine schiefe Schlachtordnung gebildet hatten, eine Anordnung, die jedoch allein durch die Unerfahrenheit der Unterbefehlshaber nicht zu Stande kam. Man verstand, die Treffen abzulösen, und war besonders stark im Quarréformiren, dem Probirstein für alle Taktiker dieser Zeit. Namentlich fand dieß gegen die Türken statt; mitunter waren ganze Armeen in dieser Art formirt, wenn man sie dem Erbfeinde entgegenführte. — Doch laborirten die deutschen Heere in dieser Periode noch allgemein an Ungelenkigkeit. Sie konnten es an Manövrirfähigkeit ihren gelenkigern Nachbarn nicht gleichthun. Nur war die Feuertaktik bei den Deutschen weit höher ausgebildet, als bei den Franzosen, wodurch es ihnen, bei ihrer Tapferkeit und sonstigen kriegerischen Tugenden, auch gelang, den Angriffen sowohl der Osmanen als der Franzosen, die in dieser Periode besonders heftig waren und sich stets wiederholten, zu widerstehen.

Zwar war man über den Gebrauch der Artil-

lerie in Schlachten noch nicht recht im Reinen, doch findet man sie überall schon in großen Batterien vereint. Während Montecucculi gegen ein solches Formiren derselben warnt, doch nur, weil er glaubt, daß sie dadurch bei einem Unglücksfalle gänzlich verloren gehen könne, bildeten Deutsche sowohl als Franzosen schon große Batterien in ihren Schlachten. Die große Batterie Ludwig's von Baden von 80 Geschützen bei Peterwardein erinnert an die Artilleriemassen der neueren Schlachten. Die österreichische Armee finden wir vorzugsweise in ihren Türkenkriegen stark an Artillerie, weil sie einerseits hier gewöhnlich allein das ganze Gewicht des Krieges tragen mußten, und nebenbei die Feuerwaffen aller Art das beste Mittel waren, den ungestümen Angriffen der Moslimims Schranken zu setzen. Ueberhaupt würdigte man die Vortheile, welche man von einem zweckmäßigen Gebrauch der Artillerie ziehen könnte, in Deutschland sehr richtig. Man combinirte sie daher auch schon mit der Cavallerie zu gemeinschaftlichen Zwecken, wie wir dieß hier und dort finden.

Den Gebrauch der späteren Periode, die Cavallerieflügel durch dort plazirte Infanterie zu verstärken, finden wir in dieser Periode ebenfalls schon bekannt. Ueberhaupt war das Alterniren von Infanterie und Cavallerie auf Punkten, wo man dieß nothwendig fand, eine beliebte Gewohnheit, obwohl man sich bereits sonst fast überall für die Trennung der beiden Waffen unter bestimmten Verhältnissen ausgesprochen hatte. —

Werfen wir am Ende unserer Betrachtungen über die Entwickelung der Kriegskunst dieser Periode noch einen Blick auf die Disziplin der deutschen Heere, welche in letzter Instanz am Ende doch die Basis des gesammten Kriegswesens bildet, so werden wir im Allgemeinen kein ungünstiges Urtheil darüber fällen können. Schon die Ausländer standen uns hierin den Preis zu. Die angeblichen Uebersetzungen und Bearbeitungen Vauban's, welche in der Mitte des vorigen Jahrhunders in den Händen aller Offiziere, die Anspruch auf Bildung machten, waren, ergehen sich hierüber in großen Lobsprüchen *). Wenn nun auch Vauban nur bedingt als der Spender jener Lobesertheilung anzunehmen ist, wie wir in unsern Tagen durch Mr. Augoyat, den Herausgeber der Vauban'schen Werke, erfahren, so stammt doch jenes Lob von seinen Landsleuten, die vielleicht mit dem militairischen Wesen der Deutschen noch vertrauter waren, als Vauban selbst. Die Basis der Kriegsdisziplin bei den Deutschen waren strenge Religiosität, Liebe und Treue gegen den Landesherrn. Aus ihnen wurden alle Verbindlichkeiten und Verpflichtungen hergeleitet. Wer den religiösen Uebungen, welche die Kriegsartikel bei allen deutschen Heeren für die Abend- und Morgenstunden vorschrieben, nicht genügte, und

*) Verf. berücksichtigte hierbei die Ausgabe von 1744 (Berlin bei Bergemann). Man sehe Th. II. S. 56.

Sonntags den Gottesdienst versäumte, ward mit Entziehung seiner Freiheit, ja mit dem Halseisen bestraft. Alle Befehle der Offiziere sollten betrachtet werden, als wenn sie vom Landesherrn selbst ausgegangen. Jede Aeußerung thätlicher Widersetzlichkeit gegen Offiziere oder Unteroffiziere ward mit dem Tode bestraft. Widersetzlichkeiten und Ungehorsam niederen Grades, gegen Offiziere sowohl als Unteroffiziere, wurden mit Entziehung der Freiheit auf kürzere oder längere Zeit belegt. Vergehen geringerer Art, Trägheit beim Arbeiten, wurden in mehreren Heeren mit Reiten auf dem hölzernen Pferde bestraft. Das Krummschließen war schon eine härtere Strafe und wurde nur auf Befehl höherer Vorgesetzten vollzogen. Feigheit vor dem Feinde ward mit dem Leben gebüßt — jeder Vorgesetzte hatte das Recht, einen Fliehenden niederzustechen. Bei Meutereien, welche den Verlust fester Plätze herbeiführten, sollte der zehnte Mann erschossen werden — die Garnisonen sollten auch dezimirt werden, wenn das Betragen der Truppen überhaupt den Gouverneur oder Commandanten einer Festung gezwungen, den Platz zu übergeben. Alles Plündern, Marodiren, war streng verpönt, ebenso das Raufen, Balgen, die Gelage ꝛc. Stehlen war mit der Strafe des Gassenlaufens belegt, eine Strafe, die sich seit dem dreißigjährigen Kriege allmählig auch bei den Deutschen eingeschlichen und Bürgerrecht gewonnen. Wer bei Musterungen Geld rief, sollte an Leib und Leben

bestraft werden. — Zur Aufrechterhaltung der Kriegsartikel, die monatlich den Soldaten vorgelesen werden sollten, waren die Commandirenden streng verpflichtet. Im Kriege wachte der General-Gewaltiger — Profoß — mit unerbittlicher Strenge über deren Erfüllung. Ihn begleitete stets eine Anzahl Reiter, die jeden Uebertreter der Gesetze sofort ergriff und ihn den Kriegsgerichten übergab. Diese hatten nicht mehr die Form einer Juri, wie in früheren Zeiten — sie waren allmählig Gerichtshöfe geworden, in denen der Anwald des Landesherrn die Hauptrolle spielte und den Beisitzern wenig mehr überließ, als eine unbedeutende Nebenrolle. — Bei alle dem ward der Soldat noch als ein Ehrenmann von seinem Vorgesetzten betrachtet. Er durfte weder mit einer entehrenden Strafe, noch sklavischer Arbeit belegt werden. — Die Kriegsartikel, so streng wie sie waren, hatten noch einen menschlichen Charakter. Wenn für entehrende Vergehen auch das Gassenlaufen stattfand, so war doch aus den meisten Heeren noch die körperliche Züchtigung verbannt — der Soldat bewegte sich noch in einer Sphäre der Menschlichkeit, die der kommenden Periode ganz fremd ward. — Für die Offiziere galten im Allgemeinen dieselben Bestimmungen wie für die gemeinen Soldaten. Nur in Betreff der Duelle wurden sie strenger behandelt. Auch scheint die Rohheit des Adels jener Zeit, der sich ausschließlich der Offizierstellen bemächtigt hatte, draconische

Verordnungen nöthig gemacht zu haben. — Duellanten sollten ohne Weiteres mit dem Tode bestraft werden. Doch scheinen die Gesetze nicht allein umgangen, sondern auch eludirt worden zu seyn. Die Selbsthülfe, ein Nachhall des Faustrechts, trat mitunter in Formen hervor, die man heute kaum für möglich halten würde, und wurde nicht selten vor der Front der Truppen in Anspruch genommen, selbst bei den Armeen, welche für die bestdisziplinirten gehalten wurden, wie z. B. die brandenburgische *). Uebrigens versteht es sich von selbst, daß die Grundzüge der hier nur allgemein angegebenen Verordnungen sich der Nationalität der Völker gemäß nüanzirten. Pietät in einer weiteren Bedeutung, und Ehre waren jedoch bei allen deutschen Stämmen das Fundament, auf das sich in letzter Instanz alle Bestimmungen in Bezug auf Kriegszucht und Disziplin basirten. —

Obwohl wir vieler französischen, militairischen Institutionen schon beiläufig gedachten, so müssen wir dennoch auf einige abweichende Eigenthümlichkeiten in der Organisation jenes Heeres zurückkommen. Die französische, militairische Literatur ist unendlich reich an Werken darüber, und bietet eine reiche Quelle der Belehrungen dar. Siccard, Rosquancourt, Carrion Nisas, Bonneval, Ambert und viele Andere haben rühmlich

*) Schöning's Biographie und die Memoiren des Grafen von Dohna liefern davon Beweise.

lich die Lücken gefüllt, welche wir in unserer militairischen Literatur leider noch immer haben.

Die französische Armee rekrutirte sich bis gegen das Ende des siebenzehnten Jahrhunderts nur aus Freiwilligen, enrôlemens volontaires, ordinairement pour un temps très court *). Die Soldaten wurden nach dem Kriege theilweise beurlaubt und später wieder eingezogen. 1688 wurden z. B. nach dem Ryswiker Frieden 25,000 Mann beurlaubt. Als man die Leute wieder brauchte, mußte jedes Dorf auf zwei Jahre einen bis zwei völlig ausgerüstete und equipirte Mann stellen, doch waren sie nur verpflichtet, während des Krieges zu dienen. In welcher Art die Leute gewählt worden, läßt sich nicht bestimmen, doch scheint dabei viel Willkühr geherrscht zu haben, weil Louis XIV. am 26. Januar 1701 ein Gesetz gab, das ausdrücklich bestimmte, daß das Loos über die Abreise (départ) der Leute entscheiden solle. Hin und wieder ward auch noch der arrière ban aufgeboten. Die letzte Probe davon unter Türenne lief jedoch so wenig befriedigend ab, daß man seitdem darauf verzichtet zu haben scheint. —

Der Etat der französischen Infanterie in dieser Periode scheint reglementarisch nie so genau bestimmt gewesen zu seyn, wie bei den deutschen

*) Origine, recrutement et organisation de l'infanterie française par le Lieutenant Général de Bonneval.

Heeren. Bald bestehen die Regimenter aus mehreren, bald nur aus einem Bataillon; die Anzahl der Compagnien wechselt gleichfalls in den Bataillonen — eben die Bewandtniß hat es mit der Stärke der Compagnien, die wir 1670 von 70 bis 80 Mann, und 1678 auf 45 reduzirt finden. Doch scheinen hiervon die Schweizer-Compagnien, die wir immer sehr stark erblicken, eine Ausnahme gemacht zu haben. Obwohl Louvois ungemein viel für die Armee that, ja gewissermaßen als der Schöpfer der reglementarischen Verordnungen für dieselbe betrachtet werden kann, so scheint man in den Organisationsverhältnissen meistens nur das nächste Bedürfniß berücksichtigt zu haben. Ihm mußten gewöhnlich alle anderen Rücksichten weichen *).

Was es mit der Bewaffnung der französischen Infanterie dieser Periode für eine Bewandtniß hatte, haben wir theilweise schon gesehen. Diese bildete sich sehr allmählig aus, und wir wissen, daß die Deutschen in Annahme der Flinte (fusil), die doch ursprünglich eine französische Erfindung war, den Franzosen um lange Zeit voraneilten. Es ist überhaupt ein charakteristisches Zeichen in der französischen Armee, daß sie sich sehr schwer, schwerer als andere Völker, von dem einmal als tüchtig Erprobten zum Neuen wendet, bevor die-

*) Man sehe hierüber Puysegur art de la guerre I. p. 117. 118. Pariser Ausgabe.

ses nicht die Feuerprobe einer längeren Erfahrung bestanden. Vielleicht kam hierzu noch, daß die Pike der fureur française mehr entsprach, als das Feuergewehr, das eine langsamere, mehr überlegtere Handhabung verlangte. So dürfen wir uns denn auch nicht wundern, daß die Franzosen sich erst 1703 dazu entschlossen, der Muskete zu entsagen, und sich ein für allemal für das neue Gewehr — fusil — Flinte, entschieden. Durant cette guerre, sagt hierbei Puysegur, les officiers ont été armés d'espontons de huit pieds de long, les sergens d'hallebardes de six pieds et demi, et tous les soldats de fusils avec des bayonnettes à douille pour pouvoir tirer avec la bayonnette au bout du fusil *). Doch müssen wir hierbei erinnern, daß sie bereits 1671 ein Regiment hatten, das durchgehends mit Flinten und Bajonnetten bewaffnet war, und daß seit 1676 die Bajonnette bei der Armee ganz allgemein waren. 1690 waren bei der Infanterie Patronen eingeführt worden, während man jedoch den Gebrauch, aus dem Pulverhorn aufzuschütten, beibehalten hatte.

Der Gebrauch der Grenadier-Compagnie kam 1670 in Frankreich auf. Die vielen Belagerungen nämlich, welche die Franzosen unter der Regierung Louis XIV. unternahmen, verlangten, daß man immer eine Menge von Leuten de bonne volonté hatte, wie sich die französischen Schriftsteller hier-

*) Ibid. p. 117.

über ausdrücken, um sie zum Granatenwerfen zu benutzen. Sie bekamen dafür immer eine kleine Zulage. Da kam denn der König auf die Idee, die Freiwilligen, welche man dazu aus der Armee gezogen, als Compagnie zu formiren und sie dem Régiment du Roi zu attachiren. Später kamen hierzu noch mehrere Compagnien. Et on leur fit faire des bandoulières où il y a une grenadière pour mettre les grenades. De plus, on leur fait porter de petites haches, pour s'en servir à des attaques de chemin couvert, ou autres, pour couper des palissades et enfoncer des portes. So Puysegur, der von sich selbst erzählt, daß er wenige Jahre nach 1670 angefangen, in dem benannten Regimente zu dienen *). — Die Degen wurden in dieser Epoche für ziemlich überflüssig gehalten; die Soldaten trugen solche nur auf dem Marsche und an großen Schlachttagen; bei allen kleinen Detachements, Stürmen ꝛc. ließ man sie beim Regimente, weil die Leute überzeugt waren, qu'elle ne leur est d'aucune utilité, très incommode à porter, et qu'elle les empêche de se mouvoir dans les actions **). Feuquières ist ungefähr derselben Meinung. Man schlug schon damals vor, den Degen ganz abzuschaffen und ihn durch ein längeres Bajonnet, oder durch einen Hirschfänger zu ersetzen, der zugleich als Degen

*) Ibid. p. 222.
**) Ibid. p. 220.

und Bajonnet benutzt werden könne. Dergleichen war schon damals nicht ungewöhnlich. J'ai vu un régiment, erzählt Puysegur, qui portoit des épées qui n'avoient la poignée, et au lieu de garde il y avoit un anneau de cuivre et un autre auprès du pommeau, dans lesquels on passait le bout du canon du fusil, ce qui tenoit ferme et faisoit le même effet que font aujourd'hui nos bayonnettes à douille. Welchen Gebrauch jedoch die französischen Truppen mitunter von ihren Seitengewehren machten, haben wir bereits gesehen. — Der Kampf also der Pike gegen das Bajonnet hat in der französischen Armee von 1666 bis 1703 gedauert. Im ersten Jahre nämlich erklärte man sich in der Armee so entschieden für das neue fusil, daß die Regierung den geschärften Befehl ergehen lassen mußte, ein Drittheil der Leute mit Piken bewaffnet zu lassen. — 1670 durften reglementarisch nur vier Füsilire bei jeder Compagnie seyn. Der Gebrauch der gezogenen Gewehre hatte in dieser Periode noch keinen Eingang in der Armee gefunden, obwohl Puysegur u. A. vorschlugen, damit wenigstens zwei Mann in der Compagnie zu bewaffnen *). Das Caliber der französischen Gewehre war kleiner als bei

*) p. 224 Ibid. — In Feuquière's Mémoires sur la guerre heißt es jedoch: l'on a aussi donné des carabines rayées au corps entier des carabiniers, et quelques unes par compagnie aux autres corps.

den Deutschen; bei ihnen kamen 26 Kugeln auf ein Pfund. Das ganze Gewehr hatte eine Länge von 5 Fuß, von denen 3 Fuß 8 Zoll auf den Lauf kamen. Die Bajonnetts ohne Dille hatten $1\frac{1}{2}$ Fuß Länge.

Die Zeit der Einführung der Patrontaschen in der französischen Armee ist nicht mit Gewißheit angegeben. Sie geschah wahrscheinlich nach und nach, wie die des Gewehrs. Wenigstens war sie noch nicht zu Puysegur's Zeit allgemein. Wir folgern dieß aus einer Angabe, wie er seine Grenadiere damit versehen haben will. Er schlägt nämlich vor, ihnen eine bandoulière zu geben, où il y aura un étui à porter quarante coups à tirer, et la bayonnette y sera aussi attachée. — Wahrscheinlich trug der Soldat, wie sich aus Feuquières vermuthen läßt, seine Patronen (gargouches) in einem breiten ceinturon, den er als pesant und très incommode schildert.

Die Bekleidung der französischen Armee betreffend, so scheint diese, wenngleich ausreichend und im Geschmack der Zeit, doch nicht sonderlich bequem gewesen zu seyn. Wenigstens ward dagegen von allen Seiten geeifert. Je ne sais pas à quoi lui servent les manches si larges, sagt Feuquières, ni l'ampleur de justaucorps par en bas, sinon à l'embarrasser et à augmenter le

---

Cet usage est très bon — p. 62. — Wir wissen nicht, wer hier Recht hat.

poids de son habillement sans que cela le garantisse contre le froid? Ne saurait-on se défaire de ce qu'on appelle le bon air dans un habit de soldat? — Nach Pater Daniel ward 1672 die Uniform in Frankreich allgemein eingeführt, und zwar auf Betrieb des Obersten Martinet, der auf die Organisation der französischen Armee überhaupt einen sehr bedeutenden Einfluß übte. Doch scheint sich dieß nur auf den gemeinen Mann und die regimentirten Offiziere beschränkt zu haben, weil wir in Turpin's Commentaires sur Montécucculi ausdrücklich erwähnt finden, daß die Generale unter Louis XV. erst anfingen, Montirungen zu tragen *).

Einfarbige Röcke mit colorirten Aufschlägen und dergleichem Futter, weit und lang, bis unten zuzuknöpfen, eine bequeme lange Weste, eng anliegende Beinkleider, Strümpfe mit Knieschnallen, ein Paar gute Schuhe mit Schnallen, hierzu die nöthige Leibwäsche und ein guter Hut, der anfangs nur an einer Seite aufgekrämpt war, bis er allmählig zwei, später drei Ecken bekam, wodurch er zuletzt die in jener Zeit beliebte dreieckige Form erhielt, war die durchgängige Bekleidung der Soldaten. Von den Offizieren wurden Perrücken getragen, die so enorm und groß waren, daß sie den halben Oberleib bedeckten, und deren Kosten häufig den ganzen Ertrag eines jährlichen Tractements verschlangen.

*) T. II. p. 411.

Die Organisation der französischen Cavallerie wich in manchen Beziehungen von der der Deutschen ab. Vor dem Nimweger Frieden bestand die Escadron — die Einheit für alle administrative und taktische Angelegenheiten — aus drei Compagnien, deren jede einen Capitain, einen Lieutenant, einen Cornett, einen Wachtmeister, drei Brigadiers, drei Unter-Brigadiers oder Fouriere, sechs Carabiniers, einen Trompeter und vierzig Reiter hatte, was für die Compagnie einen Effektivbestand von 57 Köpfen gab. Eine Escadron hatte also 171 Köpfe. Die Anzahl der Escadrons für ein Regiment wechselte oft, war häufig Gegenstand der Laune und Protection eines Kriegsministers. An Stabsoffizieren gab es im Regiment nur den Obersten. Der älteste Capitain in demselben hieß jedoch Major und nahm in Abwesenheit des Obersten den Befehl des Regiments. Die Reiter trugen ihren Degen an einem Baudrier über der Schulter. An Feuerwaffen hatte jeder Cavallerist zwei Pistolen und ein Mousqueton, qui pendoit toujours à la bandoulière. Nach dem Nimweger Frieden jedoch erhielten die Regimenter noch einen Lieutenant colonel, einen Major und eben so viel Aide-Majors, als ein Regiment Escadrons hatte. Das Mousqueton erhielt eine größere Länge, ward wenigstens 4 Fuß lang gemacht. Um die Unbequemlichkeit beim Reiten, die hierdurch entstanden seyn würde, zu verhindern, erfand man einen Schuh, der am Sattel befestigt ward (on a at-

taché à la selle un bout d'étui de cuir où l'on met le bout du canon), während die Kolbe zugleich ein Riemen festhielt. — Wie es scheint, so war die Brustbedeckung ziemlich aus der Mode, denn wir finden es für die ersten Decaden des folgenden Jahrhunderts als etwas Bemerkenswerthes erzählt, daß die Reiter ein plastron getragen. — Als Kopfbedeckung führten die Gemeinen einen Hut, und im Gefecht eine calotte de fer, oder auch wohl einen Helm; doch scheint dieß ziemlich willkührlich gewesen zu seyn und von dem Gutdünken der Einzelnen abgehangen zu haben. — Als bemerkenswerth dürften die ungeheuren Perrücken, welche ein großer Theil der Reiterei in dieser Zeit trug, erwähnt werden; deren Wolken und Locken bedeckten fast den ganzen Cuiraß (cachoient presqu'en entier la cuirasse). Sie hießen perruques à la brigadière, und waren es, welche in der Schlacht bei St. Gotthardt der französischen Reiterei jenes Ansehen gab, das den türkischen Oberanführer fragen ließ, was es für Mädchen seyen, die nun ankämen? —

Kommen wir von der Bekleidung und Bewaffnung dieser beiden Truppenarten auf deren Schaarung für den Kampf zurück, so werden sich uns folgende Betrachtungen darstellen. Die Einheit für alle taktischen sowohl als administrativen Verhältnisse bei der Infanterie war gleichfalls die Compagnie. Es würde schwer seyn, die Anzahl derselben für ein Bataillon zu bestimmen. Dieß Ver-

hältniß wechselte von 14 — 17. Eben so relativ war es auch mit der Stärke der Compagnien; doch sind die Franzosen zu allen Zeiten Verehrer schwacher Compagnien gewesen, und es gehört mit zu den Ausnahmen, daß man reglementarisch eine Compagnie auf 100 Mann angeschlagen. Das Kaiserreich allein hat davon eine Ausnahme gemacht. Der Etat der Compagnie der in Rede stehenden Zeit variirte von 40—80. Die Tiefe der Infanterie wechselte mit dem allmähligen Verschwinden der alten Waffen. Wir sehen sie so in diesem Zeitraume von 8—4 fallen, ja wir finden sogar Beispiele, daß man sie auf 2 Mann herabsetzte, wie dieß z. B. der ältere Puysegur 1654 bei der Erstürmung der Linien von Arras that. Wir haben bereits früher gesehen, daß die Franzosen überhaupt nie sonderliche Verehrer der tiefen Aufstellung waren, und werden es später besonders herauszuheben haben, daß sie im Revolutionskriege auf eine Zeitlang von ihrer alten Maxime abgingen. Die Piquenire standen bei den Franzosen unter allen Verhältnissen in der Mitte der Compagnie, und wir finden nicht, daß man sie, wie bei den Deutschen, bei Formirung des Regiments besonders vereint hätte. Nur vermieden sie es, sie zu kleinen Detachirungen zu verwenden; hierzu nahm man immer nur mit Gewehren bewaffnete Leute, bei denen dann auch die niederen Offiziere Flinten führten. So sehr die Franzosen anfangs auch der Einführung des neuen Gewehrs wider-

strebten, so fielen sie doch bald darauf, das Feuer selbst so viel wie möglich auszubilden. Solange man hierin noch weniger zuverlässig zu seyn glaubte, that man es unter dem Schutze der Piquenire, über welche weg die Füsiliere oder Musketire feuerten. Die Piquenire lagen hierbei ein Knie an die Erde gestützt, die Pike vorhaltend. Bei einer größeren Ausbildung der Feuertaktik jedoch fiel dieß später weg. Um die Compagnien in ihren Uebungen recht sicher und fest zu machen, ward durch einen königlichen Befehl bestimmt, daß sie wöchentlich zweimal zum Exerziren ausrücken sollten. — Auch mußte der Platzmajor monatlich einmal die Garnison zusammennehmen und gemeinschaftlich üben. Die Instructionen dazu gingen von dem Oberst Martinet aus, der das Meiste dazu von den Deutschen entlehnte. Bei allen Uebungen bildete jede Compagnie ein Peloton oder einen Zug, wie dieß noch heute in der französischen Armee der Fall ist. Trotz dem konnten die Franzosen es im Feuern nie zu einer Schnelligkeit bringen, wie bei den Deutschen. Obwohl sie ihr feu de peloton, de defilée, de rempart etc. hatten, blieb das Gliederfeuer dennoch fast das einzige, wovon sie Gebrauch machten, worauf sie dann mit der blanken Waffe in den Feind einbrachen.

Ob die Franzosen ihre Infanterie-Taktik in dieser Periode in dem Maße überkunstet hatten, wie die Deutschen, läßt sich nicht mit Bestimmtheit nachweisen; doch ist dieß zu bezweifeln, weil sie

sich, als ihnen im achtzehnten Jahrhundert die unendlich vereinfachte Taktik der Preußen einen kurzen Besuch machte, darein durchaus nicht zurechtfinden konnten. Uebrigens ward auch bei ihnen viel Unnützes geübt und getrieben, was Puysegur die Worte auspreßt: que presque tout ce qu'on enseigne dans nos exercices est inutile et impracticable en présence de l'ennemi, ou dans l'action *). — Für die größeren Formationen war die Taktik der Franzosen sonst ganz die der Deutschen. Man stellte die Bataillone mit Intervallen, die ihrer Front gleich waren, auf, verkürzte diese jedoch im Laufe der Zeit bedeutend. Oefters, besonders in den ersten Jahrzehenden der in Rede stehenden Epoche, alternirten in den Treffen Infanterie mit Cavallerie, doch war dieß keine bestimmte Regel, sondern ward von den Umständen bedingt. Wenn schon die Franzosen in ihrer Taktik ein Mittel, die Flügel der Bataillone stärker zu machen, darin gesucht hatten, daß sie auf die rechten Flügel ihre Grenadier-Compagnien, auf die linken aber eigends dazu gebildete Pelotons von 50 Mann stellten, so liebten sie es bei größeren Formationen doch, sich durch geeignete Localitäten die Flügel zu sichern. Dabei verstanden sie zugleich sehr gut, für die verschiedenen Waffen das Terrain zu wählen und zu benutzen.

Die Cavallerie, obwohl schon hier und dort

*) Puysegur I. 76. 236.

dazu verwandt, mit dem Degen in der Faust sich rasch auf den Feind zu stürzen, hatte nichtsdestoweniger noch ein sehr schwerfälliges Gepräge. Die Escadron, deren ungefähre Stärke wir bereits kennen, sollte, der Idee der Reigenanführer jener Zeit nach, immer in vier Compagnien, und jede Compagnie wieder in zwei Brigaden zerfallen. Diese Eintheilung lag allen Bewegungen zum Grunde. Durch die Aufhebung der sogenannten Ordonanz-Compagnien (1660) war es der Regierung gelungen, der Cavallerie nach und nach ein ziemlich regelmäßiges Gepräge zu geben, dessen sich nur wenig andere Heere erfreuten. Ohne uns auf die Organisation der einzelnen Truppencorps, wie z. B. der Garde du corps, Gend'armes, Grenadiers, Carabiniers à cheval etc., Nüanzen, die in dieser Zeit überall so beliebt wurden, einzulassen, wollen wir nur bei den Hauptzügen taktischer Verhältnisse stehen bleiben. Die Franzosen stellten ihre Cavallerie gegen Ende dieses Zeitraumes meistens schon in drei Gliedern auf, doch blieb das Feuergewehr, der allgemeinen Ansicht nach, auch jetzt noch die Hauptwaffe. Puysegur schildert sogar noch weitläuftig die Nachtheile, welche ein Angriff mit dem Säbel in der Faust haben müsse, und bekämpft die mauvaises raisons qu'on allègue pour autoriser cette coutume. Je ne suis pas d'avis, sagt er, que des escadrons se chargent à coup de mousqueton et fassent ensuite un caracol, pour revenir ensuite tirer encore ou

charger l'épée à la main; mais mon opinion est que des escadrons qui marchent l'un à l'autre, pour charger l'épée à la main, peuvent, avant de se servir de l'épée, tirer fort près et ce au moindre signal ou parole du commandant de l'escadron, et charger aussitôt l'épée à la main — voici ce que j'ai vu de semblable et que j'ai reconnu être très facile à pratiquer *). Wir wissen, daß sich diese Ansicht bis heute in der französischen Armee erhalten, und von den Franzosen noch in den letzten Feldzügen, wenngleich zu ihrem größten Nachtheil, ins Leben gerufen worden. — Die Bewegung der Reiterei war im Allgemeinen schwerfällig; um 1200 Toisen schnell zu durchlaufen, brauchte sie, nach den Annahmen jener Zeit, 24—25 Minuten. Das Abschwenken mit Zügen, die Drehungen mit kleinen Abtheilungen rechts und links, das Durchziehen der Treffen waren bei den französischen Reitern allgemein bekannt; nur die ganzen Wendungen mit Zügen kannten sie nicht. Sollte z. B. ein Zug Kehrt schwenken, so ritten die geraden Rotten vor und machten die Wendung, während die ungeraden dieß auf der Stelle thaten. Man kann sich denken, was dieß für eine Unordnung geben mußte, wenn man z. B. in Colonne war. Die Franzosen hatten dieß Manöver übrigens von den Deutschen und nannten es Wieder zurück, später demi tour à droite. — Das

*) Art de la guerre I. p. 252.

Abbrechen zu Zweien oder Dreien, das Verändern des Abmarsches, so wie endlich Bewegungen in geschlossenen Colonnen, waren ganz unbekannt. — Die Angriffe der Cavallerie geschahen meistens in Linien, doch wurden sie auch in Colonnen unternommen. Türenne und Condé fochten gern an der Spitze der Cavallerie; später geschah dergleichen, nur nach einem geringeren Maßstabe, von höheren Offizieren. —

Die meisten Fortschritte in dieser Periode machte unbedingt die Artillerie, indem man die Sache sowohl praktisch als theoretisch herzhaft anfaßte. Schon 1675 wandte die Regierung die nöthigen Maßregeln an, um die Offiziere mit ihrer Waffe vertrauter zu machen. So mußten z. B. die Offiziere damals täglich ins Arsenal zu Douay kommen, um sich dort mit der Einrichtung der Artillerie bekannt zu machen. 1683 erfand man die Anwendung des Schlepptaus und feuerte im Avanziren. Vauban brachte 1688 den Ricochettschuß, dessen Theorie bereits Morelli 1672 angegeben, in Anwendung und veranlaßte zugleich die Einführung einer neuen Feldlaffete (1689). Einige Jahre später machte man Versuche mit kleinen Vierpfündern mit langen Kammern, die stab- und gußeiserne Blocklaffeten hatten und die aus zwei Theilen zusammengesetzt waren. Zum Laden bediente man sich allgemein der Kartuschen — theils aus Leinwand, Papier oder Pergament. Durch Anwendung der letzteren glaubte man besonders

das Feuer beschleunigen zu können, weil man nur beim dritten Schuß erst wieder auswischte. — Die Bespannung war im Allgemeinen wie bei den Deutschen, nur daß man hier und dort mehr Luxus bemerkte.

In der technischen Construction der Geschütze ist diese Periode in allen Beziehungen beachtungswerth. Wie es scheint, gaben, nächst Ludwig's vielen Kriegen, zu Versuchen hierin besonders die Expedition und das Bombardement von Algier (1674) Veranlassung. Wenigstens gehört das Bombardement von Algier (1682) zu den Ereignissen, die veranlaßten, daß alle Artilleristen geraume Zeit nur daran dachten, recht weit reichende Wurfgeschütze zu erfinden. Ihm verdankt man die Erfindung der Chats à feu, eine Art langer Haubitzen, womit die Bombardier-Galioten bewaffnet waren, welche später Algier verwüsteten. Die großen Mortiere, welche nach einem stark beleibten Offizier Comminge diese Benennung erhielten, deren Bomben bei einem Caliber von 18 Zoll 500 Pfund wogen und nur durch Hebezeuge eingesetzt werden konnten, scheinen nur eine Vervollkommnung jener Verwüstungsversuche, welche bei Algier gemacht wurden, gewesen zu seyn. Nicht gar lange darauf (1693) wurde die Rebhühner-Granate erfunden. Petri, deren Erfinder, gab dem Mortier 241 Pfund Gewicht. Er warf eine große und 13 kleine Granaten. Die mittlere Kammer ward mit $\frac{1}{2}$ Pfund, die anderen nur mit weniger

Pulver geladen. Sie standen durch eine Communication in Gemeinschaft mit dem ersten Fluge. Die Bomben hatten eiserne Zünder und wurden ohne die übliche Verkeilung auf das Pulver geladen. Kessel und Kammer bildeten einen Conus. Man rühmte diesem Geschütze viele Vorzüge nach — es konnte schneller geladen und auch elevirt werden, wozu eine Schraube vorhanden war. — Auch die glühenden Kugeln, welche Frankreich erst von den Deutschen kennen lernte, fanden 1688 ihre Anwendung. St. Remy's Mémoires d'artillerie tant par mer que par terre, die gegen das Ende des Jahrhunderts erschienen (und später durch le Blond vermehrt, in mehrere Sprachen übertragen wurden), geben die in der in Rede stehenden Periode üblichen Geschütze folgendermaßen an: Canon de France, Caliber 33 Pfund, Länge des Rohrs 10 Fuß, mit der Traube 11 Fuß 1 Zoll — sie wog 6200 Pfund; demi canon d'Espagne (ein Vierundzwanzigpfünder), das Rohr von derselben Länge wie die canon de France, aber um 1500 Pfund leichter; demi canon de France (coulevrine), Caliber 16 Pfund, das Rohr in der Länge 10 Fuß, mit der Traube 10 Fuß 10 Zoll — im Gewicht 4100 Pfund; quart de canon d'Espagne schoß 12 Pfund, das Rohr 10 Fuß lang, mit der Traube 10 Fuß 9½ Zoll — im Gewicht 3400 Pfund; quart de canon de France (Batarde) schoß 8 Pfund, das Rohr 10 Fuß, mit Traube 10 Fuß 7 Zoll

lang — im Gewicht 1950 Pfund; la moyenne schoß 4 Pfund, das Rohr ganz so lang wie bei der batarde, aber nur 1300 Pfund im Gewicht; der faucon, Caliber $\frac{1}{4}$ — 2 Pfund, das Rohr nur 7 Fuß lang und 150 — 800 Pfund im Gewicht; die kurzen Acht- und Vierpfünder, die resp. 8 Fuß Länge ohne Röhre hatten — die canons de nouvelle invention, auch canons à la portugaise, oder à l'espagnole genannt, seit 1679 in Gebrauch, waren, wie es schon der Name andeutet, aus Portugal und Spanien nach Frankreich gekommen. Sie sollen anfangs nur eine Länge von $1\frac{1}{2}$ Fuß gehabt haben, und hatten kugelförmige Kammern. Sie konnten also ihrer Kürze wegen mit den Händen geladen werden. Man wischte sie ohne Wischer mit Fell oder Borstenbündeln aus. Da die Reinigung jedoch so nicht ordentlich geschehen konnte, entstanden eine Menge von Selbstentzündungen. Obwohl diese Geschütze sehr weit trugen, so schossen sie doch schlecht und sollen unendlich zerstörend auf die Laffeten gewirkt haben. Bei den Proben, die damit in Tournay gehalten worden, erwähnt man zuerst der Distanziers, die hier zu Pferde waren. Folgendes ist die Classification der später nach diesem System gegossenen Geschütze: Der Vierundzwanzigpfünder wog 3000 Pfund, hatte mit Traube 6 Fuß $7\frac{3}{4}$ Zoll, und ohne Traube 5 Fuß 10 Zoll Länge; der Sechszehnpfünder wog 2200 Pfund und hatte mit der Traube 6 Fuß $2\frac{1}{2}$ Zoll, und ohne sie 5 Fuß $6\frac{1}{3}$ Zoll Länge;

der Zwölfpfünder wog 2000 Pfund, hatte mit der Traube 6 Fuß 1½ Zoll, und ohne sie 5 Fuß 5¾ Zoll Länge; der Achtpfünder wog 1000 Pfund, hatte mit der Traube 4 Fuß 11 Zoll, und ohne sie 4 Fuß 5¾ Zoll Länge; der Vierpfünder endlich wog 600 Pfund, war mit der Traube 4 Fuß 9 Zoll, und ohne sie 4 Fuß 4 Zoll lang. Außer diesen sehr verkleinerten Geschützen bediente man sich im Gebirge noch siebenpfündiger, auf Pferden fortzuschaffender Mortiere, die in den Kriegen mit Spanien besonders vorkommen. — Die Construction der verschiedenen Bestandtheile der Affütirung war übrigens gut, das Material gewöhnlich vortrefflich. Die Laffetenwände waren von rüsternem Holze, die Riegel und Räder von Eichenholz. Die Laffeten fertigte man nicht immer gleich stark an, sondern machte dieß von der Güte des Materials abhängig. Die Naben sollten zwei Tage, die Felgen sechs Monate, die Speichen endlich drei Jahre alt beim Verarbeiten seyn. In der Armee hatte man sechs Arten Räder. Alle Feldlaffeten hatten Gabeldeichseln — die Walllaffeten hatten die Form kurzer Feld- und Schiffslaffeten, waren stark gearbeitet und meistens ohne Beschlag. Uebrigens experimentirte man viel mit stabeisernen Laffeten, sowohl für die Feld- als Belagerungsartillerie — für das Feldgeschütz blieben die Räder von Holz, die Achse war von geschmiedetem Eisen. Zugleich ward das Einsetzen des Zündlochstellers in dieser Periode (1691) erfunden. Montigny's verbes-

serter Stückvisitirer trug viel dazu bei, nur gute Geschütze in den Arsenälen zu erhalten und die Solidität derselben zu vermehren. — Während man so unablässig beschäftigt war, im praktischen Theile der Artillerie vorwärts zu kommen, blieb man auch im wissenschaftlichen nicht zurück. So suchte man wissenschaftlich sowohl die Ladung als die Trageweite der Geschütze festzustellen; die Fabrication des Pulvers ward verbessert, das Läutern des Salpeters bestimmten Regeln unterworfen. Zugleich ward die Bohrmaschine vervollkommnet. In den Artillerieschulen, die man zu Montesson (1674) und Douay (1679) errichtete, wurden die Offiziere wissenschaftlich und praktisch zugleich für ihren künftigen Beruf vorgebildet. Auch die Fortschritte, welche die Wissenschaft bei anderen Völkern machte, blieben den Franzosen unverloren. Während Huygens und Loevenhoek die Gasmengen beobachten, welche sich beim Verbrennen des Schießpulvers entwickeln, wendet de Challes (1674) die parabolische Theorie auf das Schießen an. Blondel bearbeitet eine parabolische Theorie, bei der der Luftwiderstand in Anregung gebracht wird, und stellt Untersuchungen darüber an, um die Elevation eines Mörsers bei gegebener Pulverkraft zu berechnen. Auch Newton's Entdeckungen im Gebiete der Wissenschaften wurden sorgfältig beachtet. —

Ohne auf eine Darstellung der Organisation der französischen Artillerie einzugehen, bemerken wir nur, daß aus den ersten sechs Compagnien Kano-

nieren, welche Ludwig XIV. ursprünglich hatte, bald noch sechs andere formirt wurden. Diese vergrößerte man später noch mit einem Füsilier-Regiment von vier Compagnien, das 1673 noch um 22 Compagnien vermehrt wurde. 1695 ward endlich die gesammte Artillerie zu einem Regiment von 6 Bataillons vereint, deren jedes nach einer ziemlich willkührlichen Einrichtung aus Arbeiter-, Kanonier- und Füsilier-Compagnien bestand *). Ein 1684 aus den ursprünglichen zwei Bombardier-Compagnien errichtetes Bombardier-Regiment ward später ausschließlich für die Bedienung der Wurfgeschütze geübt. —

Die Ansichten über den Bedarf an Mannschaften für die Bedienung der Geschütze stellten sich bei den Franzosen in dieser Zeit ziemlich fest. Man verlangte für ein leichtes Geschütz sechs, für ein schweres zwölf Mann. Auch in Bezug auf den Bedarf an Artillerie für eine Armee kam man zu bestimmten Ansichten. St. Remy nahm p. Mille ein Geschütz, Quincy etwas mehr an. St. Remy berechnet nach seiner Angabe den Bedarf einer Armee von 50,000 Mann wie folgt: 4 Vierundzwanzigpfünder mit 8 Pferden, 6 neue leichte Zwölfpfünder mit sechs Pferden, 20 lange Acht-

*) Wahrscheinlich waren es Vauban's Rathschläge (proposition pour la levée de trois régimens d'artillerie), welche hierbei besonders berücksichtigt wurden. Man sehe traité des sièges p. 271.

pfünder mit 6 Pferden, 20 lange Vierpfünder mit 4 Pferden, und hierzu 198 vierspännige Wagen nebst 20 Pontons, was einen Train von 1225 Pferden gab. — Ueber den Gebrauch der Artillerie im Kriege selbst findet sich kein bestimmtes System; sie ist in den Schlachten dieser Zeit gewöhnlich vereinzelt anzutreffen. Puysegur schweigt hierüber durchaus, Feuquières meint nur, daß der Artillerie-General distribue son artillerie sur la ligne, suivant les ordres qu'il a reçus du Général, und verweist auf St. Remy, der hierüber auch nichts sagt. Rocquancourt, dem mehr Quellen hierüber zu Gebote standen, als uns, sagt nur: Le canon s'établissait en avant de l'infanterie.

Unendliche Fortschritte machte in dieser Periode die Kunst des Angriffs und der Vertheidigung fester Plätze. Wir dürfen darauf nicht zurückkommen, ohne des großen Verbesserers hierin zu gedenken. Sébastien le Prêtre, chevalier, Seigneur de Vauban, Marschall von Frankreich, Chevalier des ordres du Roi, commissaire général des fortifications etc., ward am 1. Mai 1633 in Nivernais von unbemittelten Eltern geboren. Wie es heißt, ward er von einem Pfarrer zu Semur aufgenommen und erzogen *). Mit

*) Nach dem Eloge de Fontenelle wäre Vauban der Sohn eines Capitains gewesen, der ihm nichts als eine gute Erziehung und eine Mousquet hinterließ.

dem siebenzehnten Jahre (1651) trat er in Dienst, und zwar in das Regiment Condé. Die ersten festen Plätze, die er sah, le firent ingénieur, sagt Fontenelle, par l'envie qu'elles lui donnèrent de le devenir. Er wandte sich sofort dem Studium der mathematischen Wissenschaften zu, und ward schon 1652 bei der Befestigung von Clermont en Lorraine als Ingenieur-Offizier benutzt. Nachdem er sich schon wiederholt ausgezeichnet, ward er 1653 von einer Streifparthie der königlichen Truppen gefangen genommen. Mazarin, mit jenem Scharfblick begabt, der das Talent, wo es auch immer vergraben, sofort entdeckt, gewann ihn für des Königs Dienste. Die Belagerungen von St. Menehould, Stenoi, Clermont, Landrecy, Condé, Saint-Guilain und Valenciennes, die Vauban in Zeit von einigen Jahren mit Auszeichnung mitmachte, und wo er wiederholentlich verwundet ward, ließen ihn bald vortheilhaft bekannt werden. 1658 bereits leitete er en chef die Belagerungen von Gravelines, Ipres und Oudenarde. — Désormais, sagt sein Biograph, M. de Vauban est connu, et son histoire devient une partie de l'histoire de France. Ohne den Helden auf seiner militairischen Laufbahn, die er so rühmlich mit der Einnahme des stark befestigten Alt-Breisachs beschloß, das er in dreizehn Tagen mit dem nur geringen Verlust von 300 Mann einnahm, zu begleiten, bleiben wir dabei stehen, zu bemerken, daß er 360 Plätze wieder aufbaute und

33 neu befestigte, 53 Belagerungen leitete und 140 Schlachten und großen Gefechten (actions de vigueur) beiwohnte. — Vauban war nicht bloßer Ingenieur — nicht bloß Soldat. Die Finanzwissenschaften, die Cultur der Wälder, der Handel, das Colonialsystem Frankreichs, waren ihm in gleicher Art vertraut. Aber in der Kunst des Angriffs fester Plätze bleiben dessen Verdienste ewig, und keine Zeit wird sie verlöschen. —

Wir wissen, auf welcher Stufe der Ausbildung die Franzosen beim Angriff fester Plätze in der früheren Periode standen. Puysegur selbst citirt ein exemple d'ignorance où l'on était sur l'attaque et la défense des places avant Vauban. Bei der Belagerung von Mastricht 1673 erlitt indessen das Bestehende durch Vauban eine gänzliche Umformung. Durch die Einführung der Parallelen, oder vielmehr durch die zweckmäßigere Benutzung derselben (denn man hatte sie auch schon früher angewandt) bewirkte er, daß dieser gut befestigte Ort nach dreizehn Tagen eröffneter Transchee bereits erobert ward. Bei Ath, dreiundzwanzig Jahre später, erhielt die neue Art, sie zu benutzen und zu führen, gleichsam das Bürgerrecht, ward europäisch. Hier nämlich wandte sie Vauban, seinem eigenen Geständniß gemäß, zum erstenmale so folgerecht an, daß daraus ein System abstrahirt werden konnte. Die erste Parallele lag dort 300, die zweite 150 und die dritte nur 120 Toisen von den Saillants des bedeckten Weges.

In

In den halben Abständen derselben wurden Crochets oder halbe Parallelen von nur etwa 100 bis 150 Schritt Länge aufgeworfen. Es versteht sich von selbst, daß die Localität hierbei Modifizirungen eintreten lassen mußte. — Durch die Erfindung des Schanzkorbes und die geschickte Führung der Sappen brachte er ein Element in den Angriff fester Plätze, was allen Calcul, der bis dahin gegolten, zerstörte. Spate, Hacke und Schanzkorb spielten bald eine größere Rolle als das Geschütz. Der Transcheecavalier, die verbesserte Anlegung der Batterien, die Einführung des Ricochettschusses waren gleichsam die Ergänzungen jener neuen Erfindungen. Der systematische Gang der Belagerungsarbeiten aber, von dem ersten Erscheinen der Belagerer vor einer Festung bis zum Festsetzen auf der Bresche, nahm den Belagerungen das bisherige Unsichere und Schwankende, und gab ihnen das Gepräge einer Kunst. Wir können hier nicht ausführlich der Verdienste Vauban's um diesen Zweig der Kriegskunst gedenken, aber wir wollen einem gründlichen Kenner und vortrefflichen Forscher, Allent, dem Verfasser der bekannten Geschichte des kaiserlichen Genie-Corps (hist. du corps impérial du génie 1805) die Worte entlehnen, womit er jene schildert, und die auch zugleich dazu dienen werden, seines Nebenbuhlers Coehorn's Wirksamkeit näher kennen zu lernen. On vit en des attaques si diverses, quel génie différent animait Vauban et Coehorn. Vau-

ban n'employant que l'artillerie nécessaire, n'usant de son influence que pour modérer l'ardeur de ses soldats, ne leur permettant de s'avancer que sous la protection de ses travaux, et les conduisant ainsi couverts jusqu'au pied de chaque ouvrage, avait mis son étude et sa gloire à les épargner, et l'avait fait sans ralentir le siège: Coehorn accumulant les bouches à feu, envoyant les troupes découvertes à des assauts éloignés, et sacrifiant tout au désir d'abréger le siège, d'effrayer et de surprendre les défenseurs, n'avait économisé ni les dépenses, ni les hommes, ni le temps même. Vauban avait cerné, recerné, coupé, morcelé les assiégés; Coehorn ne s'était occupé que de les accabler. C'était la force substituée à l'industrie, ou plutôt l'industrie employée à multiplier les moyens de destruction. On jugea que le premier s'était conduit comme un chef habile et qui manoeuvre; le second, comme un homme impétueux qui ne songe qu'à rompre et détruire l'ennemi. Dans les attaques de Coehorn, l'appareil des feux, l'audace et la combinaison des assauts éblouirent les esprits: on admira, dans celle de Vauban, une méthode à-la-fois plus sure, plus rapide, moins sanglante; en un mot, l'art de détruire soumis et devant sa perfection à l'art de conserver *). So

*) Die règles ou maximes générales, qui peuvent

viel Allent von Beiden bei Gelegenheit des Angriffs beider Führer auf Namur 1692 und 1695 *).

Was Vauban über die Vertheidigung fester Plätze sagt, läßt sich, so inhaltschwer es auch ist, kurz zusammenfassen. Vor allen Dingen empfiehlt er den Commandanten fester Plätze die genaueste Kenntniß ihrer Festungen, was in jenen Zeiten den Herren wohl Noth thun mochte; dann warnt er, dem Feinde die Punkte zu überlassen, welche ihm eine Art Commandement gestatten, und räth bei Befestigung vorgeschobener Werke, vor allen Dingen deren Emplazement richtig zu wählen und die Localität gehörig zu würdigen. Durch sorgfältig vorgeschobene Posten soll man sich in Kenntniß von alle dem zu erhalten suchen, was der Feind etwa unternehmen könnte. In den ersten Nächten soll man wenig feuern, weil dieß doch nur unnütz seyn würde. — Das Wurffeuer will er nach den Batterien und Logements des Feindes dirigirt haben. Gegen Ausfälle, besonders wenn der Feind noch in der Ferne ist, warnt er, sie sollen überhaupt schnell, und, wenn der Feind schon in der Nähe ist, durch eine Art Ueberfall geschehen. Den verdeckten Weg selbst will Vauban nicht hartnäckig vertheidigen. Er räth vielmehr, die Werke, die

servir à l'attaque des places, findet man von Vauban selbst zusammengestellt im traité des sièges. Aus v. Augoyat p. 259 f.

*) p. 317.

man doch nicht mehr halten kann, nach und nach zu räumen, aber sich ihrer, so oft sich eine Gelegenheit darbietet, sofort wieder zu bemächtigen. Schließlich empfiehlt er die größte Oeconomie mit den Leuten, der Munition, und räth endlich, sich weniger der schweren, als der leichten Caliber zu bedienen. Einzelne Nüanzirungen in diesen Grundzügen dürfen wir unerwähnt lassen, weil sie dem spezielleren Theile der Kunst angehören.

Hier jedoch in zwei Worten, was ein guter Commandant in dieser Zeit that. Il fait perfectionner tous les ouvrages. On épaissit, on revêt de fascines les parapets. On pratique sous les terre-pleins des magasins solides pour les poudres. Une double palissade, des traverses, des barrières coupent et fortifient le chemin couvert. Des fascines hérisées de piquets et enterrées, des chevaux de frise, des sacs et des trainées de poudre et de grenades, des fougasses dans les digues, des fièches, des logemens de contre-approches, étendent jusqu'au-delà même des avant-fossés les obstacles contre les cheminemens de l'ennemi. — So machte es der tapfere Chamilly in Grave.

Von einer gewissen Bedeutung beim Angriff der Festungen war der Minenkrieg, dem man unter Vauban's Einwirkungen gleichfalls mehr Sorgfalt schenkte, als bis dahin. — Vor ihm hatte es eigentlich an einer richtigen Minentheorie ganz gefehlt. Auch hatte man sich der Minen bis dahin

meistentheils nur dazu bedient, um Thürme ꝛc., oder auch einen Theil des Hauptwalls herabzustürzen. Um die Unsicherheit, welche sich dabei gewöhnlich offenbart hatte, zu verbannen, wurden unter Leitung des berühmten Megrigny Versuche zu Douay und Tournay angestellt, denen auch Vauban beiwohnte. Durch sie kam man jedoch keineswegs zu einem genügenden Resultat, weil man bei den Versuchen weder Rücksicht auf die Cohäsion der Erdart für sich selbst, und noch weniger auf die Form der Minenkasten ꝛc. nahm. Es wurden dadurch im Gegentheil manche Irrthümer in Umlauf gesetzt, die sich nahe an ein halbes Jahrhundert erhalten haben, qui rappellent, sagt Allent in seinem schon angeführten Werke, l'enfance d'un art encore imparfait, celui d'interroger en grand la nature, et avertissent des précautions qu'exigent, dans une science toute expérimentale, le travail important et délicat des expériences *). Die Tafeln, welche Vauban nach diesen Versuchen berechnete, haben sich lange erhalten und sind erst später durch Belidar berichtigt worden. —

Die Arbeiten des Mineurs selbst anbetreffend, so waren mit deren Leitung die Ingenieurs beauftragt. — Von Pedro Navarro bis auf

*) p. 212. Ueber die Versuche selbst sehe man Böhm's Journal für Ingenieure und Artilleristen I. B. S. 193.

Megrigny fand hierin keine Ausnahme statt. Auch war es ein Ingenieur-Offizier, der bekannte chevalier de Ville, der zuerst über die Einrichtung und Wirkung der Minen schrieb. Bis 1673 formirten die Mineurs durchaus kein Corps, sondern waren in den verschiedenen festen Plätzen zerstreut — stand ein Krieg bevor, so vermehrte man sie und gab ihnen einen Capitain. In den Jahren 1673, 1679 und 1693 jedoch wurden 3 Compagnien Mineurs formirt, von denen eine der berühmte Megrigny erhielt. Doch blieben sie mit Ausnahme der Compagnie Megrigny's der Artillerie attachirt, von der sie erst im Laufe des folgenden Jahrhunderts abgezweigt wurden. —

Die Stiftung der Sapeurs selbst ist unbekannt. Allent sagt, daß la sape, dans l'acception actuelle de ce mot, élait aussi inconnue que les tranchées — Vauban indessen gab dazu die erste Idee an und verlangte für die Stärke einer Sapeur-Compagnie, die er vorschlug, 215 Mann. —

Von Vauban als Schöpfer eines neuen Befestigungs-Systems hier zu reden, dürfte um so überflüssiger seyn, als dieß allgemein bekannt ist. Nicht allein die historische Kenntniß davon ist in der ganzen Welt verbreitet — es giebt vielleicht in den stehenden Heeren der civilisirten europäischen Mächte keinen Offizier, dem seine drei sogenannten Manieren nicht vertraut wären. Sein Name ist gewissermaßen das Schibolet für alle Militairs geworden, die sich um mehr als gerade

den mechanischen Theil ihres Berufs bekümmern, und wird es bleiben, so lange die Waffen dieselben bleiben, auf deren Gebrauch seine weisen Anordnungen combinirt waren. Was in späterer Zeit im Sinne seiner Combinationen gedacht und gethan worden, sind nur Nüanzirungen und Erweiterungen — was darüber hinausgegangen, soll noch erst die Probe bestehen.

Der große Elan, den Vauban der permanenten Fortification gegeben, konnte nicht ohne Einfluß auf die passagere bleiben. Dieser äußerte sich zuvörderst auf die Linien im Allgemeinen, dann bei den Contravallations- und Circumvallationslinien. Vauban's Ansicht über die letzten: de tous les retranchemens aucun n'est si mauvais als sie, scheint sie etwas in Mißkredit gebracht zu haben. Vauban hat der Construction der Linien einen eigenen Abschnitt: ce que l'on doit observer dans la disposition des lignes etc. gewidmet *). Er giebt für die Construction vier Profile an, indem er die obere Breite der Gräben auf 18—8 Fuß festsetzt. Für die Brustwehren verlangt er eine der aus den Gräben herausgearbeiteten Erde entsprechende Breite. Die Entfernung der Redans von einander bestimmt er auf 120 Toisen und giebt ihren Facen 20—25 Toisen Länge auf 90—100 Toisen Courtinenlänge. Aehnlicher Art waren die ungeheuren Linien, deren die Franzosen sich in dieser Periode, wie wir bereits

*) Traité des sièges. Ausgabe von Augoyat p. 23.

angeführt, bedienten. Bei der Verschanzung von Lägern ging man ziemlich von ähnlichen Grundsätzen aus, nur daß man wichtigere Punkte entweder mit in die Linie hineinzog, oder sie sonst befestigte; doch kommen davon wenig Beispiele vor. Uebrigens waren die Läger häufig ohne alle nähere Beziehung auf den Fond genommen. Namentlich galt dieß von denen Luxemburgs, die nach Clausewitz mehr Bequemlichkeitsläger waren. — Das Taktische war bei deren Wahl gewöhnlich auf eine überraschende Weise vernachlässigt und in allen Beziehungen dem, was wir in dieser Hinsicht von einem guten Lager verlangen, durchaus entgegengesetzt. Die Benutzung einzelner retranchirter Posten kommt erst im folgenden Zeitraume vor, in dem sie eine besondere Rolle spielen. Uebrigens war die Thätigkeit, welche man bei Errichtung der Linien, Verschanzung von Lägern ꝛc. anwandte, noch ungemein groß und übertrifft um Vieles die heutigen Leistungen darin.

Sehr bedeutend erweitert ward in dieser Periode das Pontonierwesen. Wir sahen bereits, daß die Franzosen von den Holländern den Gebrauch metallener Pontons — von weißem Blech oder Kupfer — entlehnt hatten, bei denen sie noch verschiedene Verbesserungen anbrachten, welche jedoch wenig Bestand hatten. Die großen Mittel, welche Ludwig XIV. überall anwandte, ließen ihn auch hierin große Anstrengungen machen, und so finden wir denn, daß die luxemburgische Armee einen Pontontrain von 110 kupfernen Pontons

bei der Belagerung von Namur mit sich führte; doch scheinen dadurch die hölzernen Pontons, die man bedeutend erleichtert hatte, nicht ganz verdrängt worden zu seyn, wenigstens finden wir ihrer noch hier und dort erwähnt. Als einer Neuigkeit ward es erwähnt, daß die Franzosen 1678 bei Dornik eine Brücke von Pontons schlugen, die um und um zu waren, und worüber selbst die größten Lasten gingen. Ein eigenes Pontonier-Corps aber scheint auch Ludwig XIV. noch nicht gehabt zu haben.

Ueber das Schlachtensystem dieser Zeit spricht sich Rocquancourt also aus: Das Centrum bestand aus Infanterie — die Cavallerie bildete die Flügel. Die Entfernung der Treffen betrug 100 bis 150 Toisen. — Die Intervallen zwischen den Bataillons und Escadrons waren ihrer Front gleich, doch öfters etwas kleiner *). Die Artillerie stand vor der Infanterie. L'importance, fügt er hinzu, que l'on attachait à la symétrie des ordres de bataille sur la fin du règne de Louis XIV. est le cachet de cette période; elle décèle de la timidité chez les généraux, et une extrême difficulté à pouvoir manoeuvrer; elle montre de la manière la plus évidente que l'art avait rétrogradé depuis Turenne: les dispositions

*) La distance qu'on doit laisser entre chaque bataillon et escadron n'est déterminée parmi les généraux, sagt Puysegur II. p. 35.

stagnantes et compassées n'appartiennent tout au plus qu'au second âge de l'art militaire *). — Wir wüßten diesem Urtheil, das im Allgemeinen ganz richtig ist, nichts hinzuzufügen. Viele der Schlachten aus jener Zeit beweisen jedoch, daß die besseren Generale wohl wußten, wann es Zeit war, Ausnahmen hiervon zu machen.

Die Disziplin der französischen Armee betreffend, so ist darüber von den Zeitgenossen sowohl als von der Nachwelt verschieden geurtheilt worden. Auch scheint sie in den verschiedenen Corps verschiedener Natur gewesen zu seyn. So sagt Vauban von der Artillerie, daß es keine Regimenter gäbe, où la subordination soit mieux réglée, und daß aucun corps ancien ni moderne n'a approché de la discipline ni du bon ordre des régimens **). Puysegur gedenkt in seinem weitläuftigen Werke weder der Disziplin, noch der Subordination, und Feuquières begnügt sich, darüber nur ein paar Worte zu sagen, und versichert, daß die ordonnances et règlemens hierüber durchaus hinlänglich wären.

Unter Ludwig XIV. begann man, die Miliz in Kasernen zu verlegen. Der wahrscheinliche Grund hierzu war wohl, daß diese unter seiner Regierung so zahlreich wurde, daß es in vielen

*) Cours élémentaires d'art et d'histoire militaires. 3. cahier p. 9.

**) Traité des sièges p. 281.

Verhältnissen unmöglich blieb, die Soldaten bei dem Bürger zu logiren. Einmal hiermit den Anfang gemacht, mußte diese Art und Weise, den Soldaten stets unter der Obhut seiner Offiziere zu haben, sich immer weiter verbreiten und bewähren. Hierzu mußte natürlich eine eigene Art der Beaufsichtigung kommen. Diese schien stubenweise sich am besten herauszustellen, und so entstanden die chambrées oder escouades, welche wir am besten mit Korporalschaften übersetzen — eine Benennung, deren Bedeutung uns nicht fremd ist. Reglementarische Verordnungen sprechen sich über alle Verhältnisse der Soldaten während der Dauer des Casernements aus — dadurch jedoch war den Unordnungen nicht vorgebeugt. Die vielen vornehmen und reichen Offiziere in der Armee, von denen einige bei den begünstigtern Corps ihre Stellen um 40—50,000 Thlr. kauften, achteten im Allgemeinen nur wenig auf die Gesetze, und so kam es denn auch wohl, daß öfters ganze Regimenter fast ohne Offiziere waren, die sich oft in der Hauptstadt unter den Augen des Kriegsministers umhertrieben. Die Subordinationsgesetze waren in Frankreich sehr strenge, wurden aber nur in den meisten Fällen auf die Unteroffiziere und Gemeinen angewandt. Jede Widersetzlichkeit ward mit dem Tode bestraft. Arrest, theilweise Entziehung der Löhnung und des Brodes waren die Strafen für geringere Vergehungen. Gröbere Vergehen, Schlafen auf dem Posten, Diebstahl, wur-

den mit Gassenlaufen und dem Stehen am Pfahl bestraft. Gotteslästerern sollte die Zunge mit einem glühenden Eisen durchstochen werden. Desertion, selbst von einem Corps zum andern, war mit Todesstrafe belegt. Spätere Ordonnanzen (1684) verhängten darüber das Abschneiden der Ohren und Nasen, Brandmarkung und Galeerenstrafe. Oft reichte sogar der Verdacht zum Desertiren hin, den angeblichen Thäter strafbar zu finden. Marodiren und Plündern war unter Todesstrafe verpönt; doch war man in Wahrnehmung der Gesetze darüber mehr wie tolerant, und meistens blieb es dem grand prévôt überlassen, durch fleißiges Aufgreifen der Plünderer und Erhenkung derselben Ordnung zu machen. Daß diese übrigens sehr schwer zu erhalten war, während die Regierung selbst die Verwüstung ganzer Landstriche, wie z. B. der Pfalz, gebot, bedarf wohl keiner Bestätigung. — Schildwachen, die ihren Posten verließen, wurden mit dem Tode bestraft — dasselbe traf den, der vor dem Feinde floh und der durch Reden oder Thaten die Flucht Anderer veranlaßte. — Aufwiegler jeder Art wurden erschossen. — Sehr streng waren die Gesetze gegen Duellanten. Sie traf im Entdeckungsfalle entehrende Entlassung. Befehlshaber, die unterließen, Duelle zu melden, wurden entlassen — Denunzianten erhielten 50 Thlr. Belohnung. Nichtsdestoweniger blieb es unmöglich, sie gänzlich auszurotten. — Hazardspiele waren scharf verpönt. Die Strenge des Gesetzes

traf sogar den Wirth, wo gespielt worden war. — Vor jeder Hinrichtung ward der Soldat degradirt. Trotz dieser strengen Ordonnanzen war die französische Armee meistens schlecht disziplinirt; selbst die barbarische Strenge, womit später die Kriegsgesetze gehandhabt wurden, reichte nicht aus, ihr den Anstrich einer gut disziplinirten Armee zu geben, wie ihn die deutschen Heere jener Zeit hatten.

Wir bringen den Zustand der Kriegskunst dieser Periode am besten zur Anschauung, wenn wir einige Schlachten einer Analyse unterwerfen: die eine aus einer Zeit, welche dem dreißigjährigen Kriege noch näher liegt und in welcher die beiden größten Feldherren ihrer Zeit gegen einander fochten, und die andere aus der letzten Decade des Jahrhunderts, nämlich die Schlachten bei Dünkirchen und Neerwinden.

Die Schlacht in den Dünen oder bei Dünkirchen ward durch die Belagerung dieses Platzes herbeigeführt, welche Marschall Türenne nach einer geschickten Bewegung, wodurch er seinen Gegner getäuscht, ganz unvermuthet unternommen hatte. Er hatte sich bereits auf dem Glacis logirt, und dachte daran, sich des bedeckten Weges zu bemächtigen, als die feindliche Armee zum Entsatz vor der Stadt erschien. Don Juan von Oesterreich nämlich, von mehreren Generalen unterstützt, hatte in einem großen Kriegsrath zu Ypern beschlossen, dem Platze unverzüglich zu Hülfe zu eilen. — Die französischen Flüchtlinge, welche sich

in seinem Heere befanden, der große Condé, die Marquis von Caraiene, Hocquincourt und mehrere Andere waren diesem Entschluß beigetreten. Nur der Herzog von York, der gleichfalls bei der Armee war, und Don Estevan di Gemarra, der eigentlich das Heer befehligte, waren weniger für dieses Unternehmen gewesen. Die Noth des bedrängten Platzes ließ jedoch den Abmarsch beschleunigen, und so trat man am 12. Juni den Marsch gegen die Franzosen an. Türenne stand bei der Nachricht vom Anmarsch des Feindes noch in seinen Circumvallationslinien, die er mit großer Sorgfalt hatte bauen lassen. Der Feind nahte sich zwischen der See und dem Canal von Furnes den französischen Linien. Die Dünen, mit denen das Land hier bedeckt ist, machten den Anmarsch schwierig. Nichtsdestoweniger erschienen die Spanier am 13. um 11 Uhr früh im Angesicht der französischen Armee. So wie Türenne Gewißheit über den Anmarsch des Feindes erhalten, hatte er einige große Dünen, die vielleicht an 1500 Schritt vom Lager auf der Anmarschlinie des Feindes lagen, befestigen und besetzen lassen. Das Schlachtfeld, auf dem sich die beiden Heere messen sollten, bot etwa 3000 Schritt Frontentwickelung und war mit einer großen Masse von Dünen übersät. Nördlich begrenzte es die See, südlich der Canal von Furnes. Folgende waren die Maßregeln, welche die beiden Heerführer für die Schlacht ergriffen. Marschall Türenne hatte 14

Compagnien französischer Garden und ein starkes Detachement Engländer in den Transcheen zurückgelassen, mit dem Befehl, sich in der Nacht auf der Contreskarpe zu logiren. Für den Rest seines Heeres, das sich auf dem Marsche nach der neuen Stellung befand, waren folgende Anstalten getroffen: 7 Bataillons französische Infanterie und 3 von dem englischen Hülfscorps sollten das Centrum formiren; 14 Escadrons jeden Flügel erster Linie — 2 französische Bataillons wurden bestimmt, den rechten Flügel der französischen Cavallerie zu schließen, Pelotons von französischen und englischen Musketiren den linken. Zugleich waren von jedem Bataillon 50 Musketire vorgegangen, um durch ihr Feuer die Cavallerie entfernt zu halten. Sie waren ziemlich weit voraus und hatten sich auf den Dünen logirt. Jedem Flügel waren ferner 5 Stücke beigegeben, die vor der Cavallerie plazirt waren. Zur Unterstützung der Infanterie erster Linie waren 4 Escadrons Gendarmen hinter ihr aufgestellt. — Die zweite Linie bildeten 6 Bataillons Infanterie, 4 französische und 2 englische, die auf jedem Flügel 10 Escadrons Cavallerie hatten. Zur Reserve waren der Armee 6 Escadrons bestimmt. Den linken Flügel der Reiterei befehligte der General Castelnau, den rechten die Herren von Crequis und Humières, zwei alte General-Lieutenants. Die Infanterie des ersten Treffens führte Marquis Gadagne. Der Marschall, von der Gewohnheit abgehend, die Befehle

der Truppen nach der Anciennetät der Generale zu vertheilen, hatte es für dießmal nach seinem besten Ermessen gethan. Nachdem der Marschall alle diese Anordnungen bestimmt, ward ihm ein Page des Marquis von Humières, der den Tag vorher in Gefangenschaft gerathen und sich selbst ranzionirt hatte, vorgeführt. Er hatte volle Freiheit gehabt, sich im Lager umzusehen, und bei dieser Gelegenheit erfahren, daß die Spanier ihr Geschütz erst in einigen Tagen erwarteten und übrigens in voller Sicherheit wegen eines Angriffs seyen. Dieß bewog Türenne, für den folgenden Tag die Schlacht zu bestimmen. — Er brach daher am andern Morgen eine Stunde nach Tagesanbruch zum Angriff auf. Türenne's Armee konnte nach Abzug der Truppen in den Transcheen und zweier Regimenter, die er in den Linien gelassen, 9000 Mann Infanterie und 5—6000 Mann Cavallerie betragen. Der Feind entdeckte den Marsch sehr bald und formirte sich eiligst zur Schlacht. Diese hatte er bis dahin, trotz dem, daß ihm Condé und der Herzog von York vorausgesagt hatten, Türenne werde ihn unfehlbar angreifen, noch immer unmöglich geglaubt. Hier die Anordnungen, die nun in aller Eile getroffen wurden. Die gesammte spanische Infanterie, etwa 6000 Mann stark, bildete eine Linie, mit Ausnahme etwa zweier Regimenter, die eine Art Reserve formirten. Ihre Front ging von einer der höchsten Dünen nahe am Meere quer durch die Dünen

durch, bis an die Wiesen, welche den Canal von Furnes begleiten. Das Regiment auf dem äußersten rechten Flügel bildete eine Art Flanke gegen das Meer. Die Cavallerie, an 8000 Pferde stark, war nur in der Hälfte auf dem Kampfplatze, weil sie gegen Condé's und York's Rath fouragiren war. Sie formirte sich mit der Hauptmasse in zwei Linien hinter der Infanterie. Mit einem Theile derselben stand Condé auf dem linken Flügel auf den Wiesen des Furnes-Canals, die hier mit Gräben durchschnitten waren, welche zwar nicht die Bewegungen der Reiterei unmöglich, aber doch schwierig machten. Das Terrain war hier so enge, daß er kaum mehr als 2—3 Escadrons in Front stellen konnte, sondern mehrere Linien hintereinander bilden mußte. Die Dünen in der Mitte der Fronte, also circa 1500 Schritt vom Meere und von den Wiesen des Furnes-Canals, hatten die Spanier in der Eile etwas befestigt. — Wie es scheint, flößten die getroffenen Maßregeln Condé wenig Vertrauen ein, denn als er die Vorbereitungen zur Schlacht sah, fragte er den Herzog von York, ob er schon eine Schlacht verlieren gesehen, und als dieser dieß verneinte, fügte er hinzu: nun, dann werden Sie es bald sehen. —

Wie wir gesehen, so lehnte die spanische Armee ihren rechten Flügel an das Meer, das die englische Flotte beherrschte. Einzelne Fahrzeuge nahten sich zur Zeit der Fluth dem rechten spanischen Flügel und beschossen diesen. Doch nicht hiervon er-

wartete Türenne sein Heil, es war im Gegentheil das Zurücktreten des Meeres, worauf der Marschall, wie wir später sehen werden, seinen Plan gegründet, seine Hoffnungen gebaut hatte. — Türenne rückte indessen gegen seinen Gegner vor. Dieß geschah jedoch einerseits des tiefen Sandes wegen, andererseits aber absichtlich so langsam, daß er in drei Stunden kaum eine Viertelmeile zurückgelegt hatte. — Türenne nämlich erwartete die Ebbe, um dann von der Seeseite her seinem Gegner in die Flanke gehen zu können. Er hatte zu diesem Behuf seinen linken Flügel auch verstärkt und dem General Castelnau Befehl gegeben, sich, so wie das Meer zurückgetreten seyn werde, dem Feinde in die rechte Flanke zu werfen. Beim Avanziren der Franzosen selbst blieb die Artillerie vor den ersten Escadrons der Cavallerie, feuerte von Zeit zu Zeit ein- oder zweimal und spannte dann in Eile wieder die Pferde vor, um rasch wieder in ihr Verhältniß zu kommen. Es wird bemerkt, daß sie so fünf Salven gegeben. — Condé hatte während dieser Zeit einen Theil seiner Reiterei zurückgenommen und dagegen Infanterie vorgeschoben, von der er Musketire vordetachirte, die sich zur Deckung der Cavallerie vor ihr aufs Knie niederlassen mußten. Die Dünen verhinderten, daß die Spanier die Vorkehrungen Türenne's gewahrten. Die englischen Hülfsvölker, welche der linke Flügel hatte, stießen zuerst auf die Spanier, welche auf einer steilen Düne standen. Hier entbrannte ein lebhafter Kampf zwischen den Pique-

niren der beiden Völker, in dem der größere Theil der spanischen Hauptleute blieb. Die englischen Freiwilligen, welche sich den Spaniern in die Flanke warfen, brachten sie jedoch zum Weichen. Selbst ein Detachement, das der Herzog von York zur Unterstützung herbeigeführt hatte, konnte den siegreichen Engländern nicht widerstehen. Aber der Kampf entbrannte aufs Neue, und noch heftiger, als die Engländer nun die Düne heruntersteigen wollten. Die spanische Infanterie ward hierbei trefflich von ihrer Reiterei unterstützt, und wer weiß, wie die Sache abgelaufen wäre, wenn in diesem Augenblick nicht Castelnau, welcher die vorhin erwähnte Bewegung längs dem Strande mit einigen Escadrons ausgeführt hatte, dem Feinde in der Flanke erschienen wäre. Zwar sammelte der Herzog von York die Flüchtigen und führte sie aufs Neue gegen den Feind, aber Castelnau's immer umflügelnde Bewegung gab der Sache eine so entschiedene Wendung zum Nachtheil der Spanier, daß sich der ganze Flügel zur Flucht wandte und der Herzog selbst kaum der Gefahr, gefangen zu werden, entging. Die durch die Ebbe völlig frei werdende Küste, deren noch mit Wasser getränkter Boden ganz fest war, ward von den Franzosen zugleich trefflich benutzt, ihrer Bewegung den größten Nachdruck zu geben. — Hierdurch war die Schlacht auf diesem Flügel entschieden. Offiziere der siegenden Partei sprengten alsbald nach dem rechten Flügel, um dieß dort zu verkünden.

Hier hatten sich die Truppen, nachdem sie ein-

ander ansichtig geworden, gleichfalls zum Kampfe angeschickt. Die Franzosen hatten zwei Trupps Freiwilliger vorgezogen, jeden von 50 Mann, die sie durch ein Regiment Infanterie unterstützen ließen. Nach einigem Hin- und Hergeschieße ging der ganze französische linke Flügel zum Angriff vor. Condé's Infanterie that bei der Vertheidigung jedoch nicht ihre Schuldigkeit — sie wich, nachdem sie nur eine Salve gethan — selbst die Freiwilligen folgten diesem Beispiel, ja sogar einige Escadrons plünderten, ohne ein Pistol abzufeuern. Die Cavallerie des Königs scheint durch diesen leichten Widerstand verlockt worden zu seyn, in Unordnung zu folgen, und diesen Moment benutzte Condé, und warf sich auf seine Gegner. Diese wurden in Unordnung zurückgetrieben und auf die Infanterie zurückgeworfen, die Condé's Reiterei mit einem lebhaften Feuer empfing. Ein Theil der französischen Reiterei hatte sich unterdeß seitwärts wieder formirt, um sowohl von den Flüchtigen nicht entamirt zu werden, als auch, um Condé bei weiterem Vorrücken in die Flanke fallen zu können. Der Umstand, daß Condé beim Angriff auf die Infanterie sein Pferd verliert und daß die französische Cavallerie sich gegen die Flanken der Condé'schen Reiterei wirft, bewirkt endlich den Rückzug derselben — doch vermochten die französischen Truppen keinen Vortheil davon zu ziehen, und begnügten sich, bei einer nur mäßigen Verfolgung von etwa einer Viertelstunde, mit dem Besitze des Schlachtfeldes. —

Die Schlacht gehört nicht mit zu den bedeutenden, aber sie ist lehrreich in manchen Beziehungen und zeigt uns die Kunst selbst in vollem Fortschreiten. Vortrefflich sind Türenne's Anstalten — er selbst bleibt dem gefährlichsten Manne in der feindlichen Armee gegenüber; den unternehmenden Castelnau hat er auf den entscheidenden Punkt gestellt. Ueberall sind die höheren Offiziere so plazirt, wie es die Umstände, und nicht das Herkommen verlangten. Mit großer Gewandtheit verflicht er die Elemente mit in die Anlage seiner Schlacht und führt hierdurch die Entscheidung herbei. Die taktischen Details selbst sind höchst interessant, weil sie uns in den meisten Beziehungen ziemlich klar sind. Jamais l'influence du talent et de la réflexion n'avait été plus manifeste, sagt Rocquancourt hierüber in seiner sonst ziemlich mageren Darstellung dieser Schlacht *). — Das Betragen der spanischen Heerführer dagegen ist unter aller Critik. Erst können sie die Zeit nicht erwarten, anzukommen, und lassen Artillerie und Schanzzeug zurück, dann machen sie Halt, schicken die Cavallerie auf Fouragirungen und lassen sich endlich fast überfallen. Als Condé und York von der Recognoscirung des feindlichen Anmarsches heimkehrten und Don Juan d'Austria ihnen den Anmarsch der Feinde meldete, ward er noch immer bezweifelt — es war, als wäre er mit Blindheit geschlagen worden. Die

*) III. p. 41.

taktischen Anordnungen endlich waren nicht viel besser. Hätten die Führer ihren linken Flügel verstärkt, Condé dessen Führung anvertraut und den rechten versagt, wer weiß, welches der Ausgang des Treffens gewesen seyn würde — aber dazu mußte man vor allen Dingen mit den gehörigen Mitteln die Einleitung getroffen haben. Uebrigens waren die Resultate des Sieges, der nur 3 bis 4000 Gefangene abwarf, und den Besiegten 800—1000 Todte, den Siegern aber fast nichts kostete, besonders durch die Einnahme von Dünkirchen, das den Engländern übergeben werden mußte, bedeutend.

Die Schlacht von Neerwinden (29. Juli 1693) ward 35 Jahre später von einem Schüler Türenne's geliefert — Formation und Bewaffnung hatten sich bedeutend verändert. Zu Türenne's Zeiten hatten die Bataillons gewöhnlich 17 Compagnien, worunter eine Grenadier-Compagnie, die Compagnien 50 Mann ohne Offizier, die Bataillons zählten also 850 Mann mit 52 Offizieren. — Die Offiziere führten Piken von 10 Fuß, die zwei Corporale hatten solche von 17 Fuß, 4 Soldaten pro Compagnie hatten Flinten (fusils), 12 Piken von 14 Fuß Länge, der Rest Musketen. — Die Grenadiere alle führten Flinten mit einem Bajonnet, das eine hölzerne Dille hatte. Alle ohne Unterschied hatten Bandoulières, an denen die Ladungen hingen. — Die Leute formirten sich 6—5 Mann tief. Die französische Garde hatte keine

Grenadier-Compagnie, und ihre Bataillons zählten nur 6 Compagnien; die Schweizer Regimenter hatten gar nur 4, die deutschen Regimenter aber 8 Compagnien das Bataillon. — Die Bewaffnung war gleichmäßig in allen Infanterie-Bataillons. — Die leichten Cavallerie-Regimenter hatten 6, 9, auch 12 Compagnien; 3 Compagnien formirten eine Escadron — die Stärke der Compagnie betrug 3 Offiziere, einen Wachtmeister und 50 Reiter, die Stärke der Dragoner und Gendarmerie war verschieden — sie formirte sich 3 Glieder tief.

Zur Zeit, als Luxemburg den Oberbefehl führte, hatte das Bataillon nur 13 Compagnien à 55 Mann ohne Offizier, von denen 10 Soldaten mit Piken bewaffnet waren. — Das Baudrier war durch den Ceinturon ersetzt worden. — Die Truppen rangirten sich 5, 4, ja 2 Mann. Die Cavallerie hatte ziemlich ihre alte Organisation behalten, war aber leichter geworden. Die gesammte Cavallerie formirte sich 3 Glieder tief. Die Truppen waren gelenkiger, gefügiger und gehorsamer geworden — aber der Methodismus hatte viel Gutes aus ihnen verbannt. —

Die Schlacht von Neerwinden hat in vieler Beziehung Aehnlichkeit mit den Schlachten unserer Tage und drehte sich eigentlich nur, wie wir sehen werden, um die Wegnahme der vor der Front belegenen Dörfer. —

Der Prinz von Oranien, um sich dem Anmarsch des Marschalls zu widersetzen, hatte sich

auf einen Höhenzug zwischen der Gete und dem Landenbach gestellt. Feuquières, Mitkämpfer der Schlacht, giebt eine etwas verwickelte Beschreibung von der Aufstellung, von der wir nur herausheben wollen, daß die Gete den rechten, der Bach von Landen den linken Flügel deckte, und daß Laer und Neerwinden vor dem rechten, Rumsdorf vor dem linken Flügel, Neerlanden aber in der linken Flanke der Befestigungslinie lag. — Die Dörfer, besonders Neerwinden, hatte man in der Eile zur Vertheidigung eingerichtet, die Straßen barricadirt ꝛc. Der sanft sich verlaufende Höhenzug war mit einer zusammenhängenden Linie Retranchements befestigt worden, welche, da sie die Arbeit nur einer Nacht, wahrscheinlich höchst unvollkommen waren. Hier und dort waren nur Artillerie-Wagen und Karren zusammengeschoben worden, um eine Art Verschränkung zu bilden und den Feind abzuhalten. Die Ausdehnung der Stellung betrug an 4000 Toisen oder zwei Stunden — im Rücken derselben floß auf etwa 4000 Schritt Abstand ziemlich parallel mit ihr die Gele. Die Armee, welche diese Stellung vertheidigte, zählte 61 Bataillons, 132 Schwadronen und 91 Geschütze, was nach den damaligen Etats 37,000 Mann Infanterie und 20,000 Cavallerie geben wird. Die Franzosen zählten 98 Bataillons, 201 Schwadronen und 71 Geschütze, die wir auf etwa 50,000 Mann Infanterie und 25,000 Cavallerie anschlagen dürfen. Die Ueberlegenheit der Fran-

Franzosen über die Verbündeten gesteht Quincy auf ein Drittheil ein. Feuquières sagt, daß der Prinz von Oranien viel Infanterie nach Neerwinden gebracht, viel Geschütz auf den das Dorf überhöhenden Berg gepflanzt, diesen selbst mit Infanterie besetzt und auch Romsdorf damit belegt habe.

Der Marschall war nach einem ermüdenden Marsche mit einem Theil der Cavallerie um etwa 3 Uhr Nachmittags vor der feindlichen Stellung angekommen. Die Infanterie folgte später, das Gros derselben traf erst um Mitternacht ein. Die ersten 4 Bataillons der Tete benutzte der Marschall sofort, um aus Landen, das nicht weit von Ramsdorf lag, den Feind zu vertreiben, ein Unternehmen, dem der Prinz von Oranien auch weiter keine Schwierigkeiten entgegensetzte. Für den folgenden Tag traf dann der Marschall folgende Disposition: 16 Escadrons Dragoner detachirte er gegen Neerlanden, um den linken feindlichen Flügel sowohl zu beschäftigen, als zu beobachten. Das Centrum, das sich während der Nacht vor dem Mittelpunkt der feindlichen Linie in einem bunten Gewirre von Infanterie- und Cavallerielinien tief formirt hatte, setzte er mit Tagesanbruch unter dem heftigsten Feuer durch einen klugen und geschickten Marsch, wie sich Feuquières ausdrückt, der Art in Bewegung, daß er eine Schlachtordnung von zwei Linien zu Stande brachte, von der er die

Infanterie zum Angriff auf Neerwinden disponirte, während er die Cavallerie des linken Flügels anwies, bei der ersten Gelegenheit zu einer entschiedenen Offensive überzugehen.

Um 6 Uhr früh begann der Angriff auf Neerwinden, das man auch bald wegnahm. Da jedoch eine vom Marschall befohlene gleichzeitige Bewegung gegen das feindliche Centrum unbegreiflicherweise nicht stattfand, so vermochte der Prinz von Oranien seine Truppen im Dorfe mit den von dort herangezogenen Regimentern zu verstärken und die Franzosen wieder herauszuwerfen. Diese Scene wiederholte sich dreimal. Zu gleicher Zeit schlug man sich, wenngleich auch nicht mit solcher Hartnäckigkeit, um Romsdorf. Da der Marschall sah, daß die Schlacht stockte, der Muth der Seinen anfing nachzulassen, so eilte er selbst auf den linken Flügel und formirte hier die Garde zu einem neuen Angriff. Nach einem mörderischen Kampfe wurden die Franzosen zum viertenmale Herren des Dorfes. Durch das allmählige Heranziehen der Truppen jedoch vom linken Flügel und dem Centrum waren die Linien der Verbündeten natürlich sehr geschwächt worden. Diesen Umstand benutzte Feuquières, der jetzt das Commando im Centrum erhalten, und befahl dem Marquis de Crequi, die geschwächten Theile der feindlichen Linie anzugreifen, während er mit der Reiterei selbst sich gegen den linken Flügel des Feindes wendet, und dort eindringt, wo bloße

Verschränkungen der Wagen den Zugang erschwerten. So wie die auf dem Marsch befindlichen 9 Bataillone, welche man zuletzt abgerufen, sahen, daß der Feind in ihre Linien eingedrungen, machten sie sofort Kehrt, um ihn wieder herauszuwerfen, aber sie fanden hierbei so viel Hindernisse, daß ihnen nichts übrig blieb, als ein Quarré zu formiren und unter dem Schutze ihrer herbeieilenden Cavallerie den Rückzug anzutreten. Der Prinz von Oranien, den Rückzug seines linken Flügels gewahrend, giebt nun die Hoffnung auf, den Sieg zu erringen, und tritt den Rückzug an. 84 Geschütze, 1500 Gefangene blieben in der Sieger Händen. — 18,000 Todte und Verwundete sollen das Schlachtfeld bedeckt haben, wogegen die Franzosen ihren Verlust nur auf 9000 Mann anschlugen.

Vergleichen wir diese Schlacht mit den früheren Kämpfen dieser Periode, so werden wir eingestehen müssen, daß sie sich in vielen Beziehungen davon unterschied. Zwei Drittheile des Fußvolks beider Theile kämpften hier 10 Stunden lang mit abwechselndem Erfolg um den Besitz zweier Dörfer, deren Wegnahme die Schlacht entscheiden muß. Die Schlachtlinie ward allmählig gebrochen, die ordre de bataille zugleich verändert, und die Infanterie von beiden Theilen in der Mehrzahl zur Wegnahme oder Behauptung Neerwindens verwandt — also ganz im Sinne der Schlachten un-

rer Tage. Ueber die Art des Angriffs und der Vertheidigung ist uns nichts bekannt. Die Grundstücke der Bewohner des Dorfes, in der Mehrzahl durch fast 5 Fuß hohe Lehmwände von einander getrennt, die engen verrammelten Straßen, so wie die Solidität der meisten Häuser, setzten den Angriffen vielfache Hindernisse entgegen. Dabei scheinen die Franzosen jedesmal zu stark bei ihrem Eindringen in den Ort gewesen zu seyn. Hierdurch entstand Unordnung, die bei dergleichen Angelegenheiten überhaupt schon immer da ist. Die Masse vermehrte also nicht die Kraft. Da die Verbündeten die Zugänge nach ihrer Seite zu offen gelassen, so kamen sie dem Feinde jedesmal in einer breiteren Front entgegen, wodurch es ihnen möglich ward, ihn immer wieder aus dem Dorfe herauszuwerfen. Hätten die Franzosen, nach der ersten Einnahme des Dorfes, die Lehmwände niedergerissen und sich Communication vorbereitet, so ist sehr wahrscheinlich, daß sie gleich anfangs im Besitz des Ortes geblieben wären. Schon die Zeitgenossen rügten, daß man dieß unterlassen, und die Feinde des Marschalls benutzten diese Fehler, um gegen ihn zu cabaliren. Ob übrigens der Marschall recht that, gerade beim Angriff der Dörfer stehen zu bleiben, ist eine andere Sache — seine Ueberlegenheit bot ihm gewiß mannigfache Gelegenheit dar, durch Bedrohung der Communication seines Gegners diesen zur Räumung seiner Stel-

lung und zur Schlacht unter günstigeren Verhältnissen für sich zu zwingen. Doch muß man die Schnelligkeit des Entschlusses zu schlagen, die Einleitung zur Schlacht, so wie endlich noch die Hartnäckigkeit loben, mit welcher der Marschall bei dem nun einmal gefaßten Plane verharrte. Weniger ist dieß mit der Art und Weise der Fall, wie der Marschall den Sieg verfolgte. — Wäre er über die Gete vorgedrungen, so ist sehr wahrscheinlich, daß des Feindes Verluste sich noch weit bedeutender herausgestellt haben würden.

Dem Heerführer der Verbündeten kann man nicht sonderliches Lob spenden. Zuvörderst war es ein Fehler von ihm, die Schlacht überhaupt dort anzunehmen. Er konnte sich hinter die Gete zurückziehen und hier, den Umständen gemäß, dem Marschall den Uebergang streitig machen, so unter günstigern Verhältnissen schlagen, oder überhaupt der Schlacht bis zu einem gelegeneren Moment ausweichen. Die Disponirung der Truppen in der Aufstellung war nicht gut. Weil Wilhelm überall gleich stark seyn wollte, war er überall zu schwach. Vom linken Flügel derselben, wo später Feuquières durchbrach, konnte man wie von einem Belvedere das Schlachtfeld übersehen. Der Prinz war also gewissermaßen mit dem ersten Strahl der Sonne über seines Gegners Plan orientirt. Aber was er that, um ihm entgegenzuwirken, war mehr geeignet, den Franzosen zur

Erreichung des Sieges behülflich zu seyn, als diesen streitig zu machen. Die nicht sonderlich angelegten Linien erlaubten den Franzosen übrigens, beim Angriff derselben von allen ihren Waffen Gebrauch zu machen. Hätte Wilhelm III. statt dieser Linien, sagt General Clausewitz, ein Paar große, tüchtige Redouten anlegen lassen, welche jede eine Batterie von 20 Kanonen in sich gehabt hätten, so hätte er sein Centrum immerhin von Infanterie entblößen können. Da die Dörfer Rumsdorf und Neerwinden etwa nur 3000 Schritt von einander entfernt waren, so würden diese beiden Redouten den Zwischenraum gegen die feindliche Reiterei vollkommen gedeckt, und diese niemals gewagt haben, die Verbündeten hinter den Schanzen aufzusuchen ꝛc. — eine Ansicht, der man nur beipflichten kann. — Die Folge der Unterlassung dieser einfachen Maßregel war der Verlust der Schlacht und das Auseinandersprengen des verbündeten Heeres nach Diest und Löwen. — Anerkennung scheint die Art der Vertheidigung von Neerwinden zu verdienen; wenigstens standen die Deutschen damals den Franzosen in Dorfgefechten nicht nach. —

Wir schließen hiermit unsere Darstellungen und Ueberlieferungen zur Kriegskunst und Kriegsgeschichte des siebenzehnten Jahrhunderts. Doch wolle Niemand meinen, daß mit einer allgemeinen Kenntniß der Entwickelung der Kriegskunst

Alles geschehen — wer neben dem, was sich im Kriege zugetragen, nicht auch weiß, wie sich sonst das Leben in Staat und Kirche gestaltet, wie sich Literatur und Kunst herausgebildet, der darf nicht glauben, eine Zeit zu kennen. Alle Kenntniß der Kriegskunst und der Kriegsgeschichte bleibt ohne die geistige Offenbarungsgeschichte der Völker überhaupt nur unvollkommen, ja dürftig im höchsten Grade.

Gedruckt bei A. W. Schade.

BRIGHAM YOUNG UNIVERSITY
3 1197 22402 4445